

Grey Scale #13



A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19



Reichsarchiv



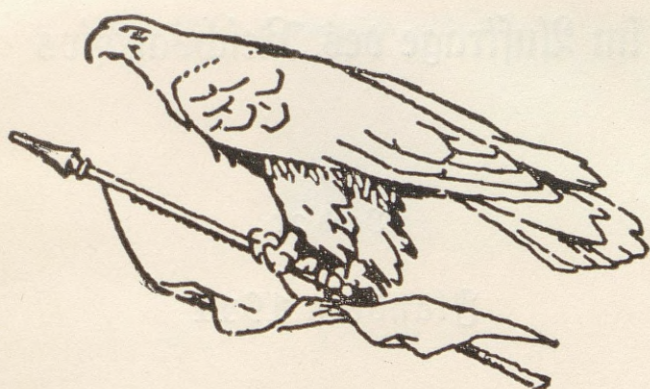
Flanders 1917



Reichsarchiv



Flanders 1917



Schlachten des Weltkrieges

In Einzeldarstellungen bearbeitet

und herausgegeben

im Auftrage des Reichsarchivs

Band 27

Flandern 1917



Oldenburg i. O. / Berlin 1928

Druck und Verlag von Gerhard Stalling
Gründungsjahr der Firma 1789

Flandern 1917

Mit 1 Karte und 4 Bildtafeln

Dargestellt

von

Werner Beumelsburg



Oldenburg i.O. / Berlin 1928

Druck und Verlag von Gerhard Stalling
Gründungsjahr der Firma 1789

Druck und Verlag von Gerhard
Stalling, Oldenburg i. D.,
Übersetzung, sowie alle anderen
Rechte vorbehalten.

Copyright 1928 by Gerhard
Stalling, Oldenburg i. D.
(Gesamtumfang 170 Seiten.)

28807

2



Kapitelübersicht

	Seite
I. Majorgraacht	9
II. Wijtschate	18
III. Steenbeef	34
IV. Nonnebosschen	50
V. Houthulst	60
VI. Doodemolen	69
VII. Herenthage	87
VIII. Schreiboorn	99
IX. Doelkapelle	112
X. Bisswegen	127
XI. Dasschendale	140

Angefügt ist eine kurze Übersicht über den Verlauf der Flandernschlacht, bearbeitet von Oberst a. D. Ludwig Lange.

Kartenbeilage.

Karte „Flandernschlacht 1917“ mit Übersichtskarte von Belgien und Nordfrankreich.

Bilderverzeichnis.

- Tafel I: Generalfeldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern und General der Infanterie Sigt v. Armin; Generalleutnant v. Kuhl und General v. Voßberg.
- Tafel II: Minensprengung. Sprengtrichter bei Wijschate. In der verlorenen Höhenstellung zwischen Wijschate und Meeßen.
- Tafel III: Im Trichterfeld bei Geluveld. Am Houthulster Wald. Das Kampffeld bei Zandvoorde. Schotten beim Abtransport von verwundeten deutschen Gefangenen.
- Tafel IV: Zerschossener Soldatenfriedhof bei Geluveld. Reste der Kirche von Geluveld. Paschendale im Juni 1915 und im Dezember 1917.

Einführung.

Über sechs Monate lang hat die Schlacht in Flandern im Jahre 1917 geraft. Duzendweise verschwanden hüben und drüben die Divisionen im Wirbel des Kampfes, um nach kurzer Frist gelichtet und erschöpft, oft zu kümmerlichen Resten ausgebrannt, aus dem Hergentessel wieder aufzutauchen und frischen Divisionen die Füllung der klaffenden Lücken zu überlassen. Die Schriftleitung hat das gewaltige Geschehen in allen Einzelheiten mit weitgehender Unterstützung der Mittkämpfer erforschen und festlegen lassen. Die von Archivrat Walther Brandt, Archivrat Dr. Georg Struß und Oberst a. D. Ludwig Lange geleistete mühevollen Arbeit ist zu einem umfassenden Werk angeschwollen. Die Veröffentlichung im Rahmen des begrenzten Umfanges der Schriftfolge hat sich jedoch leider als unmöglich erwiesen. Wir hätten dafür mindestens 3—4 Bände ansetzen müssen. Auf der anderen Seite konnte die gewaltigste Materialschlacht des Weltkrieges nicht gänzlich ausgelassen werden, da die Schriftfolge ihrer Bestimmung gemäß in ihrem Zusammenhange wenigstens einen Überblick über die wesentlichsten Schlachten des Weltkrieges geben soll. Wir haben uns deshalb entschlossen, die Arbeiten der genannten Herren dem Verfasser von „Douaumont“, „Loretto“ und „Ypern 1914“, Herren Werner Beumelburg, zur Verfügung zu stellen, mit dem Auftrage, in einem Bande das charakteristische Erleben der Flandernschlacht psychologisch herauszuarbeiten, um so wenigstens den Beziehern der Schlachtenfolge einen gefühlsmäßigen Einblick in das ungeheure Ringen zu vermitteln. Die Erfahrung hat gelehrt, daß weite Kreise der Freunde unserer Arbeit solche Schilderungen besonders zu begrüßen pflegen. In der Tat muß auch vom historischen Standpunkte aus eine derartige Darstellung persönlichen Erlebens, die Vermittlung menschlichen Empfindens, seelischer Eindrücke, die Zeichnung von Wirklichkeitsbildern, die jeder nachempfindet, der an den Kämpfen teilgenommen hat, als berechtigt anerkannt werden. Sie gestattet eigentlich erst, eine wirkliche Vorstellung von der Größe der vollbrachten Taten zu gewinnen, sie gibt einem heranwachsenden Geschlechte die Möglichkeit, die Schwere unseres Ringens zu erfassen, den Begriff „Materialschlacht“

jedenfalls überzeugender in sich aufzunehmen, als das eine noch so vortreffliche Aneinanderreihung der Kampfbegebenheiten vermag.

Der historische Verlauf der Schlacht ist daneben in großen Zügen festgehalten, bei einzelnen Abschnitten auch in breiterer Form geschildert worden. Wir haben trotzdem einen Überblick über die Kämpfe angefügt. Es wird sich empfehlen, an der Hand dieses Überblickes sich den Verlauf der Schlacht zunächst wieder zu vergegenwärtigen und dann die Arbeit Beumelburgs auf sich einwirken zu lassen.

Das Reichsarchiv hofft späterhin auch die erwähnte eingehende Darstellung der Schlacht der Öffentlichkeit zugänglich machen zu können. Auch der Erfüllung der vielfach an die Behörde herangetretenen Wünsche auf Bearbeitung weiterer Schlachten, die in dem nächsten Programm nicht vorgesehen sind, stehen wir durchaus geneigt gegenüber, teilweise sind derartige Arbeiten bereits in Angriff genommen worden. Es läßt sich jedoch z. B. noch nicht übersehen, wann und in welcher Form eine Veröffentlichung möglich sein wird.

Potsdam, Reichsarchiv.

Im Oktober 1928.

Soldan,

Archivrat und Leiter der Schriftfolge
„Schlachten des Weltkrieges“.



I.

Majorgraacht.

Von Warneton führt die Straße in nordwestlicher Richtung, von niedrigen Bäumen gesäumt, durch den Douvegrund und zweigt, die Eysniederung verlassend, nach wenigen Kilometern westlich auf Messines ab. In Messines (Meesen) trifft sie die große Chaussee, die aus Armentières kommt und über den Höhenzug von Wijtschate nach Ypern führt. Zwischen Meesen und Wijtschate, auf dem Sattel, den die Höhe hier bildet, taucht weit zur Linken der Abriß eines Berglegels auf, der, nicht viel höher als einhundertundfünfzig Meter, dennoch für das flachwellige Land einen mächtigen, beherrschenden Kolosß bildet.

Die Sonne ist heute schon tief herabgestiegen. Ein kühler Luftzug kommt aus dem Grunde, der zwischen dem Wijtschaterücken und jenem Berg gebreitet ist. Er streicht durch das wuchernde Gebüsch und Gestrüpp um die Spanbroekmühle und bewegt gemächlich deren gewaltige Flügel. Das rote Ziegeldach der Goethaltferme leuchtet aus den Wiesen am Haeringbeek wie ein blutiger Tupfen auf dunkelgrünem Teppich und am Straßenkreuz Groote Bierstraat wirbelt sonnenvergoldet der Staub eines Automobils.

Bald mag es Abend werden hier oben.

Voraus, auf mählich von Westen und Osten ansteigender Höhe, Dorf Wijtschate. Das Dach des Kirchturms funkelt, als sei es aus reinem Gold. Hähne krähen den Abendgruß und große Scharen weißer flandrischer Hühner bevölkern die Wiesen.

Neu sind die Ziegel der Dächer, neu die roten Backsteine der Wände, neu sind die Pflastersteine und neu Pflugschar und Egge, die auf den

Höfen liegen. Neu und jung sind die Baumschößlinge auf den Wiesen, neu die Schilder, die an den Wegkreuzen stehen, neu ist alles, alles ringsum. Nichts ist da, was schon vor zehn Jahren hier gewesen wäre, hier und in Meesen, in Houthem, in Hollebefe, in Zandvoorde, Geluveld, Beseleare, Zonnebefe, Paschendale, Boelkapelle, Langemark und in Bifschoot.

Neu sind auch die zahllosen Reihen der weißen, rechteckigen, senkrecht aufgerichteten Grabsteine auf grünen, ummauerten Friedhöfen, hier und überall zwischen den Dörfern um Ypern. Neu sind die Inschriften, die darein gemeißelt sind. Und alt ist nur, was darunter liegt.

Heraustretend aus Wijschate, in die flache Mulde hinabsteigend, die zwischen dem Dorf und Sankt Eloi sich ausdehnt, geht zur Rechten der Blick abwärts zum Ypern—Eys-Kanal, der von Comines nördlich auf Ypern zustrebt. Von der „Herberg in den Jager“ aus windet ein schüchternes Bächlein sich durch die Senkung, wässert ein paar Wiesen, nährt und nagt an dem Gewurzel im Grunde, wo einstmal richtige Bäume gestanden, schlängelt sich verwundert um einige zerbrochene, überwucherte Betonklöße, die mitten aus Wiesen und Äckern emporragen, und verliert sich dann in der Richtung des Kirchturms von Hollebefe. Das ist der Roozebeel. Aber es wachsen noch keine Rosen wieder hier.

Aus der „Herberg in den Jager“ tönt heute fröhliches Gelächter zu einem Grammophon, das schnarrend und blechern den neuesten Schlager spielt. Deutlich vernimmt man aus rauhen flämischen Bauernkehlen den Gesang, der die „Swiegermodder“ zum Text hat. Sie klatschen dabei im Takt auf ihre Schenkel und klappern mit den Holzpantinen. Ihre Weiber wirbeln lachend im Kreise, daß die dreizehn Unterröcke nur so fliegen. Die Alten trinken bedächtig einen Kornschnaps und die Jugend verdrückt sich nach draußen an die Hinterwand, um heimlich eine Zigarette zu schmöken oder gar auf dem Rade den Alten zu entfleuchen nach Ypern, wo heute auf dem grooten Platz Kirmes ist. Schießbuden, Schiffschaukeln, die eiserne Jungfrau, die Dame ohne Unterleib, Karussell und das Karitätenkabinett, das für Jugendliche gesperrt ist.

Ja, wenn es drinnen im „Jager“ für einen Augenblick still ist, und wenn jemand für das Grammophon eine Platte wechselt, dann kann man leise durch den Abend das erregende Gewirr der zahlreichen Orchestrions und Drehorgeln vom grooten Platz her vernehmen. Der Klang kommt über die Höhe hinweg, die zwischen Sankt Eloi und Hollebefe gelagert ist, und auf deren Scheitel sich jetzt schon düster und abendlich der

Schatten des Eithofs abhebt. Aber es stehen noch keine Eichen wieder dort oben, nein, es wachsen keine Eichen in zehn Jahren.

Wenige Minuten weiter liegt die „Herberg in den mieten Balken“, abermals tausend Meter davon die „Herberg in den steenen Hahn.“ Rückwärts versinkt in den Schatten des Abends, die langsam von Hollebeke heraufsteigen, Dorf Wijschate.

Aber immer noch steht zur Linken am Horizont jener mächtige Berg, der das ganze Land beherrscht, und dessen Gipfel von den letzten Strahlen der Sonne mit einer goldenen Krone geschmückt ist. Wenn dieser Berg sprechen könnte von dem, was er vor zehn Jahren gesehen, von Boesingen im Norden über Paschendale und Hollebeke bis nach Meesen und hinab zum Bloegsteelter-Wald im Südosten! Wenn er berichten könnte von dem Tag, als endlich ihn selbst die Flut erreichte, die jahrelang zu seinen Füßen gebrandet, und über seinem Gipfel donnernd zusammenschlug! Als sein grüner Rücken sich erst braun färbte und dann rot . . . als der flirrende Strahlenkranz feuriger Eisenstücke aus der Ebene ringsum sich auf seinem Haupt zu einer Krone sondergleichen zusammenfügte . . . und als dann, abermals im Herbst, das Meer der Schlacht abfloß von seinen zermühlten Hängen und Stille wieder einkehrte und Dunkelheit und Ende und Tod.

Nun trägt sein Haupt ein gewaltiges steinernes Monument. Die Erde grünt wieder, rote Ziegeldächer und spitze gotische Kirchtürme versammeln sich um ihn. Zahlreicher aber als die Ziegeldächer sind die weißen Steintafeln, zu Tausenden gereiht, die aus dem dunkelgrünen Rasen der Gründe leuchten. Zahlreicher als die Kirchtürme die basaltenen Obeliskten überall auf den Höhen, auf deren Fuß jene vorübergegangene Zeit ihre Zeichen eingemeißelt.

Nun ist die Sonne, ein blutroter Ball, im Dunst über Poperinghe untergetaucht. Die herausziehende Nacht entkleidet jenen Berg schweigend seiner goldenen Krone und behängt ihn mit dunklen Schleiern.

Aber schon rüstet auf der andern Seite über Wervik der Mond, das steinerne Monument auf dem Gipfel aufs neue erglühen zu machen. Schon beginnen die Dunststreifen im Grunde sich heller zu färben und ein sonderbarer Glanz legt sich auf die Anhöhen. Nicht lange, und die Lichter von Ypern werden ihren Schein bis hier hinaustragen, mit dem Mond, dem Nachtwandler, einen lautlosen Wettstreit führend.

Die verworrene Musik vom grooten Plag her ist nun viel stärker zu

vernehmen, indes der Mond sich schon im Teich von Dikkebusch zu spiegeln beginnt.

Weiß wie ein knöcherner Finger, drohend erhoben, leuchtet auf dem Kimmel jener riesige Stein, den man den Toten zum Wahrzeichen gesetzt . . .

*

Heute abend sind alle Dörfer ringsum ausgestorben.

Schon früh am Nachmittag ist alles hineingeströmt nach Ypern, zu Fuß, auf Rädern, in hohen zweirädrigen Karren, mit grauer Zeltplane bespannt, in rasselnden Fordwagen, auf Motorrädern. Die aus Paschendale, Zonnebeka und Geluveld kommen durch das Tor von Meenen (Menin) herein, die aus dem Norden durch das Diksmuider Tor, die aus Wijschate und Hollebeka durch das Tor von Ryssel, das auf französisch Lille heißt. Sogar die Züge aus der Eysniederung sind vollgestopft mit Menschen beiderlei Geschlechts, denn es ist heute die letzte Woche der drei Wochen Kirmes und in dieser Woche gar der letzte Tag.

Die engen Straßen hallen wieder von fröhlichem Lärm. Gemessene Polizisten in belgischer Uniform walten ihres Amtes und grüßen mit lautem „Gooden Dag“ ihre Bekannten. Kriegsinvalide Feiertagsmänner hocken am Straßenrand und strecken die Stummel ihrer Glieder vor. Hin und wieder fallen ein paar Centimes in ihre Mützen.

Schlimm ist das Gedränge auf dem grooten Plaz, der von einem Lichtermeer überflutet ist. Die Giebel der gotischen Häuser ringsum, alle funkelnagelneu, glitzern und glimmen in eitler Pracht. Der Lärm der Musikinstrumente aus drei Karussellen und einer Schiffschaukel, das Pfeifen einer imitierten Eisenbahn, das unaufhörliche Knallen vor den Schießbuden, das Geschrei der Verkäufer und Anpreisler, das Gebrüll eines echten Löwen, der hinter Schloß und Gitter am Eingang des Hippodroms Wache hält, das Jauchzen der Jugend, die in dem Karren mit dem rasenden Esel aus Holz durcheinanderpurzelt . . . alles vermischt sich zu einem brüllenden, schreienden, quietschenden, knallenden Konglomerat von Tönen, das nicht für zarte Ohren bestimmt ist.

Hier stehen fünf Bauern aus der Eysniederung vor einer Schießbude, reichen einander stumm die Flinten, die von dem Schießmädchen jeweils lächelnd geladen wird, zwinkern das linke Auge zu, zielen bedächtig und lassen die Köpfe der Tonpfeifen knallend zerspringen, bis das Lächeln des Schießmädchens bleich und gequält wird. Aber die Fünfe hören nicht auf, einander stumm und bedächtig die Flinten zu reichen, mit dem linken

Auge zu zwinkern und die Tonpfeifen splintern zu lassen, bis die Schießbude aussieht wie ein gerupfter Hahn und bis das Schießmädchen mit resigniertem und schmerzlichem Lächeln eine Pause ankündet. Bedächtig und stumm gehen die Fünfe davon, des Jubels nicht achtend, der sie begleitet.

Es ist ein Schwazen und Schmazen, ein Tanzen und Trampeln, ein Drängeln und Drücken ringsum, als habe der groote **Platz** die Fröhlichkeit von ganz Flandern, von Gent und Brügge bis hinab nach Kortrik und Meenen, für heute abend gepachtet. Das lacht und jauchzt, das strahlt und glänzt aus geröteten Gesichtern, das schäkert und schiebt sich von einer Bude zur anderen, als ob alle diese Menschen niemals . . . denn die Steine überall, an den Häusern, auf dem Pflaster . . . und die Kinder auch, ja, die zehnjährigen . . . die wissen ja alle nichts davon . . . die waren ja noch nicht da, damals, als hier . . .

Vom Sankt-Martins-Turm herab schlägt jetzt mit dumpfem Schall eine Glocke . . . aber das ist ja nicht möglich, die Kathedrale war einmal, hölzerne Gerüste steigen verlassen empor und das Hauptschiff auf der Ostseite ist bereits bis zu den Ziselierungen am Gesims gediehen. Dann kam der Klang wohl aus anderer Richtung. Oder war er überhaupt nicht? Oder kam er, seltsamer Spuk, aus zehnjähriger Vergangenheit, gespenstischer Gruß einer versunkenen, zerhämmerten, umgewühlten, ausgelöschten Stadt?

„Balencia, deine Augen glühn und saugen mir die Seele aus dem Leib,“ schreit das Karussell vom grooten Platz. Zischend fahren Raketen irgendwo in die Luft.

Das Geschrei dringt verworren hinein in diese hohlen Gänge unter geborstenen, schwarzen Mauern, zwischen denen der Mond weiße Flecken malt. Reste von gotischen Spitzbögen, hier die Grundrisse eines mächtigen viereckigen Turmbaus . . .

Das schallende Jauchzen, der Massenschrei der Fröhlichkeit verirrt sich fremd erschauernd und jäh abreißend hierher . . . mächtiger vier-eckiger Turmbau?

Zehn Jahre, dreizehn . . . die Gedanken wandern . . . von Moorsleede her und Dadizeele, wo die schweren Achtunddreißig-Zentimeter-Marinegeschütze stehen, raucht es durch die Luft . . . Qualm, Staub, Mörtel, Steine wirbeln mit dumpfem Krach empor . . . zuerst bricht das Dach ein, dann der ganze mächtige Bau, der den Engländern nach dem Einsturz der Kathedrale als vorzügliche Beobachtung gedient . . . die alte, ehrwürdige Yperner Tuchhalle mit ihrem gewaltigen viereckigen

Turm . . . zwanzig Schritte vom grooten Platz, zwischen ihm und der Kathedrale . . .

Die Zeit steht still. In Sekunden vermischt sich das Heute mit dem vor zehn Jahren und dem vor fünfhundert. Die Steine schreien, die schwarzen Trümmer . . . aber lauter schreit das Karussell auf dem grooten Platz. Ungerührt bleibt nur der Mond, der über die Mauern wandert . . . heute, vor zehn Jahren, vor fünfhundert . . .

Jener Lärm vom grooten Platz her . . . jenes mißtönende, schreiende Gemisch von Tönen . . . das Gehirn, hier hinter die schwarzen Mauern gebannt, quält sich mit schauerlichen Vergleichen . . . „vor zehn Jahren, vor zehn Jahren“ hämmert es immerfort, immerfort auf dieselbe Stelle und will nicht aufhören . . .

„Ça c'est Paris,“ brüllt der rasende Esel auf dem grooten Platz.

Die Schüsse frachen . . . Zischen durchfährt die Luft . . . Feuer glimmen bengalisch . . . hundertfaches Geheul . . . Splintern und Bersten und ein Dröhnen, ein furchtbares Dröhnen im Kopf . . . vor zehn Jahren . . .

Achtung . . . eine schwere Granate . . . es rauscht, es heult plötzlich auf in einer wilden, heißhungrigen Raubgier . . . ein gellendes Krachen, Prasseln, Geschrei . . . nur vorwärts, Brüder, bald haben wir das Tor von Meenen hinter uns und die Majorgraacht, die voller Leichen ist . . . wir kommen aufs freie Feld, da ist es nicht mehr so schlimm. Verflucht . . . eine ganze Serie . . . sie weht heran, durch die Nacht wie ein glühender Sturm . . . haushoch jagt ein wüstes Gewirr von Steinen, Hölzern und Menschen empor und klatst wieder zu Boden . . . laufen, laufen, nicht zurücksehen . . . hinaus aus dieser Hölle . . .

„Ça c'est Paris,“ brüllt der Esel und dröhnendes Gelächter überflutet den grooten Platz.

Der Mond schleicht still über das Gemäuer und wirft einen bleichsüchtigen Blick durch die Lufen. Dann rückt er lautlos und gelangweilt weiter.

*

Sechzig Schritte, um eine Mauerecke, dann geradeaus.

Die weißen Quadern eines gewaltigen Bauwerks steigen auf und vereinigen sich hoch oben zu einem Tor, das den Eingang zu einem Gewölbe bildet. Von oben fließt der Mondschein durch drei kreisrunde Löcher bis hinab auf die Straße, die durch das Tor führt. Er streift die Seitenwände aus hellem Basalt und Marmor. Die Wände, die bedeckt

sind von etwa hunderttausend eingemeißelten Namen. Hinter jedem Namen ein Datum. Hinter jedem Datum eine Zahl, die das Lebensalter angibt.

Es ist das Tor von Meenen, das neue Tor, ein gewaltiges Denkmal, den Engländern errichtet, die um Ypern starben, in jener mörderischen, vier Monate währenden Schlacht.

Hinter dem Tor biegt nach rechts ein Weg ab und führt im Kreise um Ypern, zwischen sich und der alten Stadtmauer das dunkle Wasser der Majorgraacht.

Die Mauer ist zerborsten und zersplittert. Rund ausgebaucht sind die Spuren der schweren Granaten, die gegen sie geprellt. In der Graacht spiegelt sich der Mond lautlos, unbewegt und klar. Das Wasser stinkt faulig wie nach Leichen. Oben auf der Bastei über der Mauer wandeln Arm in Arm, eng aneinandergepreßt, die Liebespärchen, die sich vom grooten Platz zurückgezogen haben.

Vom Land her kommt kaum ein Laut. Nur ein Hund bellt irgendwo in der Ebene den Mond an mit langgezogenem Geheul. Frösche quaken im Schilf am Rande der Graacht.

Weit entfernt klingt der Lärm vom grooten Platz. Das macht die Mauer, die dazwischen liegt und über deren Rand nur die Giebelspitzen der neuen Häuser lugen.

Hier ist die äußerste südöstliche Bastei. Die Lichter dort drüben müssen von Zillebeke stammen. In der Ferne schleicht ein Eisenbahnzug mit erleuchteten Fenstern südwärts nach Houthem. Der Weg, die Graacht und die Mauer biegen scharf nach Westen um. Die Graacht verbreitert sich stattlich. Oben von der Bastei herab dehnt ein riesenhaftes Kreuz seine weißen Arme im Mondlicht. Es ist die äußerste Spitze des Engländerfriedhofes, der jenen Stadtteil innerhalb der Mauer ausfüllt.

Man müßte nun den Totenfinger auf dem Kimmel sehen können. Aber die Nacht ist kalt und sammelt Nebel in allen Niederungen. Blickt man ruhig auf das Wasser der Graacht, so kann man beobachten, wie der weiße Hauch lautlos der Fläche entsteigt und sich langsam in Bewegung setzt, dem Lande zu, wo noch mächtige, grasüberwucherte Erdlöcher zeugen von dem, was vor zehn Jahren hier war.

Die Nebel, die der Graacht entsteigen, sammeln sich hundert Meter abseits im Felde, lagern sich in den Erdlöchern und stehen frierend um das Gestrüpp, das hier wuchert. Dort stehen sie geduldig und warten, und immer neue steigen aus der Graacht und gesellen sich langsam zu



ihnen. Bald sind ihrer eine ganze frierende Herde, die eng beieinanderdrückt.

Sie stehen, als fragten sie, oder als führten sie ein geheimnisvolles Zwiegespräch mit dem Mond. Sie stehen, als seien es die Geister der Erschlagenen, deren Leiber vom Grunde der Graacht an die Oberfläche kommen in jeder solchen Mondnacht, um zu fragen, wie lange sie noch dort unten aushalten müssen . . .

Dort jene Brücke trägt die Straße, die durch das Rysfeler Tor südwärts die Stadt verläßt. Ein stummer Heerzug schwarzer Schatten ist auf ihr, der Stadt entströmend. Es scheint, als kämen sie aus den unterirdischen Kammern der Basteien, wo man ihre Leichname eingemauert, und als drängten sie hinaus auf das freie Feld, um sich den weißen Nebeln beizugesellen. Unten im Spiegelbild der Graacht wölbt sich eine zweite Brücke, über die abermals ein Heerzug von Schatten geht. Sie tragen die Köpfe nach unten und die Beine nach oben, und es ist schwer zu sagen, welche von ihnen die Lebendigen sind, die oberen oder die unteren . . .

Lange dauert dieser Zug über die Brücke. Schließlich lockert er sich. Es sind die Bauern, die vom grooten Plag todmüde heimkehren auf ihre Dörfer. Sie sprechen nicht miteinander, und der Lärm ist von ihnen gewichen wie die Franken aus der Tasche. Sie denken, ach, wären wir schon daheim am warmen Feuer, denn es ist kalt hier draußen und das Mondscheinland ist voll unheimlicher Dinge. Es spukt noch bisweilen. Kein Wunder, wo noch aus jedem Acker bei jedem Pflügen ganze Körbe mit Knochen gesammelt werden. Wie sollten die Ruhe geben, die nun in zehn Jahren kein Grab noch gefunden?

Und dann hört der Zug ganz auf.

Es wird totenstill auf der Graacht, über der Mauer, auf dem Felde, an dem hellen Kreuz oben und auf der Brücke.

*

Nacht mit unruhigem Schlaf.

Ob es am Mond liegt, der nun über Wijschate hinweg mählich zum Kimmel gewandert ist? Bald wird er über Poperinghe sich senken und in den Niederungen untertauchen. Dann wird über Roefelare der Himmel sich rötlich zu färben beginnen, bis die vierzehntausend weißen Kreuze auf dem Friedhof bei Passchendale im ersten Sonnenstrahl glänzen werden.

Aber bis dahin ist noch lange Zeit.

Der Bahnhof liegt tot und verlassen. Die Lokomotiven stehen gleich schwarzen, trägen Untieren umher. Auf dem Platz vor dem Bahnhof hocht auf hölzernem Sockel ein zerschossener Tank wie eine schlummernde Kröte. Zehn Schritt von ihm entfernt richtet ein alter Einundzwanzig-Zentimeter-Mörser sein Rohr schläfrig gegen den Mond über dem Kimmel.

Diese beiden sind ungefährlich und tot, und bei Tage spielen die Kinder darin Verstecken. Sie stehen da inmitten einer neu erstandenen Stadt und ärgern sich vor Langeweile. Es ist, als ob sie nicht einzusehen vermöchten, warum man sie nicht verschrottet wie ihre Kameraden, und warum sie hier lauern müssen, den Kindern ein Spielzeug, den Fremden ein Betrachtungsobjekt, sagenhafte Überbleibsel einer wilden Zeit.

Nachts aber, bei Mondschein, wenn rings in den Feldern, am Kanal, an der Majorgracht und am Bahndamm ein gespenstisches Leben erwacht . . . wenn alle diese neubauten Häuser, dieser Bahnhof, diese glitzernden Eisenschienen, diese Laternen und Schuppen, wenn alles dies von unsichtbarer Hand fortgeweht wird und an seine Stelle dieser dunkelbraune zerwühlte Erdboden tritt, von zahllosen Wasserlachen übersät . . . nachts aber, bei Mondschein, geht ein Räkeln durch die beiden Schlummernden. Ein Stöhnen, Knarren und Ächzen beginnt, das schaurig über den Platz dringt.





II.

Wijffschate.

Von einem Gelände ist hier die Rede, das kaum fünfundzwanzig Kilometer breit und an seinen weitesten Einbuchtungen etwa zehn Kilometer tief ist. Es reicht von Boesingen im Norden der Stadt Ypern über Langemark, Poelkapelle, Paschendale, Zonnebeker, Geluvelde, Zandvoorde bis nach Hollebeke, hart südöstlich der Stadt, wo der Yserkanal sich von der Bahnlinie trennt.

Bier Monate, vom letzten Tage des Juli 1917 gerechnet, wälzte der flandrische Tod sich in diesem Streifen hin und her und zählte, als Schnee und Wasser ihm Einhalt geboten, weit über hundert zerschmetterte Divisionen, deutsche und englische, einige Duzend Millionen verseuerter Granaten, eine Anzahl verwüsteter und dem Erdboden gleichgemachter Dörfer und eine in Schutt und Geröll versunkene Stadt.

Kein Tag, an dem er nicht wenigstens einem Tausend von Menschen seine Hand auf die Schulter gelegt. Keine Minute, in der sein Lärm und sein Gebrüll verstummte. An dreizehn Großkampftagen feierte er wilde Orgien von Mitternacht über den Morgen in den Mittag und bis spät in den trostlosen Abend. Und wenn er sich umfah, um den Gewinn des Tages zu betrachten, war es nicht mehr als ein paar Quadratkilometer Schlamm, zertrommelte Waldstücke, zerrissene Maschinengewehre, umgewühlte Betonklöße, eingestürzte Keller und ein Leichenfeld.

Aber er ruhte nicht. Was kümmerte es ihn, daß die Toten liegen blieben, dem Grundwasser ein Fraß, der Sonnenhitze und dem Geschosshagel? Er war vollauf beschäftigt, seine Batterien vorwärtszuschaffen durch Dreck und Trümmer, immer staffelweise, damit nur ja keine Pause eintreten könnte, in dem grandiosen Spektakel, das er sich ausgedacht. Er duldete nicht, daß sich die Menschen in die Erde verkrochen

wie anderswo, um seinen Schlägen zu entinnen, denn der flandrische Tod war ein eigener Tod. Er beantwortete jeden Spatenstich höhnisch mit einem Wasserquell und machte jeden Granattrichter zu einem kleinen, grauen See, um dessen Ränder er schlüpfrige Laufspfade anlegte. Er war seines Handwerks so sicher, daß er des Morgens zwischen neun und zehn den Verwundeten gestattete, ungehindert das Schlammfeld zu verlassen, soweit sie noch Beine hatten zum Gehen. Freilich kümmerte er sich nicht im geringsten um diejenigen, die hilflos in den Trichtern lagen, und denen das Grundwasser langsam bis zum Munde stieg.

Jeder Grashalm war ihm ein Greuel, jeder grüne Zweig ein Ärgernis, und wo noch zwei Steine übereinanderlagen, von Menschenhand zusammengefügt, rauchte er durch die Luft heran und zerschlug in lärmender Raserei die letzten Spuren menschlicher Arbeit.

Streng war er und grausam und unermüdlich und so bar jeglichen Gefühls in seiner eiskalten Brust, daß er nicht einmal Halt machte vor den Gräbern derer, die er vor drei Jahren niedergestreckt, als sie nach Ypern hineinwollten. Die von Langemark, Bilschoote und Diksmuide wurden von ihm ihrer Birkenkreuze beraubt und aus der Erde hervorgezerrt, um ihre Gebeine mit denen zu vermischen, die er nun traf. Bisweilen geschah es dann, daß Freund neben Freund zu liegen kam in einem ruhelosen Begräbnis, der eine von damals, der andere von heute, bald aber gemeinsam unter die Erde gewühlt von der Pflugschar des Artilleriefeuers.

*

Zehn Kilometer südwestlich von Ypern erhebt sich der Kemmel als äußerster und höchster Vorsprung eines Höhenzuges, der über Wijtschate und Meesen, in nordöstlicher Richtung sich langsam verflachend, auf Hollebeke, Zandvoorde, Geluveld und Paschendale zu wandert und sich hinter Westroosebeke in die flandrische Ebene verliert. Südöstlich dieses Höhenzuges, der durchschnittlich nicht mehr als sechzig Meter Höhe erreicht, nimmt die Lys (Leie) zwischen Warneton (Waaften) und Meenen alle Wasserläufe auf. Nordwestlich von Zonnebeke sammelt der Steenbeek die kleineren Brüder. Sie pilgern gemeinsam an Langemark vorüber, nehmen weitere Gewässer auf, grüßen nach dem mächtigen Houthulster Forst hin, vereinigen sich im Martjevaert, der bei Drie Grachten weit nördlich von Boesingen in dem Dierkanal endet.

Bis nach Drie Grachten reichte damals das Überschwemmungsgebiet, das die Belgier 1914 durch Sprengung der Nieuporter Schleusen hergestellt hatten, und das nur in den Dünen des Küstenabschnitts größere Kämpfe gestattete. Vom Überschwemmungsgebiet bis zu dem erwähnten Höhenzug Ebene, von kleinen Waldstücken, Dörfern, zahlreichen Weilern und winzigen Bachläufen unterbrochen. Im Norden der Houthulster Wald, im Zentrum die Stadt Ypern. Senkrecht zu der Höhenlinie, von Nordwesten nach Südosten, bei Drie Grachten das Überschwemmungsgebiet verlassend, die Stadt Ypern im Bogen umgehend, unweit Hollebeke den Höhenzug mit einigen Schleusen und tiefen Einschnitten durchquerend und bei Comines die Lys erreichend, verläuft der große Kanal.

Es ist erinnerlich, wie im Oktober 1914 die jungen deutschen Regimenter zwischen dem Meer und der Lys fochten, bei Diksmuide und Bixchoote den Kanal erreichten, zwischen Langemark und Zillebeke blutige Vorbeeren ernteten und in mörderischen Straßenschlachten das hochgelegene Wijtschate und Meesen einnahmen. In diesem engen Kranz, den sie um Ypern gelegt, erstarrte die Front für fast drei Jahre. Sie klammerte sich vom Norden bis nach Boesingen an den Kanal, bog über den Weiler Wieltje, Schloß Hooge, Zillebeke und Sankt Eloi um Ypern herum und bildete dann eine nach Westen vorspringende Kurve um Wijtschate und Meesen bis zur Lys hinab, den sogenannten Wijtschatebogen. Der gesamte flandrische Höhenzug von Westroosebeke bis Wijtschate war damit in deutschem Besitz, außerhalb blieb nur das Kemmelmassiv.

Das strategisch-politische Ziel der Flandernschlacht 1917 war für die Engländer die Wegnahme der deutschen Küstenfront von Nieuport bis zur holländischen Grenze und damit der Basis des U-Bootkrieges. Das operative Ziel bestand in der Eroberung jener Höhenlinie vom Kemmel bis nach Westroosebeke, von der sich die englische Heeresleitung alles übrige erhoffte. Das letztere Ziel wurde innerhalb vierer Monate durchweg erreicht, im Juni durch die Einnahme des Wijtschatebogens, vom 31. Juli bis in den November durch die blutige Etappenarbeit von Hollebeke bis Passchendale und an den Rand des Houthulster Forstes.

Aber es erwies sich, daß diese operative Zielfestlegung einer veralteten Anschauung entsprach. Der Besitz der Höhenlinie entschied die Schlacht um die U-Bootbasis nicht. Wie die Front bis dahin diesseits der Höhen erstarrt, so erstarrte sie nachher jenseits, ohne die Deutschen zu veranlassen, auch nur einen einzigen Quadratkilometer mehr aufzugeben.

Strategisch wurde die Flandernschlacht so zu einem ungeheuren Mißerfolg. Doch liegt ihre Bedeutung noch auf einem anderen Gebiet.

*

Am 4. Mai 1917 findet in Paris eine Konferenz statt, zu der der englische Ministerpräsident, Lloyd George, gekommen ist. Dieser sind militärische Besprechungen zwischen dem Chef des Generalstabes des britischen Reiches, Lord Robertson, dem Oberbefehlshaber Sir Douglas Haig und dem französischen Oberbefehlshaber, General Nivelle, und General Pétain, seinem Generalstabschef, vorausgegangen.

Die Lage der Entente ist kritisch. Der englische Großangriff nördlich Arras am 9. April ist über einen Anfangserfolg nicht hinausgelangt, die große Nivelle'sche Offensive an der Aisne und in der Champagne vom 16. April im Blut erstickt. Das Ansehen des französischen Oberbefehlshabers hat schwer gelitten. Die Stimmung in der französischen Armee wird immer bedenklicher, sehr bald brechen dann auch bei zahlreichen Divisionen Meutereien aus. Im April haben zwar die Vereinigten Staaten von Nordamerika den Krieg an Deutschland erklärt, aber auf eine Hilfe ist vorerst noch nicht zu rechnen, sie bleibt „bis auf weiteres eine unbekannte Größe.“

Die Militärs kommen aber zur Überzeugung, daß „es von wesentlicher Bedeutung sei, die Offensivoperationen an der Westfront durchzuführen. Ein großer Teil der Reserven der deutschen Armee ist durch die französisch-englischen Angriffe bereits erschöpft. Wenn wir dem Feind Zeit geben, sich zu erholen, werden die günstigen Folgen verloren gehen. Der Feind wird freie Hand haben, Rußland oder Italien anzugreifen.“ Die Lage hatte sich allerdings geändert, seitdem der ursprüngliche Plan für die Frühjahrsoffensive gefaßt war. „Es kommt jetzt darauf an, die Widerstandskraft des Feindes aufzubrechen und zu erschöpfen.“ „Wir sind einstimmig der Meinung, daß unser Ziel nur erreicht werden kann, wenn wir mit beschränkten Zielen, aber unaufhörlich angreifen.“ Lloyd George tritt der Ansicht der Militärs bei, betont aber nachdrücklich, daß über den Begriff der Angriffe mit beschränktem Ziel kein Zweifel herrschen dürfe, es könne sich jetzt nur um eine große Anstrengung handeln, die auf den Feind einen möglichst starken Eindruck mache, „nachdem das britische Kriegskabinett die Sachlage mit eingehender Sorgfalt geprüft hat, ersucht es seine französischen

Kollegen (Ministerpräsident Ribot, Kriegsminister Painlevé), in diesem Jahre die Offensive mit der ganzen Macht der beiden Heere fortzusetzen . . . Feldmarschall Sir Douglas Haig bereitet sich mit der Zustimmung der Regierung darauf vor, seine gesamten Kräfte einzusetzen, um den Feind, wenn nicht zu durchbrechen, so doch jedenfalls in nicht wieder gutzumachender Weise zu schlagen. Es wird aber für ihn zwecklos sein, so zu handeln, wenn nicht die französischen Armeen gleichzeitig mit entsprechender Energie auftreten. Wir möchten deshalb die Erklärung haben, daß, wenn der Angriff wieder aufgenommen wird, er auch von beiden Heeren mit allen Hilfsquellen und ganzer Tatkraft durchgeführt werden wird."

Die Franzosen versprechen die Offensive fortzusetzen, aber sie sind nicht imstande, dieses Versprechen zu halten.

Lord George ist sich bewußt, daß es einer nie dagewesenen Anstrengung der Engländer auf der Westfront bedarf, um die Franzosen bei der Stange zu halten, aber er will das englische Interesse dabei gewahrt wissen. Sir Douglas Haig vertritt seinen Lieblingsgedanken, die Offensive in Flandern. Er entwickelt, daß er seit einem Jahre schon auf diesen Fall vorbereitet sei, fordert aber eine französische Armee zur Unterstützung auf seinem linken Flügel zwischen Engländern und Belgiern sowie den Verzicht der Franzosen auf Fortsetzung der englischen Angriffe im Artois.

Pétain fragt, wann der Flandernangriff beginnen könne. Sir Douglas Haig nennt Mitte Juni als frühesten Termin. Painlevé bezweifelt, ob sich bis dahin die Westfront halten lasse, hält es für ausgeschlossen, wenn die Deutschen in dieser Zeit einen Großangriff unternehmen.

Lord George bleibt fest und richtet einen leidenschaftlichen Appell an die Franzosen, die Sache der Gerechtigkeit und des Sieges nicht im Stich zu lassen, er verweist auf die Amerikaner. Er verbürgt sich dafür, daß England sich jeglicher Anstrengung unterziehen wird, um die Westfront zu entlasten und sagt den Angriff in Flandern für den nächstmöglichen Termin zu.

Die Franzosen wissen genau, daß es den Engländern dabei weniger um die Westfront als um die flandrische U-Boothasis geht. Aber sie erklären sich einverstanden, ja, sie geben Sir Douglas Haig die geforderte französische Armee für den britischen Nordflügel und verzichten auf die Fortführung der Angriffe im Artois. Sie können nicht anders, denn ein Wanken der Westfront würde sie ins Herz treffen, während es

den Briten eher gelingen mag, sich aus der Affäre zu ziehen. Sie handeln im Bewußtsein ihrer Zwangslage.

Man trennt sich in schweren Sorgen und durchaus nicht herzlich. *Painlevé* und *Ribot* machen kein Hehl daraus, daß sie noch nicht wissen, wie sie in parlamentarischer und politischer Hinsicht die Zeit bis zur englischen Offensive überwinden sollen. *Pétain*, der am 15. Mai an die Stelle von *Rivelle* tritt, ist, was das Militärische anlangt, zuversichtlicher.

*

Die englische Heeresleitung dachte sich die Einnahme des flandrischen Höhenzuges grundsätzlich in zwei Aktionen, die voneinander ihrem Charakter und ihrer zeitlichen Ausdehnung nach völlig verschieden sein sollten. Die erste Aktion, die Eroberung des Wijschatebogens, das heißt, des Höhengeländes zwischen dem Douvegrund im Süden und dem Kanalknie bei Hollebefe südöstlich der Stadt Ypern, war seit Jahren vorbereitet und erforderte eine verhältnismäßig geringe Truppen- und Materialkonzentration. Sie konnte darum zeitlich eher stattfinden als die zweite. Die zweite Aktion, die Einnahme der Höhen zwischen Hollebefe und Paschendale, die einen Stoß tief in das Herz der deutschen Front bedingte, bedurfte eines vielfach vermehrten Aufwandes an Zeit, Menschen und Material und war von vornherein als die entscheidende betrachtet. Sir *Douglas Haig* war sich klar, daß er mit dieser zweiten Aktion nicht vor Mitte Juli würde beginnen können. Eine solche Hinausschiebung entsprach auch seiner langsamen, bedächtigen und methodischen Art der Vorbereitung, die sich durch politische Sorgen nicht aus dem Gleichgewicht bringen ließ.

Zwei Tage vor den englischen Angriffen im Artois, am 7. April, erfolgte bei Sankt Eloi, hart südlich von Ypern, ein englischer Einbruch in die deutsche Stellung, der von schweren Minensprengungen eingeleitet war. Von diesem Zeitpunkt an wußten die Deutschen, was ihnen im Wijschatebogen bevorstand. Ende Mai wurden englische Truppenverschiebungen vom Artois dorthin erkannt. Die seit langem beobachtete und bekämpfte Tätigkeit der englischen Mineure hörte auf, ein Beweis, daß man die Sprengungen einleitete. Die deutsche Artillerie nahm die planmäßige Bekämpfung der englischen Vorbereitungen auf. Es dauerte nicht lange, bis die Engländer ihrerseits den Artilleriekampf eröffneten, von dem Einsatz starker Fliegergeschwader unterstützt. In den ersten Junitagen hatte die englische Artillerie überall die Feuerüberlegenheit

gewonnen, die Infanterie begann mit fast täglichen größeren und kleineren Vorstößen gegen die deutsche Linie vorzugehen, um deren Widerstandskraft zu erkunden. Das englische Feuer schlug weit ins Hintergelände der deutschen Front, Comines, Wervil und Meenen wurden mit schweren Granaten beschossen, Feuersbrünste brachen aus, die Einwohner mußten fortgeschafft werden. Fliegergeschwader bis zu dreißig Maschinen traten auf, deutsche Munitionslager wurden durch ihre Bombenangriffe vernichtet, die Infanterie litt im Stellungsgelände unter ihren kühnen Attacken.

Schon im April hatte die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht von Bayern den Gedanken erwogen, zur Vermeidung schwerer Verluste den durch seine vorspringende Linienführung und die Minenvorbereitung bis zum äußersten gefährdeten Wijtschatebogen rechtzeitig vor einem feindlichen Großangriff zu räumen. Man glaubte aber, die wichtigen Höhenstellungen von Wijtschate und Meesen nicht kampfslos aufgeben zu dürfen und entschied sich für Beibehaltung der bisherigen Front. Es scheint, daß man dabei die englischen Minierarbeiten erheblich unterschätzt hat. Anfang Juni war es für solche Maßnahmen zu spät, die Dinge nahmen ihren verhängnisvollen Verlauf.

In der Nacht vom 5. zum 6. Juni griffen die Engländer westlich Wijtschate mit einigen Kompagnien sächsische Truppen der 40. Inf.Div. an. Nach stundenlangen erbitterten Kämpfen konnte die verlorene deutsche Stellung wieder gesäubert werden. Der 6. Juni verlief ohne Infanterievorstöße, aber unter einem pausenlosen, verheerenden Trommelfeuer, das den Stellungen divisionen den Rest gab. Hunderte von englischen Fliegern bearbeiteten das Hintergelände. Bei Anfang der Nacht flaute das Feuer ein wenig ab, nach elf Uhr abends schossen die feindlichen Batterien mit Gasgranaten und verseuchten die Mulden hinter der vorderen deutschen Linie bis hinab zum Kanal.

Kurz nach vier Uhr morgens, bei höchster Steigerung des Artilleriefeuers, erschienen englische Flieger über dem tobenden Schlachtfeld und schossen farbige Leuchtsignale ab. Im gleichen Augenblick erfolgte die Explosion von neunzehn schweren Erdminen, geladen mit 500 000 kg Sprengstoff, die zwischen Zillebete und dem Douvegrund teils unter, teils hinter der deutschen Linie angelegt waren. Die englische Infanterie, begleitet von Fliegern, Tanks und unter dem Schutz des vorverlegten Artilleriefeuers, trat in zahlreichen Wellen zum Angriff an.

Die 204. württemb., die 35. und 2. preuß., die in der Ablösung begriffene 3. bayer. und sächs. 40. Inf.Div., sowie die 4. bayer. Div. wurden

mit voller Wucht getroffen. Die erste Linie wurde überall überrannt. Die Artillerie konnte kaum Widerstand leisten. Bei der 2. Inf.Div. feuerten noch zwei Feldhaubitzen und ein Mörser, die 40. Inf.Div. besaß noch acht feuerbereite Geschütze. Mit drei Armeekorps, das heißt mit zwölf Divisionen, hatten die Engländer angegriffen.

Die Zeittabelle in der Hand, die exakt voranschreitende Feuerwalze vor sich, schritten die Angreifer aufrecht durch das völlig verwüstete Stellungssystem und trafen erst in der zweiten Linie auf vereinzelter Widerstand.

Raum eine Handvoll deutscher Maschinengewehre feuerte. Zwischen acht und neun Uhr morgens ging die Höhenlinie mit den beiden Dörfern Wijtschate und Meesen in die Hand der Engländer über, der Kampf um die deutsche Sehnenstellung begann.

Um die Mittagszeit war durch Einsatz aller verfügbaren Bereitschaften die Gefahr eines englischen Durchbruchs überwunden, die Schlacht stand überall. Am Nachmittag wurde das Vorgehen der Eingreifdivisionen spürbar, die teilweise erst aus weit entfernten Aufstellungsräumen herangeführt werden mußten. Es waren die 7. Inf.Div., die 1. Garde-Res.Div., die 11. und die noch nicht eingesetzten Teile der 24. Inf.Div. Die Gegenangriffe prallten mit neuen englischen Angriffen zusammen und erreichten nur geringen Geländegewinn.

Noch in der Nacht vom 7. zum 8. Juni wurde auch die gesamte deutsche Feldartillerie auf die Ostseite des Kanals zurückgenommen. In der Nacht vom 10. auf den 11. Juni erfolgte der Abzug der Hauptkräfte aus dem Geländestreifen, der sich zwischen der von den Engländern eroberten Höhenlinie und dem Kanal befand, da er zur Verteidigung ungeeignet erschien.

Die neue Hauptstellung verlief nun von Klein-Zillebefe hart südöstlich Ypern am Kanal entlang über Houthem, bog dann vom Kanal südlich ab und erreichte bei Bas-Warneton die Lys. Vorposten blieben jedoch in Linie westlich Hollebefe—Waaften.

Der Wijtschatebogen war unter furchtbaren Verlusten verloren.

*

Die erste Aktion der Engländer zur Einnahme des flandrischen Höhenstreifens war dank der ungeheuren materiellen Überlegenheit und des starken moralischen Eindrucks der Sprengungen vollauf gelungen. Sir Douglas Haig konnte zufrieden sein, das französische Vertrauen begann sich wieder zu heben. Dennoch wies der Marschall jedes An-

finnen, den überraschenden Erfolg durch einen sofortigen zweiten Offensivstoß auszunutzen und die deutsche Nordfront ins Wanken zu bringen, fühl von sich. Er stand mitten in den Vorbereitungen zu seiner zweiten Aktion, die er nicht einen Tag früher zu unternehmen gedachte, bevor die letzte Granate auf ihrem Stapel, der letzte Soldat auf seinem Posten, das letzte Geschütz in Stellung sein würde. Er war sich der zehnmal größeren Schwierigkeiten dieser zweiten Aktion bewußt.

Vierzig englische Divisionen wurden zwischen Mitte Juni und Mitte Juli nördlich des Kemmel bis zum Anschluß an die neu eingeschobene französische Armee (1. Armee, General Anthoine) nördlich Boesingen versammelt. Eine Artilleriemasse wurde zusammengezogen, wie sie die Kriegsgeschichte noch niemals gekannt. Ungeheure Stapel von Munition türmten sich überall auf. Hunderte von Jagdfliegern, zahlreiche Bombengeschwader traten in Erscheinung. Die gesamte Macht des britischen Imperiums war in methodischer Vorbereitung aufgebieten, um eine Schlacht zu liefern, deren Dauer, Umfang und Mittel unerhört neuen Grundsätzen entsprachen.

So wenig solche gewaltigen Vorbereitungen vor den Augen der Deutschen verborgen werden konnten, so wenig rechnete der englische Befehlshaber mit einem raschen Ergebnis. Er wußte, daß es ein gegenseitiges Abbringen geben würde, bei dem die Überlegenheit der Masse und des Materials, der größere Einsatz, den Erfolg bringen mußten. Auf dieser Erkenntnis bauten sich alle materiellen und taktischen Vorbereitungen auf.

Haig erstrebte keinen genialen Durchstoß, der möglichst schnell eine operative Entscheidung im freien Felde bringen sollte. Ihm lag kein Tannenberg, er verschmähte auch weit ausgreifende strategische Pläne, wie sie dem deutschen Angriff auf Verdun, der französischen Offensive an der Aisne zugrunde gelegen hatten. Für ihn gab es nur einen Grundsatz, den er den Erfahrungen von Verdun und der Somme zu entnehmen berechtigt zu sein glaubte, und der vorzüglich zu seiner Art methodischer Rechenegempel paßte:

Man nehme sich einen zwanzig Kilometer breiten und drei Kilometer tiefen Abschnitt der feindlichen Front vor, zerhämmere ihn vierzehn Tage lang mit ein paar tausend Geschützen aller Kaliber, überschütte ihn mit einigen hunderttausend Gasgranaten, lehre das unterste zu oberst, bis nach menschlichem Ermessen sich nichts mehr darin regen kann — dann besetze man ihn durch zehn hintereinander vorgehende, von einer Feuerglocke geschützte, von Maschinengewehren, Tanks und

Fliegern begleitete Schützenwellen. Sodann ziehe man die Artillerie staffelweise durch das Trichtergelände vor und verhindere den Gegner durch ununterbrochenes Trommelfeuer und fortdauernde Einzelangriffe an einer wirksamen Gegenaktion. Nach zehn Tagen nehme man abermals einen zwanzig Kilometer breiten und einige Kilometer tiefen Abschnitt und wiederhole das gleiche Rechenegempe! Und so fort, bis man das Ziel erreicht hat.

Eine einfache Rechnung aus Blut, Eisen, Zeit und Quadratkilometern. Eine Rechnung, die scheinbar alles berücksichtigte und eigentlich mathematisch zum Erfolg führen mußte, wenn sie nicht einige Fehler enthalten hätte, die dem bedächtigen Marschall entgingen.

Der erste Fehler war operativer Art und lag darin, daß der Besitz des erstrebten Höhenzuges keineswegs die strategische Entscheidung herbeiführte.

Der zweite Fehler war taktischen Ursprungs. Man rechnete nicht genügend mit der neuen elastischen Verteidigungsart der Deutschen, die den Erfahrungen der Sommeschlacht entstammte und im Winter 1916/17 den Truppen anerzogen worden war. Das sture englische Artilleriefeuer, das die vordere deutsche Stellungenzone regelmäßig vernichtete, gestattete eine verhältnismäßig glatte Herbeiführung der tiefgegliederten deutschen Reserven, so daß fast jeder Offensivstoß mit einem wirksamen Gegenstoß beantwortet werden konnte. Die schwache Besetzung der vorderen Linie und der Kampfzone zwischen vorderer und Hauptwiderstandslinie, die schachbrettartig verteilte Aufstellung der Maschinengewehre und die Zurückhaltung der Bereitschaften für den ersten Gegenangriff nach Verlust der vorderen Kampfzone ersparten manche Verluste. Die Erziehung der Truppe zum selbständigen Handeln, die sich auf den einzelnen Posten, das bescheidenste Maschinengewehrnest und die kleinste Truppeneinheit erstreckte, zeitigte gute Erfolge. Die Gewöhnung der Artillerie an weithin flankierendes Feuer, an gruppenweises Schwenken nach diesem und jenem bedrohten Abschnitt, trug das ihre zum Erfolg bei.

Der dritte Fehler war psychologischer Natur und lag in der Überschätzung der Wirksamkeit des Trommelfeuers. Es ist das Kennzeichen aller Materialschlachten, daß die Verteidigungskraft der zahlenmäßig geringfügigen Kampfmittel, die von der Einwirkung der materiellen Überlegenheit verschont blieben, fast regelmäßig die taktische Entscheidung herbeiführten. Ein einziges Maschinengewehr, im Augenblick des Angriffs noch feuerbereit, die Besatzung eines einzigen Trichters, von

dem Wahnsinn des Artilleriefeuers verschont, ein einziges Geschütz einer Sturmabwehrbatterie, von dem todesmutig kämpfenden Rest seiner Mannschaft bedient, haben ausgereicht, um angreifende Bataillone niederzuzwingen und zu dezimieren. Der Gegenstoß einer frischen Truppe, von neu herbeigezogener Artillerie unterstützt und die Zone des feindlichen Artilleriefeuers energisch durchschreitend, vermag einer offensiven Übermacht gegenüber Wunder zu wirken, die in keinem Verhältnis zum Materialaufwand des angreifenden Gegners stehen.

Hier liegt die letzte Lösung jenes kaum begreifbaren Rätsels, wie es möglich war, bei so geringer Geländeeinbuße vier Monate lang einem Angriff zu widerstehen, dessen materielle Unterstützung weit jenseits alles bisher Dagewesenen stand.

*

Die deutsche Führung war sich über die Pläne der Engländer seit langem im klaren. Schon ein Armeebefehl der 4. Armee vom 9. Juni drückt das Bestehen eines englischen Großangriffs auf die Ipernfront zwischen Boesingen und dem inzwischen verlorenen Wijtschatebogen unzweideutig aus. Vom 10. Juni an wurden einige neue Divisionen in die bedrohte Front eingeschoben, frische Eingreifdivisionen bereitgestellt. Oberst v. L o b b e r g, der an der Somme und bei Arras als Generalstabschef der 6. Armee reiche Erfahrungen für die Abwehrschlacht gesammelt hatte, trat in gleicher Eigenschaft zur 4. Armee über.

Zwischen der Nordsee und der Ys waren Ende Juni vier Kampfgruppen gebildet, die der Führung der 4. Armee (General d. Inf. S i g t v. A r m i n) unterstanden. Gruppe Nord bildete das Marinekorps (Admiral v. S c h r ö d e r), sie reichte von der Küste bis in Gegend Schoorhaake. Gruppe Diksmuide (Generalkommando XIV. A.R., Genlt. C h a l e s d e B e a u l i e u) schloß sich südlich an, hielt die Wasserfront bis zum Blankaartsee nordöstlich Drie Grachten und reichte vom Martjevaert bis zur Bahn Staden—Ipern, die westlich des Weilers Pildem berührt wurde. Dann folgte Gruppe Ipern (Generalkommando III. bayer. A.R., Genlt. F r h r. v. S t e i n) rechter Flügel bei Pildem, linker Flügel östlich von Ipern, drei Kilometer von der Stadt entfernt, zwischen der Bahnlinie Passchendale—Ipern und der Straße Meenen—Ipern, hart westlich Schloß Hooge. Hinter ihrer Front lagen Langemark, Poelkapelle, Passchendale und Zonnebeker, vor ihr der Weiler Wieltje. Die Gruppe Wijtschate (Generalkommando IX. Res.R., Genlt. D i e f f e n =

b a c h) begann mit ihrem rechten Flügel bei Schloß Hooge, reichte über die Straße Meenen—Ypern östlich an Zillebete vorüber bis zum Kanalknie bei Hollebete und nahm von dort die neue, nach dem Verlust des Wijtschatebogens besetzte Stellung ein.

Am 30. Juli, am Vortage des ersten englischen Großangriffs, umfaßte die Gruppe Diksmuide von Norden nach Süden als Stellungen-divisionen die 19. und die 20. Landw.Div., die 40. und 111. Inf.Div., dahinter als Eingreifdivisionen einen Teil der 79. Res.Div. und die 2. Garde-Res.Div. Die Gruppe Ypern hatte als Stellungen-divisionen die 3. Garde-Inf.Div., die 235. und die 38. Inf.Div., dahinter die 50. Res.-Div. und die 221. Inf.Div.; die Gruppe Wijtschate, die 6. bayer. Res.Div., die 22. Res.Div., die 10. bayer. Inf.Div., die 18. Res.Div. und die 16. Inf.-Div., dahinter die 119., die 12. und die 207. Inf.Div.

Auf englischer Seite stand im Angriffsraum vor den Gruppen Diksmuide (linker Flügel vor Boesingen und bei Bildem), Ypern und Wijtschate (rechter Flügel beim Kanalknie Hollebete), also auf einer Front von etwa fünfundzwanzig Kilometern Breite, die 5. englische Armee unter General Sir Hubert Gough, aus vier Armeekorps zu je drei Infanteriedivisionen gebildet, wobei zu berücksichtigen ist, daß die englische Division ziffernmäßig fast doppelt so stark wie die deutsche. Eine ungemessene Menge von Artillerie und Begleitwaffen aller Art stand der Angriffsarmee zur Verfügung. Auf ihrem linken Flügel beteiligte sich die 1. französische Armee, auf dem rechten die 2. englische Armee am Angriff.

*

Ende Juni begannen die Engländer planmäßig, sich auf die deutschen Batterien und das Stellungssystem einzuschließen. Eine dichte Luftsperrre verhinderte die deutschen Flieger am Überqueren der vorderen Linie. Das regelmäßige Konzert nächtlicher Bombengeschwader hob an.

Am 10. Juli stürmte die 3. Marinedivision im Küstenabschnitt bei Lombartzingde englische Stellungen und machte mehr als 1200 Gefangene. Es war das sogenannte „Strandfest“. Die Freude über das gelungene Unternehmen ging in dem mächtigen Anschwellen des englischen Zerstörungsfeuers an der Ypernfront unter. Mitte Juli setzte das Sturmschießen ein, von der deutschen Artillerie nach Kräften beantwortet. Die Wirksamkeit des deutschen Gasbeschusses (es wurde zum erstenmal Gelbkreuzmunition verwendet), die Verzögerung der artilleristischen Vorbereitungen bei der französischen Armee nördlich Boesingen

und das schlechte Wetter veranlaßten eine erste Verschiebung des für den 25. Juli geplanten Angriffs auf den 28. Juli. Ihr folgte eine zweite Verschiebung auf den 31. Juli.

Vierzehn Tage lang hämmerten die englischen Batterien, Geschütz an Geschütz, auf dem deutschen Stellungssystem, unterbrochen von zahlreichen nächtlichen Erkundungsvorstößen. Die deutsche Artillerie, zu einer Gegenaktion gleichen Stils viel zu schwach, legte ihr Störungsfeuer auf Anmarschwege, Brücken, Bereitstellungsräume, Bahnen, Unterkünfte und Munitionslager. Unnützlich beantwortete sie die englischen Vorstöße mit Sperr- und Vernichtungsfeuer.

Der Munitionsverbrauch steigerte sich von Tag zu Tag. Die 4. Armee verbrauchte in der Woche vom 13.—19. Juli 583 000, in der folgenden Woche 870 000 Schuß Artilleriemunition, der englische Aufwand darf mit dem vierfachen angelegt werden. Einzelne deutsche Batterien erhielten im Laufe eines Tages bis zu tausend Schuß.

Eine große Erleichterung brachte die Massenverwendung der Gelbkreuzmunition, die allnützlich in mehreren Wellen verfeuert wurde. Für die erste Nacht beziffern die Engländer ihre Gasverluste auf 2200 Mann, für die ganze Dauer der Offensivvorbereitung mit 15 000 Mann, darunter 500 Toten.

Vom 19. Juli an rechnete man auf deutscher Seite täglich mit dem Beginn des Angriffs, der von der Truppe sehnlich herbeigewünscht wurde. Die furchtbaren Wirkungen des Trommelfeuers nahmen zu.

Am Abend des 27. Juli drangen stärkere englische Kräfte beiderseits der Bahnlinie Staden—Ypern gegen die 49. und 23. Res.Div. vor. Das Sperrfeuer der 49. und ihrer beiden Nachbardivisionen verhinderte eine breite Entwicklung des Angriffs. Nach hartnäckigen Stoßtruppkämpfen, die bis gegen Morgen andauerten, blieb die vordere Linie in deutscher Hand.

Das Trommelfeuer hielt fast pausenlos den ganzen 28. Juli über an. Die Stabsquartiere weit hinter der Front wurden mit schweren Kalibern beschossen, Bombengeschwader griffen Munitionslager, Eisenbahnzüge und Unterkünfte mit vielfachem Erfolg an. Englische Jagdflieger attackierten alles, was sie auf den Straßen hinter der deutschen Front entdeckten. Die deutschen Luftstreitkräfte waren zur Abwehr viel zu schwach.

Um die Mittagsstunde des 28. Juli brachen die Engländer plötzlich, ohne daß in dem allgemeinen Chaos des Trommelfeuers eine be-

sondere Gefechts-handlung zu bemerken war, erneut beiderseits der Bahn vor und besetzten bei schwacher Gegenwehr die vordere deutsche Linie im Bereich der 49. Res.Div. Die Bereitschaften der Stellungenregimenter warfen sich den vordringenden Gegnern entgegen, vermochten aber, selbst schon dezimiert und völlig erschöpft, das wahnsinnige englische Sperrfeuer nicht zu durchschreiten. Im Trichterfeld der zweiten Stellung vollzog sich den ganzen Nachmittag über der Einzelkampf. Am späten Abend setzten Gegenangriffe einiger Bataillone ein, die von der 49. und 23. Res.Div. bereitgestellt waren. Die Gruppe Ypern entsandte ihre sämtlichen Jagdflieger, um den Angriff zu unterstützen. Zwölf englische Flieger wurden abgeschossen.

Aber das englische Sperrfeuer, untermischt mit Gas, war nicht zu bewältigen. Es blieb bei dem Verlust eines Geländestreifens von zwei Kilometern Breite und einem Kilometer Tiefe. Die erste Bresche war geschlagen. Schlimm war, daß es dem Engländer gelungen war, schon vor dem Beginn des allgemeinen Angriffs seine Front bei Boesingen über den Kanal hinüberzudrücken und damit den Aufstellungsraum für starke Angriffskräfte zu gewinnen. Bereits in der Nacht zum 29. Juli baute er siebzehn Brücken über den Kanal. Einen weiteren verhängnisvollen Umstand bedeutete die Tatsache, daß sowohl die 49. Res. wie die 23. Res.Div. sich zur Zeit des Angriffs gerade in der Ablösung durch die 111. Inf.Div. und die 3. Garde-Inf.Div. befanden.

*

Jetzt rechnete man stündlich mit dem Beginn des Hauptangriffs. Die Reservebataillone der Stellungenregimenter, die zum Gegenstoß bestimmten Regimenter der Divisionen und die Eingreifdivisionen standen weit nach vorn gezogen in höchster Gefechtsbereitschaft.

In der Nacht vom 30. zum 31. Juli schwoll nach vorübergehendem Ermatten das englische Artillerief Feuer zu größter Stärke an. Brandgranaten, Nebelgeschosse, schwere Minen vermischten sich mit dem heulenden Lärm der Brisanzgranaten zu einem höllischen Orkan.

Um fünf Uhr morgens war die ganze Front zwischen Boesingen und der Ys ein einziger flammender und eisenspeiender Streifen, der sich allmählich mit künstlichem Nebel überzog.

Um einhalb sechs Uhr brach der Angriff los.

Die Trümmer der Ausbauten des Weilers Wieltje nordöstlich von Ypern gingen zuerst verloren. Um sechs Uhr morgens wurde hier schon

um die zweite Stellung gekämpft, soweit überhaupt noch von Kämpfen die Rede sein konnte. Aber es kam noch viel schlimmer. Die Gegenstöße der niedergehämmernten Bereitschaften gingen im englischen Angriff unter. Um elf Uhr mittags stand der Gegner in diesem Abschnitt nördlich Zonnebefe vor dem Weiler Grafenstafel, das heißt, über vier Kilometer hinter der alten deutschen Stellung. Sanct Julien ging verloren. Mittags erschienen die Engländer auf der ganzen Front zwischen Boesingen und Sanct Julien am Steenbeek, den sie bei Langemark sogar überschritten.

Auf dem Südbschnitt der Angriffsfront ging es nicht viel besser, die Engländer erreichten den Westrand von Zonnebefe, den Polygonwald und den Herenthagepark. Weiter südlich dagegen, bis zur Lys hinab, hielt die deutsche Front.

Das feuchte Nebelwetter, verstärkt durch den künstlichen Nebel, die ununterbrochen anhaltende Trommelei, die Zerschlagung aller Verbindungen und die fast völlige Vernichtung der Besatzung der vorderen Kampfzone erschwerten den Überblick über die Lage aufs äußerste. Englische Flieger hielten die deutschen Erkundungsflugzeuge fern. Die Bereitschaften der Stellungenregimenter und die Gegenstoßregimenter der Divisionen waren in systemlosen Einzelangriffen längst verzettelt. Die Eingreifdivisionen mußten auf gut Glück eingesetzt werden, wo es die Lage gerade erforderte. Sie erforderte es fast überall.

Die 2. Garde-Res.Div. hinter der Gruppe Diksmuide war um die Mittagsstunde angriffsbereit. Sie vermochte mit ihrem vorgeschobenen Res.Inf.Regt. 77 den über Bikschoote vorgedrungenen Feind auf das Dorf zurückzudrängen. Zwischen sieben und acht Uhr abends ging die Masse der Division auf Bikschoote und Boesingen vor, konnte aber das Ziel nicht erreichen. Wenigstens blieb hier kein Engländer nördlich des Steenbeek.

Inzwischen setzte Regen ein, der Steenbeek trat aus seinen Ufern, die Granatlöcher fogen sich voll Wasser. Alles verschlammte, die Truppe konnte sich kaum noch bewegen.

Die 50. Res.Div. und die 221. Inf.Div., als Eingreifdivisionen hinter der Gruppe Ypern aufgestellt, verdrängten den vorübergehend in Langemark eingedrungenen Feind, stellten um die Mittagszeit die Lage bei Sanct Julien wieder her, so daß auch hier überall der Steenbeek gehalten wurde, und warfen an der gefährdetsten Stelle bei Grafenstafel und Zonnebefe die Engländer um ein bis zwei Kilometer zurück bis in die alte zweite deutsche Stellung.

Auch die Gruppe Wijtschate setzte ihre Eingreifdivisionen ein, die,

Tafel 1



Generalfeldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern,
Oberbefehlshaber der Heeresgruppe.
General der Infanterie Sigt v. Armin, Oberbefehlshaber der 4. Armee.



Generallt. v. Ruhl,
Chef des Generalstabes der Heeresgruppe.



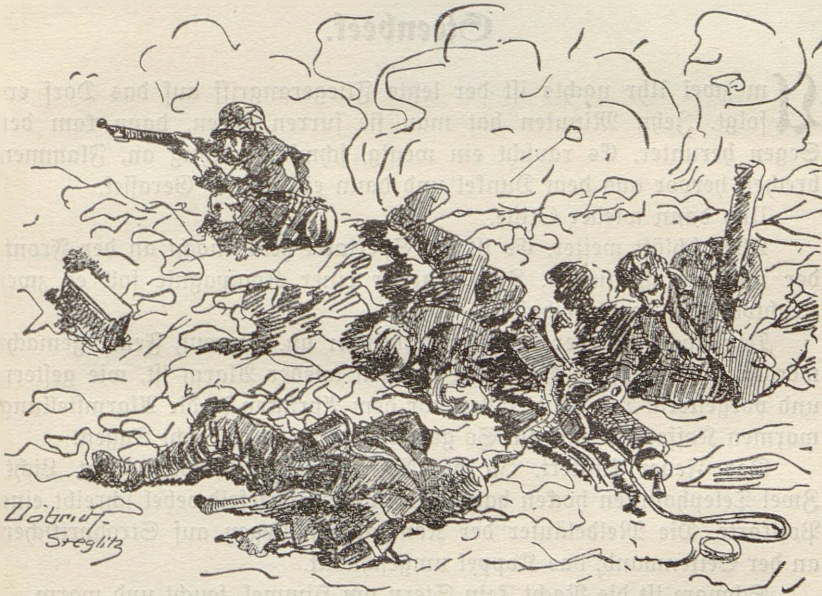
General v. Loßberg,
Chef des Generalstabes der 4. Armee.

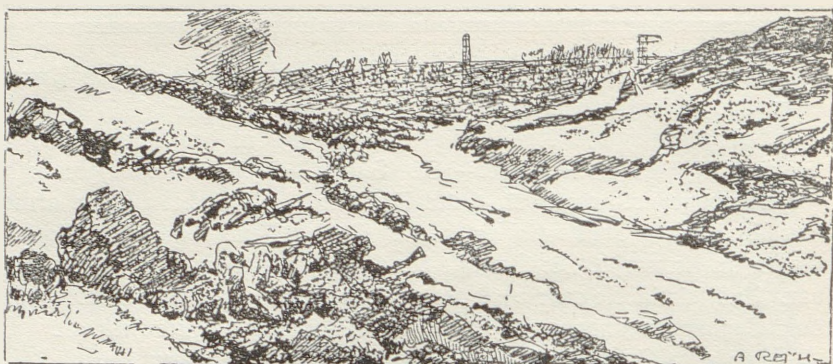
ohne nennenswerte Fortschritte zu erzielen, dennoch der deutschen Front einen neuen Halt gaben.

Bei Anbruch der Nacht stand die Schlacht in der Linie Martjevaert—Bilschoote—Steenbeek—St. Julien—Westhoek—Polygonwald—Herenthagepark—Hollebeke—alte Stellung bis Warneton. Eine akute Durchbruchgefahr bestand an keiner Stelle. Neue Eingreifdivisionen waren im Anmarsch. Die Verluste der Stellungsdivisionen waren furchtbar. Auch Artillerie war verloren worden. Die Höhenlinie wurde aber vom Gegner nirgends erreicht. Das starke feindliche Feuer hielt an.

Der erste Großangriff war abgeklungen, neue standen bevor.

Es regnete in Strömen. Das zerschundene Land wurde zum Morast.





III.

Steenbeek.

Um zwei Uhr nachts ist der letzte Fliegerangriff auf das Dorf erfolgt. Zehn Minuten hat man sie surren hören, dann kam der Segen herunter. Es rauscht ein wenig, schwillt mächtig an, Flammen brechen hervor aus dem Dunkel und dann ein wildes Gerassel.

Und dann wieder Stille.

Alles schläft weiter. Es ist ein Spektakel heute nacht an der Front, der unbehaglich stimmt. Im Quartier einer Kompagnie soll es zwei Leichtverletzte gegeben haben.

Den Koch stößt der Küchenunteroffizier an. Es muß Feuer gemacht werden für den Fall, daß heute morgen wieder Alarm ist, wie gestern und vorgestern. Die Leute sollen vor dem Abrücken in die Alarmstellung warmen Kaffee empfangen. So geht das nun seit fast acht Tagen.

Das Feuer knistert. In der Bataillonschreibstube brennt Licht. Zwei Telephonisten hocken halb schlafend, ein Wizefeldwebel schreibt eine Postkarte. Die Meldeläufer der Kompagnien liegen auf Strohpritschen an der Seitenwand, das Koppel umgeschnallt.

Schwarz ist die Nacht, kein Stern am Himmel, feucht und warm.

Das mächtige Klanggittern von Südwesten her dauert unvermindert an. Auf einmal mischen sich deutlichere Schläge hinein, ein schwaches Aufflammen geht ihnen voraus. Nun scheint es näher zu kommen und seine Kraft zu verdoppeln. Jeder Einzelklang verliert sich in einem gleichmäßigen Rollen, das die Finsternis erschüttert von einem Ende zum andern.

Nach zehn Minuten ist es klar.

Trommelfeuer . . .

Im Osten beginnt sich der Himmel blaß zu verfärben. Es mag fünf Uhr morgens sein.

Trommelfeuer . . .

Ein Motorradfahrer knattert über die Straße. Schwarz ist sein Lederzeug. Funken entsprühen dem Auspuff, hin und wieder knallt eine Fehlzündung wie ein Gewehrschuß.

Man sieht, wie der Bizfeldwebel den Tintenstift beiseite legt, sorgsam die Postkarte einsteckt und an das Telephon geht. Die Telephonisten richten sich schlastrunken auf.

Trommelfeuer . . .

Der Telephonist, der den Kopfhörer umlegt, wendet sein Gesicht halb in die Stube und sagt ein Wort, das man draußen von der Feldküche aus nicht verstehen kann.

Die Esse der Feldküche glüht und knistert, Qualm steigt aus dem kurzen Schornstein. Das Wasser wirft schon Blasen und der Küchenkorporal mißt die Kaffeeportion ab.

Der Bizfeldwebel nickt, als er das Wort vernimmt, das ihm der Telephonist zuspricht. Der zweite Telephonist weckt die Meldegänger. Sie richten die Oberkörper vom Boden, blinzeln in das Kerzenlicht, vernehmen ebenfalls das Wort, das der Bizfeldwebel wiederholt, und machen sich wortlos auf. Sie treten vor die Türe, dehnen die Glieder und stecken sich eine Zigarette an. Der Schein des Streichholzes beleuchtet einen Augenblick ihre schlastrunkenen Gesichter. Dann gehen sie.

Fünf Minuten später tritt der Adjutant in die Schreibstube. Er telephoniert, zündet sich eine Zigarette an und setzt sich dann steif auf die roh gezimmerte Bank an der Hinterwand des Zimmers. Man kann deutlich sein Gesicht sehen. Es ist bleich und ernst und die Augen schauen bewegungslos in das Dunkel, das draußen ist.

Eine Ordonnanz geht zur Feldküche und holt Kaffee.

Alarm Nummer drei, verrät er dem Küchenkorporal und dem Koch. Sofortiges Abbrücken in die vorgeschobenen Bereitschaftsräume.

Der Koch wirft noch ein paar Hände voll Kaffeefah in den Kessel, der Trunk darf heute ein bißchen stärker werden. Der Kompagniefeldwebel schickt einen Läufer: sofort nach der Kaffeerausgabe einen zweiten Kessel kochen zum Füllen der Feldflaschen.

„Als ob wir das nicht wüßten,“ murmelt der Korporal.

Trommelfeuer . . . pausenlos, dumpf, gewaltig.

Der Adjutant macht eine mühsame Bewegung und erhebt sich. Er ist ein baumlanger Mensch. Er fährt sich mit dem rechten Unterarm über die Stirn und streicht seine schwarzen Haare nach hinten.

Die Meldegänger kehren von den Kompagnien zurück und melden Ausführung ihrer Befehle. Dann sitzen sie alle um einen Tisch aus zwei ungehobelten Brettern, trinken Kaffee aus dem Kochgeschirrdeckel, schneiden sich Brot in große Stücke und schieben die Würfel langsam und nacheinander zwischen die Zähne.

Dann kommt der Kommandeur und alles erhebt sich. Er dankt und nimmt den Stahlhelm ab. Er spricht mit dem Adjutanten. Dann füllt er behutsam seine Zigarrentasche aus einer Kiste, die in der Tischschublade liegt. Zehn Stück wandern in das Etui. Nummer elf und zwölf, für den Vormarsch bestimmt, steckt er in die äußere Brusttasche seiner Bluse.

Die Kompagnieführer kommen, um zu melden. An der Küche klappern die Kochgeschirre.

Das Regiment fragt, ob das Bataillon abmarschbereit sei. Es sollen am Ortsausgang noch Handgranaten empfangen werden.

Der Ortskommandant schickt eine Ordonnanz mit einem Schreiben, worin er die Bestrafung dreier Musketiere verlangt, die gestern vom Felde Kartoffel gestohlen haben. Der Bizfeldwebel zwinkert den Telefonisten zu, der Adjutant lächelt ein wenig. Der Kommandeur brummt, daß man ihn nicht zu dem Festessen eingeladen hat. Laut sagt er, Diebstahl sei eine verwerfliche Sache und Diebesgut gedeihe nicht.

Der blasser Schein am Himmel ist stärker geworden.

Das Trommelfeuer rollt und rollt und rollt . . .

*

Der Karte nach liegt man bei Bisswegen südöstlich vom Houthulster Wald, aus dem ein wildes Konzert deutscher Batterien hervorschlägt. Der ganze Wald scheint verheert.

Man kann nicht weit sehen in dem scheußlichen Nebel, aber bis zu den schattenhaften Umrissen der Mühle am Fünfwegekreuz reicht der Blick schon. Vor der Mühle hält der Regimentsstab und wartet auf weitere Befehle. Die großen Flügel stehen seit langem still. Einer davon ist bis zum Kumpf abgerissen von einer schweren Granate.

Die Kompagnien hocken in Grabenstücken. Hier läuft die dritte deutsche Reservestellung durch die Mulden nach Westroosebeke hinauf. Man kann das Dorf nicht sehen, aber der Höllenlärm niederprasselnder Granaten, der durch den Nebel von Süden heranbricht, verrät seine Lage.

Was soll man machen? Die einen setzen das unvollständige Frühstück fort und framen umständlich ihr Brot aus dem Brotbeutel. Andere schlafen noch ein bisschen, denn sie haben robustere Gemüter, denen der gefräßige Schlachtlärm dort vorn nichts anhaben kann. Wieder andere hocken auf ihrem Tornister und dösen vor sich hin. Es ist ja auch kein Platz und keine Stunde, um seines Lebens recht froh zu werden.

Vor einer Stunde, den Vorkommandos der Eingreifdivision noch begegnend, sind die Bataillone des Gegenstoßregiments der vorn kämpfenden Division aus diesen Stellungen hier ausgebrochen. Es ist acht Uhr morgens. Jetzt werden sie schon mitten drin sein. Die nächsten sind wir. Hinter uns warten andere. Hinter denen abermals andere, die noch auf der Bahn sind. Hinter diesen noch andere, die irgendwo in einem ruhigen Etappenort Stoßtrupp üben und elastische Verteidigung nach dem neuen Rezept: vorn dünn und hinten dick. Alle kommen an die Reihe.

Der Kommandeur zieht die erste Zigarre aus der Ledertasche. Die beiden Vormarschzigarren sind verpafft. Er berechnet im Stillen seine Tageseinteilung, die nach Zigarren zählt, und zeigt ein besorgtes Gesicht. Die Trommelei dort vorn und der frühe Einsatz der Stoßregimenter machen durchaus nicht den Eindruck, als ob der Zigarrennachschub gesichert sei.

Der Houthulster Wald wird immer verrückter. Es ist klar, daß die deutschen Batterien alle im Sperrfeuer liegen, seit Stunden nun schon. Eine ganz große Sache ist also im Gange, die große Sache.

Links neben der Bereitschaftsstellung krachen in regelmäßigen Abständen immer zwei Donnerschläge und ein schwaches Leuchten bricht durch den Nebel. Dort steht ein Mörserpaar, das vielleicht den Bahnhof von Ypern beschießt oder die Kanalbrücken. Schattenhaft taucht eine Munitionskolonne auf, schwere Wagen mit vier Pferden bespannt. Sie fahren durch die Mulde und der Nebel frißt sie, wie er sie von sich gegeben.

Es ist nun ganz deutlich zu vernehmen, wie über unsere Köpfe hinweg ein ruheloses Wandern schwerer Granaten zieht, aus dem grollenden Gepolter vorn seinen Ursprung nehmend und über uns hinweg seinen Weg in die Quartiere der höheren Stäbe suchend. Abschuß und Einschlag gehen unter im Lärm, und nur dieses hochgewölbte Einherwandern ist zu erfassen.

Was ist das jetzt? Die dumpfen Schläge der beiden Mörser sind nicht mehr zu hören, ein rasselndes Zerkrachen schallt unaufhörlich

herüber, helles Singen wie von gespannten Stahlbrähten. Dunkelgeballte Schatten stehen im Nebel und schwach leuchten rötliche Feuer. Im Galopp kommt die Munitionskolonnie zurück. Die Fahrer schwingen die Peitschen über dampfenden Säulen. Näher springen die dunklen Schatten im Nebel, schärfer ist das heulende Gejisch, lauter das Krachen und Splintern.

Man kann sehen, wie am linken Flügel des Bataillons alle Gestalten im Graben verschwinden. Eine haushohe schwarze Rauchsäule springt empor, zwanzig Meter vor dem Graben. Ein Hagel von Eisenstücken fährt heulend durch die Luft, trillernd hinterher der abgesplitterte Zunder.

Vier, fünf Kanoniere stürzen fassungslos herbei. Ihre Gesichter sind schwarz verbrannt. Sie schreien und gestikulieren mit den Händen. Der Ruf „Sanitäter“ geht durch das Bataillon.

Drüben in der Mörserstellung haust der hämmernde Tod. Neue Artilleristen bringen zwei Schwerverwundete. Sie hängen mit aschgrauen Gesichtern und geschlossenen Augen in den Armen der Träger. Man schafft sie in den Graben, die Sanitäter machen sich an die Arbeit. Der Bataillonsarzt kommt hinzu. Sie geben keinen Laut von sich.

Aber es sind noch mehr in der Batteriestellung, noch viel mehr.

Vier Artilleristen machen sich auf, gehen durch den Graben, warten am Ende eine Weile. Dann verschwinden sie im Nebel.

Ein Surren ist in der Luft wie von riesigen Heuschrecken. Köpfe fahren empor, ein Schrei läuft von Kompanie zu Kompanie. Schon spricht ein wildes, helles Geknatter von oben herab. Zwei mächtige Schatten mit breiten Flügeln wehen pfeilschnell hintereinander über die Gräben. Die bunten Kokarden unter den Flügeln leuchten wie die Augen glühender Insekten. Fortgewischt frißt sie der Nebel, das Surren fährt empor, verliert sich vier Sekunden lang, kehrt zurück aus einer steil gebäумten Kurve und abermals weht zwiefach das pfeisende Knattern über die Gräben.

An die Grabenwand gepreßt liegt alles. Stumm rauscht zum drittenmal das riesige Vogelpaar durch den Nebel, vierzig Meter über dem Graben, wendet dann zur Windmühle, streift in einer engen Spirale zwei-, dreimal um das Gemäuer. Hundert Köpfe lugen über den Grabenrand. Nun müssen sie den Regimentsstab entdeckt haben.

Ein heilloses Geprassel schlägt auf die Erde nieder. Pferde laufen davon, Menschen liegen am Boden. Kettenbomben, immer ein Duzend.

Und jetzt Maschinengewehrfeuer. Bis auf zwanzig Meter stoßen

die grausamen Habichte nieder, streifen fast den Erdboden, erheben sich zu tollen Kapriolen in die Luft, fahren abermals nieder.

Dann sind sie auf einmal fort.

Sanitäter eilen zum Regimentsstab.

Und noch einer kommt. Schwarz taucht sein Umriß aus dem Nebel, eine hohe Gestalt zu Pferde. Einsam trabt er von der Straße heran, die nach Westroosebeke führt. Hinter ihm und um ihn das tolle Geprassel, das ihn nicht zu berühren scheint.

Hundert Augen sind auf ihn gerichtet. Er reitet geradenwegs auf die Mühle zu und hält dort, Umschau haltend.

Bierzig Meter zur Rechten und sechzig zur Linken stehen zwei schwarze Fontänen auf. Zwiefacher Donner erschüttert die Luft. Geprassel klatst gegen die Mühle. Ein Flügel löst sich und bricht ächzend hernieder.

Das Pferd des einsamen Reiters versucht zu bäumen. Mit eisernen Schenkeln zwingt er es nieder. Dann scheint er zu entdecken, was er sucht.

Langsam reitet er auf den verwundeten Regimentskommandeur zu und übergibt, sein Pferd mit der Kandare in Haltung bringend, dem Adjutanten einen Briefumschlag.

Der Adjutant legt die Hand an die Mütze.

Der einsame Reiter wendet sein Pferd und trabt an. Hinter der Mühle frißt ihn der Nebel . . .

Der Houthulsterwald dröhnt und klirrt. Die vier Artilleristen sind nicht mehr zurückgekehrt. Immer noch schlägt das Feuer in die Batteriestellung. Die Mühle tut einen ächzenden Aufschrei. Qualm und Feuer springen aus ihrem Gebälk. Krachend zersplittern die beiden letzten Flügel.

Die Bataillonskommandeure werden zum Regiment gerufen.

*

Langsam, in Kolonne zu Einem, über die Trichterränder hinweg, durch Reste zerrissener Gräben, die mit Toten angefüllt sind.

Gellend pfeifen Maschinengewehrflugeln herüber. Was machts schon. Respekt verlangen nur die gewaltigen Einschläge, die aus wassergefüllten Kratern aufspritzen. Dann stockt die Kolonne. Manche werfen sich in die Trichter, andere begnügen sich damit, eine Verbeugung zu machen.

Vorn ein grauer Vorhang aus Rauchschwaden. Es klirrt und splittert darin, als würden Knallerbsen unaufhörlich auf einem Blech-

boden ausgeschüttet. Hin und wieder tanzen Leuchtfugeln über den Schwaden. Jagdflieger fegen darüber, heben sich, senken sich. Man vernimmt das Knattern ihrer Maschinengewehre nicht.

Es geht langsam bergab. Der Steenbeek kann nicht weit sein. Die Trümmer von Poellkapelle sind schon passiert.

Irgendwo soll ein Betonkloß liegen mit der Gefechtsstelle des B.L.R. (Bereitschafts-Truppen-Kommandeur). Es sind viele solcher Klöße da. Manche sind zerschmettert. In anderen liegen eng zusammengepfercht zwanzig, dreißig Schwerverwundete. Sie liegen ohne einen Laut von sich zu geben. Die mächtigen Fontänen der Einschläge tanzen ringsum.

Eine Straße, oder der kümmerliche Rest einer Straße. Es muß die Verbindung zwischen Langemark und Zonnebeke sein. Ob Langemark in dieser Stunde noch in deutschem Besitz, weiß kein Mensch. Links jedenfalls soll der Engländer bis Grafenstapel und an den Rand von Zonnebeke eingebrochen sein, eine herrliche Schweinerei.

Am zermühlten Straßenrand hockt die Besatzung eines Maschinengewehrs. Sie starren in den Schwaden dort vorn im Grunde des Steenbeek und halten ihr Gewehr schußbereit. Es sind Scharfschützen, zum Schutz der Artillerie eingesetzt. Solange das englische Sperrfeuer noch vor ihnen liegt, müssen sie abwarten. Wenn aber das hundertfache Zischen erst über ihre Köpfe dahinfährt, und der Schwaden da vorn lebendig wird von khalibraunen Gestalten, dann gibt es Arbeit.

Von Trichter zu Trichter springend kommen zwei Melders von vorn zurück. Der Kommandeur spricht sie an und fragt nach der Lage.

„ . . . “ antworten sie und lachen. Ihre Gesichter sind schwarz und von Dreck beschmiert. Schweiß läuft in hellen Streifen über ihre Stirn. Ihre Augen flackern und ihre Bewegungen verraten eine heiße innere Spannung. Sie kommen aus dem Sperrfeuer. Sie zeigen mit der Hand die Richtung zum B.L.R., bezweifeln aber, ob der Betonkloß noch in deutscher Hand. Vielleicht. Jedenfalls ist vorwärts davon bis nach Bildem und zur Strupfserme alles verloren. Der alte Gefechtsstand des B.L.R. ist in die Luft geflogen, 38 cm Granate. Sie müssen zum Regiment nach Poellkapelle.

Der Kommandeur brummt etwas. Dann zieht er umständlich seine Zigarrentasche hervor. Jeder der beiden erhält einen Glimmstengel. Das will allerhand besagen. „Der Alte“ nickt. Die beiden strahlen und machen sich davon, in langen Sprüngen über das Trichterfeld segnend.

Die Kompagnien gehen jetzt gefechtsmäßig ausgebreitet vor. Es ist wahnsinnig schwer, den Zusammenhalt zu wahren. Aber schließlich weiß

jeder Kompagnieführer Bescheid und man kann sich nicht verlaufen, wenn man nur auf den Schwaden dort vorn zuhält.

Ein wenig lichtet sich der Nebel. Es sieht aus, als ob es regnen wolle. Zwei Leichtverwundete kommen mit einem englischen Gefangenen zurück. Er geht in der Mitte, an jedem Arm hängt ein Deutscher. Es ist kein Spaziergang, den sie zu machen haben.

Es scheint, daß der zuckende Vorhang des Sperrfeuers nun vorwärts schreitet und näher kommt. Elf Uhr zeigt das Ziffernblatt. Sonderbar, wie rasch die Zeit vergangen ist. Es ist kaum zu begreifen.

Ganz plötzlich steht man vor dem Betonkloß des B.I.R., ein vier-eckiger grauer Kasten, zur Hälfte im Erdboden, zur Hälfte über das braune Trichterfeld aufragend. Seine Decke trägt die Spuren zahlreicher Einschläge. Der Eingang halb zugeworfen.

Eine stickige Luft drinnen, Gestank von zusammengepferchten, verschweißten Menschen, Karbol, Pulver, Tabak. Das ganze Ding wackelt unter dem Krach der schweren Einschläge ringsum wie ein Boot. Der dumpfe Druck betäubt einen fast. Eine Kerze brennt traurig. Der Raum drei Meter lang, zwei Meter breit. Zwanzig Menschen drinnen, davon zehn schwerverwundet. Und andere zehn wollen von draußen herein. Und alle paar Minuten bringen sie neue Verwundete. Und draußen rast der Hagel des Sperrfeuers, die Maschinengewehrgarben pfeifen über die Trichterränder. Schützenlinien kommen auseinandergestreut vom Steenbeekgrund zurück. Schon vernimmt man die Paukenschläge der Handgranaten, das Geschrei der Maschinengewehrführer, die ihre Gewehre neben dem B.I.R. in Stellung bringen.

Die Verwundeten jammern.

Der abzulösende Kommandeur versucht so etwas wie eine regelrechte Stellungsübergabe zu machen. Aber es ist ja Unsinn. Jede Minute können die Tommies erscheinen.

In der Ecke steht eine Pulle Pflaumenschnaps.

„Für bessere Zeiten!“ schreit der abzulösende Kommandeur und zeigt auf die Flasche.

„Dankel!“ schreit der neue und bietet dem anderen umständlich eine Zigarre an.

Dann verschwindet, was von dem früheren B.I.R. noch über Beine verfügt.

Sie kommen nicht weit. Vom Eingang des Betonkloßes kann man sehen, wie eine Granate mitten unter sie schlägt und den ganzen Trupp zu Boden wirft. Die Sanitäter, die eilig hinlaufen, finden den Komman-

deur mit einem schweren Lungenschuß, die übrigen fünf Mann tot. Sie liegen in einem Knäuel durcheinander.

Man schleppt den Verwundeten in den Betonkloß zurück. Die Maschinengewehre neben dem Gefechtsstand feuern sich schon die Läufe heiß. Mit kalkweißem Gesicht sitzt er dann an der Wand und läßt sich den Rock öffnen. Ein Röcheln dringt aus seiner Brust.

Der neue Kommandeur greift nach dem Pflaumenschnaps, der Adjutant öffnet die Flasche. Aus einem Trinkbecher tut der Verwundete einen kräftigen Schluck und lächelt ein wenig.

Dann tastet er mit zitternder Hand nach der Zigarre in seiner Brusttasche. Sie ist zerrissen und verbrannt. Der Granatsplitter ist mitten durch sie hindurchgefahren . . .

*

Selbst den ältesten Frontsoldaten vergeht das Lachen. Wahrhaftig, man kann immer noch hinzulernen.

Den Betonkloß überläßt man den Verwundeten. Was lebendig ist, wird jetzt draußen gebraucht.

Es ist eine scheußliche Schwüle. Die meisten Leute haben den Kragen geöffnet. Sie liegen rechts und links vom Bunker in den Trichtern, die Gewehre vor sich, und feuern in den brodelnden Schwaden, der vor ihnen ist.

Weiter rechts — es muß dicht bei Langemark sein — gehen die Tommies in mehreren Kolonnen zu Einem durch das Trichterfeld vor. Sie sind schon weit über den Betonkloß hinausgelangt. Von Gegenwehr ist nichts zu merken. Sie halten an, richten Maschinengewehrnesten ein und beginnen mit ihren Lewisgewehren die Trichterkämme abzustreichen.

Im Vordergrund tanzen die weißen Bällchen der Handgranaten mit den grauen Fahnen der Brisanzgeschosse um die Wette. Hin und wieder fliegt eine Handvoll Khatigestalten einige zwanzig Meter weit vor. Man sieht, wie die Geschossgarben der Maschinengewehre über sie herfallen und wie sie im Erdboden verschwinden. Aber es kommen immer neue heran.

Kein Wort ist zu verstehen, kein Rufen und Schreien dringt durch den Höllenlärm. Mit wilden Armbewegungen verständigt man sich.

Der Einschlag einer mächtigen Granate schmeißt ein paar Zentner Dreck auf eines der beiden Maschinengewehre neben dem Bunker. Sich schüttelnd springen drei Mann auf. Die Tommies vorn wittern sofort die Sache und werden dreister. Das Trichterfeld füllt sich zusehends.

Das zweite Gewehr hat Ladehemmung. Mit einem Fluch springt der Gewehrführer auf und ballt die Fäuste nach den Tommies hinüber.

Nun fährt von rechts ein scharfes Knattern heran. Die Engländer bei Langemark versuchen zu flankieren. Wenn man doch nur die Artillerie benachrichtigen könnte! Der Adjutant stößt den Artillerieverbindungsoffizier in die Seite und streckt den Arm nach rechts. Der Artillerist zuckt die Achseln und feuert weiter aus dem Infanteriegewehr, das er einem Toten abgenommen. Was ist zu machen? Man kann nichts als schießen, schießen, schießen.

Solange noch Munition da ist.

Ein Befreiter springt auf und schreit nach Patronen. Wild sieht er um sich, das Gewehr in beiden Fäusten. Drei Mann sammeln, von Trichter zu Trichter kriechend, die Patronen aus den Taschen der Gefallenen und Verwundeten, die mit stieren Gesichtern auf den Ausgang dieses Kampfes warten. Helfen kann ihnen jetzt niemand. Der Bunker ist proppenvoll, sie liegen schon übereinander.

Gottseidank, das Maschinengewehr feuert wieder.

Der Lärm des Artilleriefeuers ist unvermindert. Kurzschüsse der deutschen Artillerie mehren sich.

Hallo . . . nun kann's losgehen!

Der Befreite zeigt wild lachend nach links. Ein Trupp von etwa fünfzehn Gestalten setzt über die Trichter und stürzt auf den Bunker zu. Zwei Sekunden der Lähmung.

Dann ein schriller Schrei. Gewehrläufe fahren herum, zuckende Hände greifen nach Handgranaten. Zeichenblaß steht ein kleiner Kerl auf und schnallt zitternd sein Koppel ab. Ein Rippenstoß trifft ihn, daß er zusammenbricht. Der Adjutant steht vor ihm, seine Zähne sind gefletscht vor Wut.

Noch ein Schrei. Der Befreite schwenkt wie verrückt die Arme. Auf einmal hält er für eine Sekunde ein, dreht sich dann um und klatst schwer in den Trichter.

Nun sind die von links fast heran.

Das Maschinengewehr hat abermals Ladehemmung. Aus. Eiskalt läuft es über den Rücken.

Was ist das?

Rund gewölbte Stahlhelme . . . feldgraue Uniformen . . .

Der Adjutant hebt beide Arme hoch. Gerade beginnt das Maschinengewehr wieder zu feuern. Zwei Schuß . . . dann verstummt es jäh.

Sie sind heran. Alles springt auf. Man liegt sich in den Armen. Man lacht, man weint. Ein entsetzlicher Druck weicht und macht einer wilden Kampfgier Platz. Vierzehn Mann, vierzehn Gewehre . . . Rest des Stellungsbataillons, zwei Offiziere, ein paar Ordonnanzen, ein Vizefeldwebel, zwei Pioniere, ein Sanitätsgefreiter. Und ein leichtes Maschinengewehr!

Aber keine Munition, nicht einen einzigen Schuß . . .

Eben haut ein schwerer Einschlag auf den Betonkloß, der sich in grauen Dampf hüllt. Markerschütterndes Gebrüll aus dem Innern. Der Rauch verzieht sich. Eine Ecke der Deckenwand ist aufgerissen. Vier oder fünf Verwundete kriechen auf allen Vieren aus dem Eingang . . .

Bei den Tommies drüben ist ein Geschrei. Sie sind so dicht heran, daß man schon ihre Gesichter erkennt.

Munition! Munition!

Vier Läufer sind unterwegs, um Patronen herbeizuschleppen. Kein Mensch weiß, ob sie zurückkehren werden.

Man wird sich mit Zähnen und Nägeln verteidigen, ja, das wird man! Heute ist alles möglich, es liegt so in der Luft, es ist wie ein Blutausch.

Unten am Steenbeek bauen die Tommies schon Lausstege. Maultiere schleppen Maschinengewehre herbei und Patronengurte in Hülle und Fülle. Man kann keinen Schuß auf sie abfeuern, man braucht jede Kugel für die Köpfe, die vierzig Meter entfernt aus den Trichtern auftauchen.

Herr Gott, laß Abend werden!

Es regnet leise.

Auf die englischen Jagdflieger, die immer wieder herabstoßen, achtet schon kein Mensch mehr.

Ob denn weiter rückwärts niemand ahnt, was hier los ist? Ob denn kein deutscher Infanterieflieger . . .

Rechts bei Langemark ist ein deutscher Gegenangriff im Gange. Man kann alles deutlich mit bloßem Auge verfolgen. Deutsche Stoßtrupps gehen vor. Aber ein rasendes Sperrfeuer legt sich sofort vor ihre Nase. Englische Flieger stürzen darauf zu. Ein Knattern, Prasseln, Zucken und Lärmen ist dort drüben, daß einem Hören und Sehen vergeht. Wie man das Feld nach zehn Minuten wieder überschauen kann, ist von den deutschen Stoßtrupps nichts mehr zu sehen, gar nichts. Die Tommies tragen ihre Lewisgewehre unbelästigt weiter vor. Sie sind nun schon weit im Rücken der paar Menschen hier bei dem Bunker.

Der Herrgott denkt nicht daran, Abend werden zu lassen.

Links bei Sankt Julien gehen englische Tanks vor. Sie kommen aus den Dorftrümmern und kriechen wie mächtige schwarze Käfer über das Feld. Drei, vier, sechs Schützenlinien tauchen hinter ihnen auf. Alles geht wie am Schnürchen. Von Gegenwehr ist nichts zu merken. Das deutsche Artilleriefeuer liegt viel zu weit vorn. Es braucht nur eines von diesen Bieestern nach links zu schwenken, um hier alles zu erledigen. Mit Fäusten und Fußtritten kann man sich nicht gegen sie verteidigen.

Wenn schon . . . irgendetwas muß ja geschehen. Ein Wunder vielleicht.

Es ist wie auf einer Insel, einer sehr sonderbaren Insel. Aber da man nun einmal darauf ist, so ist nichts dagegen zu machen.

Der Lärm der Schlacht ist nicht um einen Deut schwächer geworden.

Ein großartiges Sterbegeläute, eine wundervolle Totenmesse.

Nun bricht unter einem furchtbaren Krach, der alles übertönt, der Betonkloß ein. Eine Flamme schießt hoch. Qualm verzieht sich. Schwarze Trümmer rauchen. Dreißig Sekunden lang klatschen Dreck und Zementstücke hernieder. Dazwischen ein grauenhaftes Gemisch aus Menschenfleisch und blutigen Uniformsegen.

Ausgelitten, alle miteinander, ohne Ausnahme, an fünfundzwanzig Verwundete . . .

*

Warum greifen sie nicht an? Was hält sie noch ab? Ob sie vielleicht denken, wir feuern nur deshalb nicht mehr, weil wir uns unsere Patronen bis zum letzten aufbewahren wollen?

Wenn sie nur recht hätten! Für jede Patrone gäben wir einen Tag unseres Lebens, für jede Handgranate eine Woche!

Aber wir wissen ja, warum sie noch zögern. Ihre Flieger haben unsere Stellung genau ausgezeichnet und übermitteln ihre Feststellung nach rückwärts. Nicht lange, und das fürchterliche Sperrfeuer, das jetzt noch ein paar hundert Meter hinter uns liegt, wird einen grausamen Sprung nach rückwärts tun.

Die Tanks drüben bei Sankt Julien fahren kreuz und quer durch das Trichterfeld, riesige Igel, die nach Mäusen suchen.

Vorwärts Langemarck, am Steenbeek, baut sich eine englische Batterie auf. Dahinter steht abgeessene Kavallerie . . . weiß Gott, es ist kein schlechter Witiz . . . regelrechte Kavallerie!

Und wir müssen das alles mitansehen, als habe man uns zwanzig Minuten vor unserer Hinrichtung noch eine großartige Revue zugeacht, freundschaftliche Ermunterung für den Sprung ins Jenseits.

Nach dem schwarz geschossenen Bunker darf man überhaupt nicht hinschauen. Es könnte einem übel werden bei dem Anblick.

Der lange Adjutant hockt im Trichter und schreibt mechanisch eine Meldung auf seinen Block. Dann hört er auf. Es ist ja kompletter Unsinn, niemand kann sie nach hinten bringen. Außerdem käme sie viel zu spät.

„Die Blinker!“ schreit der Major durch den Lärm.

Der Adjutant zuckt die Achseln und weist auf die niedrige Bodenwelle im Rücken. Darüber kann kein Blinksignal springen.

Plötzlich schlägt sich der Kommandeur vor den Kopf.

„Briestauben!“

Der Adjutant springt auf. Der Briestaubenträger ist längst gefallen. Die Tauben sind in einem Korb gewesen, der Korb war im Bunker.

Der Adjutant schaut flüchtig nach dem Bunker, dann setzt er sich wieder. Das halb bekrigelte Meldeblatt liegt im Dreck . . .

Von Langemark her pfeifen die Maschinengewehrflugeln. Das deutsche Sperrfeuer, das bisher vorwärts am Steenbeef gelegen, wird zurückverlegt. Es bestreicht nun den Raum unmittelbar hinter dem Bunker. Einzelne Einschläge fallen unter die kleine Schar.

Die Tommies drüben stecken ihre Nasen aus den Trichtern. Manche zeigen sich mit halbem Oberkörper. Man will die Deutschen auf die Probe stellen. Kein Schuß fällt vom Bunker her. Aber die Tommies haben ja Zeit.

Der Kommandeur fletscht die Zähne vor ohnmächtiger Wut. Dann zieht er sein Etui, lacht rauh und zückt triumphierend eine Zigarre. Dann zeigt er dem Adjutanten das Etui. Es ist leer.

Die letzte Zigarre dampft.

*

Allmächtiger Gott . . . wie ein Bote aus dem schon verlassenen Diesseits naht mit gedrosseltem Motor und weit gebreitetem grauen Flügelpaar ein deutscher Infanteriesieger. Die Eisernen Kreuze unter seinen Schwingen leuchten. Der Regen glitzert auf seinem metallenen Rumpf.

Langsam zieht er in vierzig Meter Höhe über das Unglücksfeld.

Der Kommandeur faßt den Arm des Adjutanten mit krampfartigem Griff. Die Fliegertücher . . . wo sind die Fliegertücher!

Eine heiße Bewegung fällt unter die kleine Schar, eine neue, eine letzte, eine allerletzte Hoffnung erwacht. In fünf Minuten kann er hinten sein beim Meldkopf der Division . . . eine Meldung abwerfen . . . die Artillerie kann benachrichtigt werden . . . ein Gegenstoß wird angesetzt! Im Geiste sieht man sie schon über die Bodenwelle im Rücken steigen . . . Stoßtrupp neben Stoßtrupp . . . Hurragebrüll, Handgranaten . . . Munition bringen sie mit . . . vielleicht kommt schon der Flieger auf den Einfall, Patronen zu holen und abzuwerfen . . . Patronen, soviel, daß man darin wühlen kann, Patronen, Patronen . . .

Die Fliegertücher! Wer trägt die Fliegertücher?

Drei, vier Mann sind aufgesprungen, schreien, winken mit dem Gewehr . . . einer reißt seinen Rock von den Schultern, dreht das helle Futter nach außen und schwenkt ihn hin und her . . .

Hier, hier sind wir . . . Kamerad, fliege nicht vorüber . . . o Gott, fliege nicht vorüber!

Atemloses Erstarren . . . in dreißig Meter Höhe fliegt er über die Stellung . . . groß schimmern die Eisernen Kreuze.

Vorüber . . . er hat nichts gesehen.

Niemand weiß, wer die Fliegertücher hat. Niemand hat sie.

Niemand? Der Adjutant brüllt zu dem Vizefeldwebel hinüber. Der Vizefeldwebel springt auf. Natürlich, dem Befreiten, der als Nachrichtenunteroffizier fungiert, hat er sie gestern gegeben.

Der Befreite ist vor einer Stunde gefallen . . . wo liegt er?

Der Infanteriefieger, der den Abschnitt der Division abgeflogen, kehrt zurück.

Hier liegt der Befreite. Den Tornister aufgerissen . . . alles durchwühlt. Gib her, Kamerad, gib her . . . in einer Viertelminute ist der Flieger über uns, unsere allerletzte Hoffnung. Gib her . . . nein, deine Feldpostbriefe von daheim können wir nicht brauchen, auch die wollenen Socken nicht, die deine Frau dir geschickt hat . . . sieh da, auch Patronen hast du noch, zwanzig Stück. Gut gezielt sind es zwanzig Treffer . . . zwanzigmal Rache für dich . . . endlich, endlich, hier sind sie, sein säuberlich zusammengelegt . . .

Atemlos . . .

Der Flieger zieht einen Kreis, kehrt abermals zurück, kaum dreißig Meter hoch . . . man sieht, wie der Beobachter sich über Bord beugt und herabblickt. Nun winkt er mit der Hand.

Er winkt! Er hat uns gesehen! Gerettet!

Ein Gewirr von Maschinengewehrflugeln aus den englischen Stellungen pfeift durch seine Verspannungen. Er achtet nicht darauf.

Gerettet! Sie fallen einander in die Arme, sie lachen, sie jubeln. Es ist wie bei einem Freudenfest.

Nur der Adjutant verzieht keine Miene. Sein Gesicht ist bleich wie immer. Der Regen, der seine Stirn genäßt, hat sein Haar in schwarzen Strähnen auf die Haut gefleht. Er wagt nicht zu sagen, was er sieht.

*

Fünf Minuten später vollzieht sich folgendes Schauspiel.

Drei englische Nieuport-Eindecker zischen in zweihundert Meter Höhe heran. Der erste schießt pfeilschnell über die Stellung hinweg und beschreibt über Poelkapelle einen Kreis. Er wartet für den Fall, daß der Deutsche entrinnen sollte.

Der zweite steigt noch hundert Meter höher und fliegt einige enge Kurven. Er macht sich bereit für den Fall, daß es nicht gelingen sollte, den Deutschen im ersten Stoß abzuschießen.

Der dritte stürzt ohne Umschweife auf den Deutschen los. Schon knattert hell ein Maschinengewehr.

Der Infanterieflieger wendet sich rückwärts. Der Beobachter ergreift das Maschinengewehr und feuert auf den Engländer.

Der zweite Engländer tritt in Aktion. Sein Gewehr speit Kugeln, indes er steil abwärts schießt.

Der erste Angreifer klettert unterdessen hinauf.

Der Deutsche fliegt dreißig Meter hoch über das Feld, wendet hierhin und dorthin. Sein Gewehr schießt nicht mehr. Nun mag er schon zweitausend Meter hinter der Front sein. Man erblickt ihn nicht mehr, die Erdoelle verdeckt ihn.

Abwechselnd sieht man die beiden Engländer aufwärtssteigen, eine Spirale beschreiben, abwärts schießen. Das Geknatter ihrer Gewehre dringt aber nicht bis hierher.

Dann sieht man, wie der dritte Engländer, der über Poelkapelle gekreist, seinen Schnabel senkt und fast lotrecht hinabstößt. Wie ein Meteor fällt er nieder.

Dann sieht man eine pechschwarze Rauchwolke in der Luft, explodierendes und verbrennendes Benzin.

Dann sieht man die drei Engländer aufsteigen und sich vierhundert

Meter hoch vereinigen. Sie beschreiben noch einen großen Kreis und schlagen dann die Richtung nach dem Houthulsterwald ein.

Dann sieht man nichts mehr . . .

*

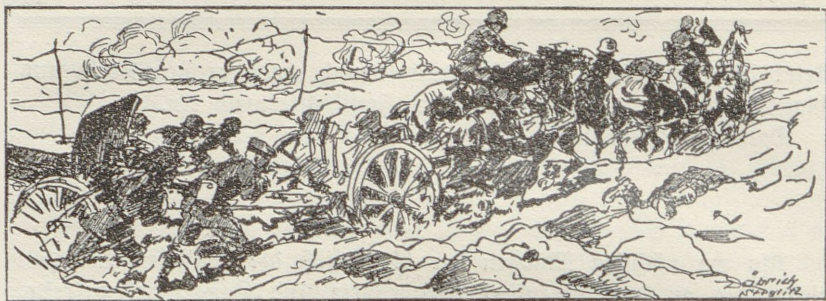
Als am nächsten Morgen der Gegenstoß die deutschen Truppen wieder bis an den Steenbeek heranzuführte und Langemark befreite, fand man neben dem verbrannten Bunker ein erschütterndes Bild.

Freund und Feind lag durcheinander in den Stellungen, in denen der Tod sie überrascht. Alles deutete auf einen wilden Nahkampf hin, der stellenweise mit Nägeln und Zähnen geführt war. Hier und da befanden sich die Gegner in körperlicher Umschlingung, die Waffe noch in der Hand.

Die meisten toten Lommies lagen rings um den baumlangen Adjutanten, dem der Stich eines Seitengewehres in die Brust gedrungen. Mit beiden Händen hatte er, den Tod im Herzen und endlich der Kampfgier entsagend, in den Stahl gegriffen, der ihm das Ende gegeben. Sein Leichnam verharrte knieend, rückwärts an den Trichterrand gelehnt. Schwarz hingen die Haarsträhnen in sein bleiches Gesicht, das er weit zurückgebeugt. Sein erstarrter Blick war auf den Gegner gerichtet, der mit zerschossener Stirn über ihm lag.

Der Kommandeur lag auf dem Gesicht. Ein Kolbenschlag hatte ihm den Schädel zerschmettert. Neben ihm fand man den Stummel einer zu dreiviertel gerauchten Zigarre.

Außerdem fand man im Dreck eine Meldekarte, auf der folgendes geschrieben war: „B.L.R. . . . Inf.Div., 800 Meter südlich Langemark, 6.30 nachmittags. Feindliche Infanterie rechts über Straße Langemark—Zonnebeke vorgedrungen. Links feindliche Tanks an Straße Sankt Julien—Poelkapelle bei Straßenkreuz 1200 Meter nördlich Sankt Julien. Vor uns baut Engländer Laufftege über Steenbeek. Neuer Angriff jederzeit zu erwarten. Eigenes Sperrfeuer liegt hinter uns! Munition verschossen . . .“



IV.

Ronnebosschen.

Stellungs- und Eingreifdivisionen waren im Verlaufe des 31. Juli völlig durcheinander geraten. Die Vermischung der Verbände ging bis hinab zu den kleinsten Einheiten. Regimentskommandeure wußten nicht, wo ihre Bataillone lagen, die Kampftruppenkommandeure vereinigten um sich Truppen von allen möglichen Regimentern. Die Artillerie kannte den Verlauf der neuen Stellung nicht. Die Divisionsstäbe entsandten Ordonnanzoffiziere, um die böse Verwirrung auseinanderzuklauben.

Nur soviel stand fest, daß der Engländer an keiner Stelle sein Tagesziel erreicht hatte, den Stoß durch die drei hintereinandergelagerten deutschen Stellungssysteme: vordere Linie, Albrechtstellung und Wilhelmstellung. Nirgends war er für länger als wenige Stunden an die Wilhelmstellung herangekommen, obwohl in jedem englischen Divisionsabschnitt drei frische Brigaden nacheinander angriffen.

Die Verwirrung bei den Engländern war nicht geringer als auf deutscher Seite, wenn auch der größere Einsatz von Artillerie darüber hinwegtäuschte. Die stockfinstere Nacht, von Regenschauern angefüllt, tat ihr übriges. Alle Bachläufe traten aus ihren Ufern und versumpften das Land. Unsägliche Mühe bereitete es, die Verwundeten aus den Wasserlöchern zu bergen und die Batterien vorwärtszuschaffen.

Die Gruppe Ypern mußte unter solchen Umständen auf weitere Gegenangriffe, die noch für den Spätabend des 31. Juli geplant waren, verzichten. Die Befehle gelangten einfach nicht bis zu den vorn eingesetzten Truppen.

Am Nachmittag des 1. August ließ der Regen endlich nach. Sofort setzte die englische Angriffstätigkeit wieder ein. Nördlich der Bahnlinie Roeselare—Ypern prallte ein starker englischer Angriff mit einem Stoß der 221. Inf.Div. zusammen. Das beiderseits zu äußerster Stärke zusammengefaßte Artilleriefeuer schlug mitten in einen wilden Nahkampf hinein. Nach stundenlangem Hin und Her mußten die Tommies zurück. Bis über die Knie im Schlamm watend machten das Ref.Inf.Regt. 60, das Ref.Ers.Regt. 1, die Inf.Regtr. 41 und 58 über 1000 Gefangene. Um sechs Uhr abends war auch in diesem gefährdeten Abschnitt überall die Albrechtstellung wieder erreicht.

Eine halbe Stunde später griffen die Engländer mit neuen Kräften an, rasch dehnte sich ihr Vorgehen nach beiden Seiten aus. Die Schlacht brodelte über dem ganzen Abschnitt der Gruppe Ypern, das Trommelfeuer rollte. Längs der Bahnlinie wurde das Ref.Ers.Regt. 1 auf seine Ausgangsstellung zurückgedrückt. Aber die benachbarten 41er bogen ihren linken Flügel zurück und flankierten die Angreifer so wirksam, daß ihr Vorgehen nördlich Zonnebefe zum Stehen kam. In diesen stundenlang fort dauernden Trichterkämpfen nahm das III. Bataillon Inf.Regts. 41 11 Offiziere und 422 schottische Infanteristen gefangen und erbeutete 24 Maschinengewehre. An Toten und Verwundeten verlor das tapfere Bataillon 15 Offiziere und 484 Mann.

Frisch eingesetzte Kompagnien des Ref.Inf.Regts. 2 (3. Ref.Div.) sollten die tiefe Einbuchtung nördlich Zonnebefe ausgleichen. Das wilde englische Sperrfeuer vereitelte die Aktion. Bei Anbruch der Nacht mußte sogar der mühsam und blutig zurückeroberte Streifen zwischen Zonnebefe und dem Hanebeef unter dem Druck des Einbruchs nördlich Zonnebefe geräumt werden. Die Gefahr im Zentrum des englischen Großangriffs war wieder größer.

Nicht weniger schwer wurde am Nachmittag des 1. August bei Langemark gekämpft, wo die 3. Garde-Inf.Div. eingesetzt war. Von 4.30 an legte der Engländer Trommelfeuer auf den ganzen Steenbeek-Abschnitt. Gegen 6 Uhr begannen die Infanterieangriffe in zahlreichen Wellen, von Tanks und Fliegern begleitet. Von Trichter zu Trichter wurden die Kompagnien des Ref.Inf.Regts. 229 auf Langemark zurückgedrängt. Bei Anbruch der Dunkelheit gab die Division ihre letzte Truppe, ein hundert Gewehre starkes Bataillon des Garde-Füsilier-Regiments, zum Gegenstoß auf den mit Flammenwerfern längs der Eisenbahn vorgehenden Gegner frei. Die als Eingreifdivision neu herbeigerückte 79. Ref.Div. entsandte aus der Gegend von Poelcapelle

zwei Bataillone. Inzwischen gelang es aber den 229ern, mit eigener Kraft den Steenbeek vorwärts Langemark wieder zu erreichen. Nach einem Verlust von 197 Toten, 991 Verwundeten und 1578 Vermissten, deren größerer Teil als tot zu betrachten war, wurde dann die 3. Garde-Inf.Div. am 4. August aus der Front gezogen.

Die Gruppe Diksmuide, deren linker Flügel durch den feindlichen Großangriff am 31. Juli bis nördlich Bilschoote und an den Steenbeek zurückgebogen war, räumte am 1. August freiwillig ihre Front jenseits des Martjevaert, weil die bisherige Stellung die Gefahr bot, daß der Feind die zwischen Kanal und Martjevaert stehenden Truppen abschnürte; die schmale Zunge wurde jedoch von Vorposten noch besetzt gehalten. Damit wurde auch der Plan, Bilschoote wiederzunehmen, endgültig aufgegeben.

Der 1. August ging ohne schwere Krisen vorüber, die Verbände konnten sich allmählich ordnen. Die neu herangeführten Eingreifdivisionen nahmen ihre Aufstellungsräume ein, die Ablösung der völlig abgekämpften Stellungsdivisionen wurde wenigstens an den gefährlichsten Punkten eingeleitet.

Entsetzlich litt die Truppe unter dem Regen, der nun mit kurzen Unterbrechungen vier Tage lang andauerte. Wenige Pausstege vorhanden die wassergefüllten Trichterstellungen mit den rückwärtigen Befehlsstellen. Wer davon abwich, konnte im Schlamm versinken. Die englischen Flieger erkannten sehr bald diese Stege und lenkten das Artilleriefeuer darauf. An Unterkünfte noch so bescheidener Art war nicht zu denken. Tagelang lagen die Schwerverwundeten in halb zerschossenen Betonbunkern, bis man sie abtransportieren konnte.

Und dennoch war der Regen unser Verbündeter, denn er verhinderte die Engländer an einer raschen Fortsetzung ihres Großangriffs. Ihre Geschütze versanken im Schlamm des Trichterfeldes. Ihre Leute ertranken im angeschwollenen und versumpften Steenbeek. Die Maultiere mit Essen und Munition blieben stecken, ihre Granaten verloren durch die gelockerte und gewässerte Erde an Splitterwirkung.

Wir gewannen Zeit, wenn es auch nur Tage waren. Aber sie genügten.

Die Gruppe Ypern nahm eine völlige Umstellung vor. Nachdem alle Divisionen, die den 31. Juli in vorderer Linie mitgemacht, aus der Front gezogen, wurde der Gruppenabschnitt statt wie bisher in vier, jetzt in drei Divisionsabschnitte untergeteilt. So wurden zwei Vorteile bewirkt. Einmal eine dünnere Besetzung der vorderen Linie für den

Großangriff und damit verbunden die Wahrscheinlichkeit geringerer Verluste durch das Vorbereitungsfeuer, zweitens aber eine Vermehrung der zum Gegenstoß bestimmten Verbände und damit verknüpft eine größere Beweglichkeit der Verteidigung. Nach englischem Vorbild wurde die gesamte Feldartillerie in zwei Wellen eingeteilt, deren zweite nur dazu bestimmt war, im Großkampf mitzuwirken. Bis dahin hatte sie weiter nichts zu tun, als ihre Stellungen vor den englischen Fliegern verborgen zu halten. Diese Einrichtung bewährte sich in den weiteren Abwehrlämpfen vorzüglich.

*

Das Wetter blieb weiter schlecht.

Fuß- und Darmerkrankungen machten sich verhängnisvoll bemerkbar. Am 3. August zählte die 2. Garde-Res.Div., vom 31. Juli an gerechnet, 2208 Köpfe Gesamtverlust, darunter 600 Kranke. Bedenkliche Zeichen der Abspannung traten auch bei anderen Divisionen auf, so beantragte die 38. Inf.Div. ihre Ablösung; sie hatte zwei Drittel ihrer Kopfstärke eingebüßt.

Die Engländer glaubten diesen Zustand der „Demoralisation“ auf deutscher Seite durch starke Teilangriffe ausnützen zu müssen. Aber auch bei ihnen stiegen die Abgänge durch Erkrankung, die Angriffsfreudigkeit sank rasch. Der ungeheuerliche Aufwand an Artilleriemunition machte den Schaden nicht wett. Keiner ihrer Angriffe zwischen dem 31. Juli und dem 8. August brachte ihnen Erfolge.

Am 7. August endlich besserte sich das Wetter. Sofort nahm das englische Artilleriefeuer, das bisher als Streu- und Störungsfeuer gewirkt, den Charakter planmäßiger Angriffsvorbereitung an. Die Umgruppierung der englischen Artillerie war vollzogen. Noch am gleichen Abend lag zwischen Draaibank und Sankt Julien, also beiderseits Langemarck, schärfstes Trommelfeuer. Nach einer Stunde vor-
dringende Infanterieangriffe brachen im deutschen Sperrfeuer zusammen. Abends um elf Uhr, nach Einbruch der Dunkelheit, wiederholte sich das gleiche Schauspiel mit dem gleichen Ergebnis.

Inzwischen trockneten die Bachläufe langsam aus, das Trichter-
gelände wurde wieder gangbar. In dem gleichen Maße, wie das englische Feuer zunahm, bemächtigte sich der deutschen Infanterie eine starke Nervosität. Die Anforderung von Sperrfeuer erfolgte oft aus unbe-

deutenden Anlässen. Mehrfach griff das so herbeigeführte Trommelfeuer auf den ganzen Gruppenabschnitt über, tobte stundenlang und führte zum Verbrauch kostbarer Munition, deren Fehlen für den bevorstehenden Großkampf einen schmerzlichen Verlust bedeutete. Der durchschnittliche Tagesverbrauch an Artilleriemunition war in der Zeit vom 2. bis zum 10. August kaum geringer als an den beiden Großkampftagen des 31. Juli und 1. August.

In der Nacht vom 9. zum 10. August lag schweres englisches Trommelfeuer auf den Abschnitten der Gruppen Ditsmuiden, Opern und Wijtschate, von Draaibanck bis hinab zur Lys. Massen feindlicher Bombenflieger suchten das Hintergelände heim. Sogar das Armee-Hauptquartier in Kortrijk wurde mit Bomben beworfen. Bei Lichterfelde flogen drei vollbeladene deutsche Munitionszüge in die Luft.

Ab 5.30 morgens verdichtete sich das Feuer auf die inneren Flügel der Gruppen Opern und Wijtschate, zwischen Zonnebeker und Hollebeker, zur unmittelbaren Angriffsvorbereitung. Dort standen die 54. Inf.Div. und die 52. Res.Div.

Um 6 Uhr stiegen aus dem undurchdringlichen Dunst, der über dem Trichterfeld lag, die roten Sperrfeuerzeichen. Rasch griffen sie nach rechts bis zur Bahn Staden—Opern hinüber.

Der Kampf war im Abschnitt beider Gruppen entbrannt.

*

Im schweren Abwehrfeuer der deutschen Artillerie kamen die englischen Angriffe im Steenbeekabschnitt beiderseits Langemark und bis nach Zonnebeker hin nicht zur Durchführung. Schon um 8 Uhr morgens war hier überall die Gefahr beseitigt.

Unterdessen vollzog sich ein blutiges Ringen um die Waldstücke zwischen Zonnebeker und Hollebeker, Westhoek, den Polygonwald, den Herenthagepark südlich der Straße Meenen—Opern und das Nonneboschen im Zentrum dieser Gruppe. Alle diese Waldstücke sind dem Höhenzug von Zandvoorde über Geluweld nach Paschendale vorgelagert. Der Engländer mußte sie besitzen, um von ihnen aus den entscheidenden Angriff auf die Höhenlinie zu führen.

Die 54. Inf.Div. verlor den Hanebeekabschnitt südwestlich Zonnebeker und mußte bis hart westlich Westhoek zurück. Die Engländer drangen hier bis in die Wilhelmstellung vor. Die 52. Res.Div. rang verzweifelt um den Westrand des Nonneboschens und im Herenthagepark. Weiter links wurden die Angriffe blutig abgewiesen.

Eine Stunde später warfen die Bereitschaften der 52. Ref.Div. die Engländer aus dem Herenthagepark hinaus. Furchtbar aber waren die Kämpfe im Nonneboschen, einem Gewirr aus Draht, Betonklöcken und Baumstümpfen, völlig versumpft und verwühlt, vom beiderseitigen Sperrfeuer durchbrüllt, von einem Duzend von Jagdsiegern überwacht und durch vorgehende Tanks auf beiden Seiten flankiert.

Immer neue Gegenstoßtruppen warfen sich in diese sprühende Hölle, wurden vom Sperrfeuer dezimiert und zertrümmert, fluteten nach schwersten Verlusten zurück, machten frischen Reserven Platz.

Während der Kampf um das Nonneboschen tobte, gelang es der 54. Inf.Div., von Westhoek und dem Rand des Polygonwaldes aus vorgehend, ihre alte Stellung am Hanebeek wieder zu erreichen. Um 7 Uhr abends wurde dort ein neuer englischer Angriff abgewiesen. Aber die Engländer ließen nicht locker. Zwischen 9 und 10 Uhr mußte nach mehrfachem Angriff die 54. Inf.Div. den Hanebeek zum zweitenmal aufgeben und in die Wilhelmstellung bei Westhoek zurückweichen. Ihre Verluste dabei waren furchtbar. Ein großer Teil ihrer Leute wurde in den Betonklöcken der Albrechtstellung abgeschnitten. Bis zehn Uhr gaben sie den deutschen Infanteriesiegern noch Zeichen. Dann verstummten sie.

Der Westrand des Nonneboschens blieb in englischer Hand. Der Engländer hatte am Abend weder den Polygonwald, noch das Nonneboschen, noch den Herenthagepark in Besitz genommen. Die Verluste der 52. Ref.Div. waren aber so groß — sie verlor fast drei Viertel ihres Bestandes —, daß sie durch die 34. Inf.Div. vorzeitig abgelöst werden mußte.

Die Nacht zum 11. August verging unter andauerndem schweren Feuer und oftmals erneuerten Angriffen. Das Nonneboschen zersplitterte unter dem Hagel von Einschlägen. Die ganze Nacht über glühte es in den roten und gelben Farben des Großkampfes.

Am frühen Morgen brachen Kompagnien des Ref.Inf.Regts. 238 überraschend vor, gewannen im Handumdrehen den noch von den Engländern gehaltenen Teil des Nonneboschens und gelangten in die am Vortage aufgegebene Albrechtstellung. Schon um 8 Uhr morgens mußten die tapferen Musketiere einem mehrfach wiederholten englischen Angriff weichen. Mit äußerster Not wurde der Westrand des Busches gehalten.

Weiter tobte das englische Vernichtungsfeuer.

Galten die Angriffe des 10. und 11. August hauptsächlich der Waldgruppe südlich Zonnebefe, so verlegten die Engländer für die folgenden Tage den Schwerpunkt ihrer Aktionen nach Norden auf den Steenbeefabschnitt zwischen Bilschoote und Zonnebefe. Wie sie im Süden die Wälder erreichen mußten, um den Angriff gegen die entscheidenden Höhen einleiten zu können, so verlangte die Lage im Norden die Einnahme des Steenbeefgrundes, um über Poelkapelle auf Paschendale und Westroosebefe vordringen zu können.

Eine große Anzahl neuer Brücken über den Djerkanal zwischen Steenstraate und Ypern war hergestellt worden. Die Bereitschaftslager der englischen Truppen wurden vorverlegt, das Eisenbahnnetz vorwärts ausgebaut. Von insgesamt festgestellten 1100 feindlichen Batterien waren schon 200 auf das Ostufer des Kanals vorgezogen. Sie veranstalteten an jedem Tage ein Höllenkonzert, dessen Zweck darin bestand, die Deutschen zu zermürben und sturmreif zu machen. Die Bekämpfung der deutschen Batterien nahm einen Umfang an, der den Feuermassen entsprach, die zur Einleitung des ersten Großangriffs am 31. Juli aufgeboten waren. Es gab jetzt keine ruhige Stunde mehr und niemand vermochte zu unterscheiden, wo der Engländer gerade zu seinen Teilangriffen ansetzte.

Kein Morgengrauen ohne Trommelfeuer, meistens sich über den ganzen Abschnitt von Steenstraate bis zur Lys ausdehnend. Kein Tag ohne mehrfache Teilangriffe mit immer neuen Truppenverbänden, abwechselnd gegen den Steenbeefabschnitt, gegen den Hanebeef, Zonnebefe und die Wäldergruppe gerichtet. Kein Morgen und kein Abend, ohne daß irgendwo an der Front die roten Leuchtkugeln das deutsche Sperrfeuer alarmierten, das dann mit voller Wucht in die englischen Angriffsaufstellungen hineinschlug.

Fliegerkämpfe vom ersten Morgenstrahl bis in die sinkende Nacht, oft regelrechte Luftschlachten mit mehr als dreißig Jagdmaschinen auf jeder Seite. Bei den Deutschen wirkte die Jagdstaffel *Richt hof en*, bei den Engländern die Staffel des französischen Hauptmanns *G u n n e m e r*, der später über Poelkapelle ruhmvoll den Tod fand. Die Nächte erfüllt von den herfstenden Schlägen schwerer Fliegerbomben bis tief in die Etappe hinein.

Noch am 11. August, während im Süden um die Waldstücke gekämpft wurde, griffen die Engländer beiderseits Langemark den Steenbeefgrund an. Um 6 Uhr morgens begann ihre Feuerwalze den Vormarsch. Wo die Angreifer über den Bachgrund gelangten, wurden sie von den Kompagnien der 79. Ref.Div. erledigt. Am Mittag abermals

Trommelfeuer. Nördlich der Bahn drangen einige Kompagnien auf das Ostufer vor, wurden aber am Abend von zwei Bataillonen der 214. Inf.-Div. wieder geworfen. Zum drittenmal drangen sie über den blutgetränkten Bach. Das Verhängnis wollte es, daß ein neu eingeführtes deutsches Stoßbataillon den Broenbeek nördlich Langemark für den Steenbeek hielt. So behielt der Engländer hier seinen Gewinn. Zwei Tage später, am 13. August, erst gelang es, ihn zum viertenmal in den Bachgrund zurückzuwerfen.

Doppelangriffe gegen den Steenbeekgrund und zwischen Zonnebeke und Hollebeke wurden am 13. August rechtzeitig erkannt und durch Vernichtungsfeuer erstickt. In der Nacht zum 14. wurden die englischen Batteriestellungen ausgiebig und mit gutem Erfolg vergast.

*

Der 14. August galt abermals dem Nonnebosschen, wo immer noch der Engländer den Westrand hielt. Das Gaschießen der deutschen Artillerie bildete den Auftakt.

Die Gruppe Wijschate stellte ihre besten Sturmtruppen, das Armeeoberkommando ein Minenwerferbataillon, einen Flammenwerferzug und eine Staffel von Sturmfliegern zur Verfügung.

Eine halbe Stunde lang hämmerte die deutsche Artillerie. Dann brach der Angriff los.

Das Königs-Infanterie-Regiment 145 drang, in Stoßtrupps aufgelöst, durch den krachenden Busch. Pechschwarz frohen die Qualmwolken der Flammenwerfer. Die schweren Minen fielen mit betäubendem Aufschlag nieder. Die Maschinengewehre der Sturmstaffel knatterten unaufhörlich. Westwärts splitterte der Hagel des deutschen Sperr- und Vernichtungsfeuers.

Nach einer Viertelstunde war das Nonnebosschen ganz in deutscher Hand. Die meisten Engländer bedeckten tot das entsetzliche Gewirr von Ästen und Eisenstücken, nur zwanzig Gefangene wurden gemacht.

Siebenmal schritten die Engländer zum Gegenangriff gegen das zertrampelte Waldstück. Siebenmal, von 8 Uhr morgens bis 11 Uhr abends, zerschmetterte sie das wachsame deutsche Sperrfeuer, oder Handgranaten und Maschinengewehre verleiteten ihnen das Vorgehen.

Unterdessen erfolgte ein neuer schwerer Angriff gegen den Steenbeek.

Nach einstündigem Trommelfeuer drang englische Infanterie in 300 Meter Tiefe an der Bahn Staden—Ypern über den Bachgrund vor

und erschien dicht vor den Trümmern von Langemark. Ref.-Inf.-Regt. 263, auf dem linken Flügel der 79. Ref.Div., warf den Gegner in seinem Bereich nach kurzer Zeit über den Bach zurück. Noch am gleichen Vormittag aber verbreiterten die Engländer ihren Einbruch nördlich über die Bahnlinie hinaus. Erst als am Abend die 79. Ref.Div. und die benachbarte 214. Inf.Div. ihre Bereitschaftsbataillone zum Gegenangriff ansetzten, gelang es, den Bach mit Ausnahme eines kleinen Streifens südlich der Bahn wieder zu erreichen. Diese Kämpfe gaben der schwer mitgenommenen 79. Ref.Div. den Rest. Obwohl die 26. Inf.Div. bereits zu ihrer Ablösung im Anmarsch war, mußte noch am gleichen Abend ein Regiment der 183. Inf.Div., die als Eingreifdivision hinter der Gruppe Opren stand, eingesetzt werden, um Schlimmeres zu vermeiden.

Die Nacht vom 14. zum 15. August verging auf der ganzen Angriffsfront unter schwerstem Störungsfeuer, das bei Morgengrauen zum Trommelfeuer anwuchs.

Im Laufe des Vormittags brach ein schwerer englischer Angriff gegen das Nonneboschen vor. Zwei Stunden lang wurde mit Handgranaten und Maschinengewehren gekämpft. Kein Schritt breit Boden ging verloren.

Am Nachmittag neuer Angriff, diesmal auf der ganzen Breite zwischen Westhof und Herenthagepark einschließlich, ein letzter Versuch der Engländer, sich für den bevorstehenden dritten Großkampftag die Waldstücke vor dem Höhenzug zu sichern. Von Mittag an lagen die deutschen Batterien unter starkem Gasbeschuß.

Nach kurzem Trommelfeuer gingen mehrere feindliche Wellen, von Flammenwerfern, Tanks und Jagdfliegern begleitet, zum Angriff vor.

Handgranaten zertrachten, Flammenwerfer sprühten und Leuchtfugeln flatterten abermals zwei Stunden lang in den sinkenden Abend. Dreimal wurde der Angriff wiederholt.

Beim drittenmal traten die Bajonette in Aktion. Die Sonne ging rot über Langemark unter, wo die Schlacht kochte. Eine neue englische Angriffswelle trat an.

Das Nonneboschen zuckte und spie Feuer von einem Ende zum andern. Die deutschen Bereitschaften trafen auf die Engländer. Im letzten Sonnenglanz glühten die Bajonette, bis die Pechschwaden der Flammenwerfer alles verdunkelten.

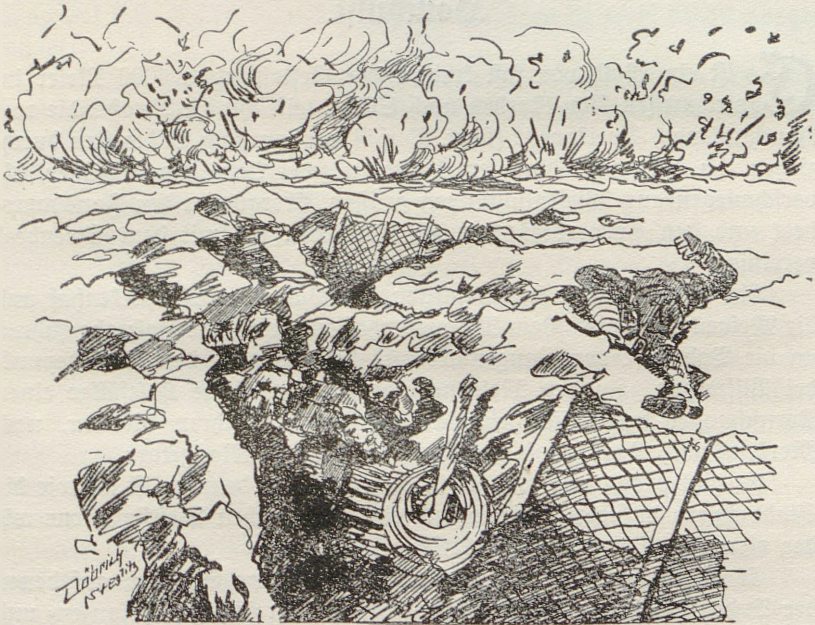
Wiermal ging es hin und her, dann war es entschieden.

Das Nonneboschen blieb deutsch.

Die Nacht zum 16. August zog herauf, durchglüht von Millionen Flammenspritzern von östlich Steenstraate bis an die Eys, eine schwüle Gewitternacht, die das Atmen erschwerte.

Von Mitternacht an gossen an zweitausend englische Batterien, das sind achttausend Rohre, an zwölfhundert deutsche Batterien, das sind viertausendachthundert Rohre, ihren Granatenhagel über diesen dreißig Kilometer breiten Landstreifen, der voller Menschen war.

Von 5 Uhr morgens an rollte das Trommelfeuer in nie dagewesener Stärke.





V. Houthulst.

Es ist ein Wald von fast kreisrunder Gestalt, etwa 4000 Meter im Durchmesser. Von Norden nach Süden teilt ihn die Straße, die von Houthulst nach Poelkapelle führt. Von Nordosten nach Südwesten durchziehen ihn ein paar Schneisen, berühren zwei kleine Jagdschlösser, die verschwiegen aus Wiesenlichtungen grüßen, überqueren den Zanddamsbeek und den Corverbeek, der bei Draaibank sich mit dem Steenbeek vereinigt.

Ein paar Gehöfte liegen mitten im Wald, der Mannekenhof und die Melaeneherberge. Vom Mannekenhof aus wird das Holz abgefahren an die Bahnhöfe von Langemark und besonders an den Verladepunkt bei Bisswegen. In der Melaeneherberge trinken die Holzfäller einen Kornschnaps, bevor sie heimwärts fahren auf ihren Rädern, nach Merkem, nach Nachtegaal, nach Langewaede und Mangelare.

Es gibt prachtvolle Bäume in diesem Wald, denn er ist alt wie die Stadt Ypern in seinem Süden und ein Wahrzeichen Westflanderns wie der viereckige Turm von Sanct Martin.

Es ist ein unheimlicher Wald. Es gibt lange Strecken, auf denen der Boden weich ist wie Wachs, obwohl ihn ein üppiges Pflanzen- und Strauchwerk überzieht. Das macht das Grundwasser, denn der Wald ist eine einzige große Ebene und die Bachläufe winden sich in hundert Schlingen durch Wurzeln und Lichtungen, ehe sie sich zum Gang in die Felder entschließen. Da kann man wohl hilflos versinken, wenn man den Weg verläßt, um in die düsteren Geheimnisse des Waldes vorzudringen. Denn wer sagt es denn, ob gerade Holzfäller in der Nähe sind, die den

letzten Schrei des Versinkenden hören? Und wenn sie ihn hörten und herbeieilten — der Wald ist schweigsam und hält sein Opfer fest in kühlem Schoß.

Manches Getier bevölkert den Wald, Füchse, Rehwild, Hasen, Fasanen. Aber am heimlichsten fühlen sich darin doch die Kaninchen und die Ratten. Sie führen miteinander einen lautlosen und erbitterten Krieg unter dem Wurzelwerk der Stämme und an den Böschungen der Wasserläufe. Eigentlich ist dieser Krieg nur ein einseitiger, denn man hat noch nicht gehört, daß ein Karnickel einer Ratte die Kehle durchbissen habe. Aber was die Mordlust der Ratten versündigt, macht die Fruchtbarkeit der Kaninchen wieder gut, und die Natur sorgt durch ein brutales Prinzip dafür, daß die einen nicht verhungern und die anderen nicht aussterben. Ja, es müssen doch auch die Karnickel bei dieser Rechnung auf ihre Kosten kommen, denn sonst wären sie wohl längst ausgewandert.

Zwischen den Füchsen und den Hasen ist es nicht anders, selbst die Rehe werden von dieser natürlichen Waldordnung betroffen. Und daß den Füchsen der Kamm nicht schwillt, dafür sorgen die Menschen mit Fallen und Kugeln.

Am schönsten ist der Wald am Morgen in aller Frühe, wenn auf den Kronen der Eichen und Buchen, auf den Wipfeln der Lärchen und Tannen und in den Hecken das hundertsältige Konzert der Vogelwelt anhebt. Dann ist ein Tirilieren und Flöten, ein Seufzen und Meckern, ein Krächzen und Tauchzen allüberall, als würden von fröhlichen Musikern die Instrumente zu einer schallenden Ouvertüre gestimmt.

Füchse und Ratten entsagen der nächtlichen Mordlust und schlafen mit vollen Bäuchen in ihren Löchern. Die Kaninchen vergessen den grausamen Tod ihrer Verwandten und Geschwister und trösten sich durch ein possierliches Hupfspiel auf den Lichtungen. Die Rehe wandern zierlich durch lange Gräser. Alles besinnt sich auf seine natürlichen Pflichten, zu deren Ausübung der verliebte Lockruf der Waldtaube und das Verlobungsgeschrei des Hähers unaufhörlich herausfordern. Der ganze Wald macht Hochzeit von einem Ende zum andern, und unter dem Jubelkonzert der Vogelfarmee wird der Grundstein zu soviel neuem Leben gelegt, daß Füchse und Ratten beruhigt in ihren Löchern den Fleischrausch ausznarchen können . . .

So war der Houthulster Wald einmal.

Auch jetzt hat der Wald noch seine Schönheiten. Aber sie sind anderer Art.

So zum Beispiel bei Nacht, wenn tausend Flammen aus seinen verfohlten Baumstümpfen sprühen und wenn ihn der brüllende Donner der Abschüsse durchrollt. In seinem Gestrüpp versteckt mögen an fünfhundert Geschützrohre lauern, bei Tage jedem Späherauge verborgen.

Bei Nacht aber erwachen sie und reden sich. Schwarze Schatten entkriechen den Höhlen und Blochhäusern und hantieren an den Rohren. Über die Schneisen ziehen lange Kolonnen mit Munition. Sie häufen ihren Inhalt neben den Geschützen zu riesigen Stapeln. Aber wenn sie in der nächsten Nacht zurückkehren, ist alles verbraucht. Von einer wilden Gefräßigkeit ist der Wald.

Schön ist der Wald auch, wenn ihn der Brand der Munitionslager mit bläulichen Flammen überglüht. Dann steigen riesige Funkengarben hoch auf in die Nacht, krachend und knatternd überquilt ihn der Explosionslärm, und selbst die glockenden Mäuler der schweren Mörser verstummen aus achtungsvollem Respekt.

Schön ist er auch, wenn sich im Morgengrau die bleichen Schwaden der Gasgranaten um das schwarz verbrannte Geäst versammeln und über die Lichtungen kriechen, auf denen kein Grashalm mehr grünt. Dann wird es totenstill im Wald, so still, daß man meinen könnte, es habe niemals hier Leben gewohnt. Die fünfhundert Rohre schlafen einen tiefen, todähnlichen Schlaf. Kein Ast splittert, kein Abschuß brüllt, kein Pferd wiehert, kein Menschenwort unterbricht das grauige Schweigen. Die Leichen der Erschlagenen bedecken die Schneisen, verlassene Proben stehen am Rand, Pferdekadaver strecken alle Biere nach oben. Das bleiche Gas friecht umher wie Fegen eines ungeheuren Leichentuches, das über Nacht auf den lärmenden Wald sich gesenkt.

Bei den Geschützen lauert eine einsame Gestalt, die Masse glog-äugig vor dem Gesicht. Die anderen hocken in den Löchern, deren Eingänge mit Zeltbahnen und feuchten Tüchern verhängt sind. Süßlicher Geruch durchzieht den Wald und vermischt sich mit dem Gestank verwesenden Fleisches.

Ein Gewirr von Stacheldraht durchquert den Wald mehrfach von Norden nach Süden. Hier und da sind Widerstandsnester eingebaut. In ihnen wohnen die Besatzungen der Maschinengewehre, die zum Schutze der kostbaren Artillerie eingesetzt sind für den Fall, daß der Tommy einmal plötzlich von Draaibank her oder über den Broenbach im Süden

in den Wald eindringen sollte. Er ist schon mehrfach nahe daran gewesen.

Mit der Zeit sind eine Menge betonierter Unterstände gebaut worden. In ihnen haufen die Befehlsstellen der Artillerie mit allem Drum und Dran. Sie liegen versteckt unter niedergebrochenen Ästen und im Gestrüpp, das noch hier und da wuchert. Ihre Farbe ist schwarz, wie denn der ganze Wald schwarz und dunkelbraun geworden ist.

Am Ostrand gibt es noch aufrechtstehende Bäume. Nach der Mitte zu wird es immer schlimmer. Im Westen ist der Wald tot, zerشلagen, niedergetrampelt, erwürgt. Der Mannesenhof ist ein schwarzer Trümmerhaufen, dessen Keller man zu einem Wohnloch ausbetoniert hat. Die Melaeneherberge beherbergt nichts Lebendiges mehr außer den Ratten, die in diesem Sommer Orgien feiern mit dem Brot und dem Speck der Waldbewohner.

Vor einem halben Jahr gab es hier stimmungsvolle Waldfriedhöfe. Hell schimmerten die Birkenkreuze unter den dunklen Tannen und Eichen. In langen Reihen lagen unter ihren kleinen Hügeln die Stürmer von Langemark und Bixchoote, von Nachtegaal und Mangelare, die in der ersten Ypernschlacht hier gebettet wurden. Treue Kameradenhand pflegte die Gräber fast drei Jahre lang, und immer stellte der Wald bereitwillig seine Tannenzweige, seine Eichenblätter, sein Moos und seine verschwiegene Blumen zur Verfügung.

Das ist nun alles dahin. Wie soll der Granatenhagel, der nach lebendigen Menschenleibern brüllt, auch Achtung haben vor den Toten?

Viele kleine Bäche sind längst verschwunden. Wo sie in Jahrtausende langer Arbeit sich mühsam und geduldig ein schmales, gewundenes Bett gegraben, hat eine mächtige Pflugschar mit weniger Geduld ihre Arbeit verrichtet. Zerrissen und verstümmelt ist das Bett. Schmutzig gelb sammelt das angestaute Wasser sich in gewaltigen Trichtern, verbreitert sich zu Morästen, durchtränkt, ohne einen Abfluß zu finden, ganze Flächen des niedergehämmernten Waldes. Hölzerne Laufroste überqueren die versumpften Streifen, Knüppeldämme sind für die Kolonnen und Feldküchen angelegt. Aber die Flieger haben ein wachsames Auge auf jedes Menschenwerk in dieser Einöde von Baumstämpfen. Allnächstlich profitieren die englischen Batterien von ihren Beobachtungen und mancher Todesschrei durchdringt den Wald. So rächt sich der Bach an den Menschen, die ihn aus seinem Bett vertrieben.

Füchse, Rehe und Hasen sind ausgestorben. Ihnen gingen die lärmenden Veränderungen des Waldes auf die Nerven. Kein Vogel mehr

öffnet seinen Schnabel zum Morgenkonzert. Ab und zu noch läßt sich ein armes Karnickel ergreifen und wandert ohne Umschweife ins Kochgeschirr.

Ja, so hat sich der Wald verändert. Ein schreckliches, schwarz verbranntes, von Schreikrämpfen verzerrtes, blutiges Greisengesicht hat er bekommen.

*

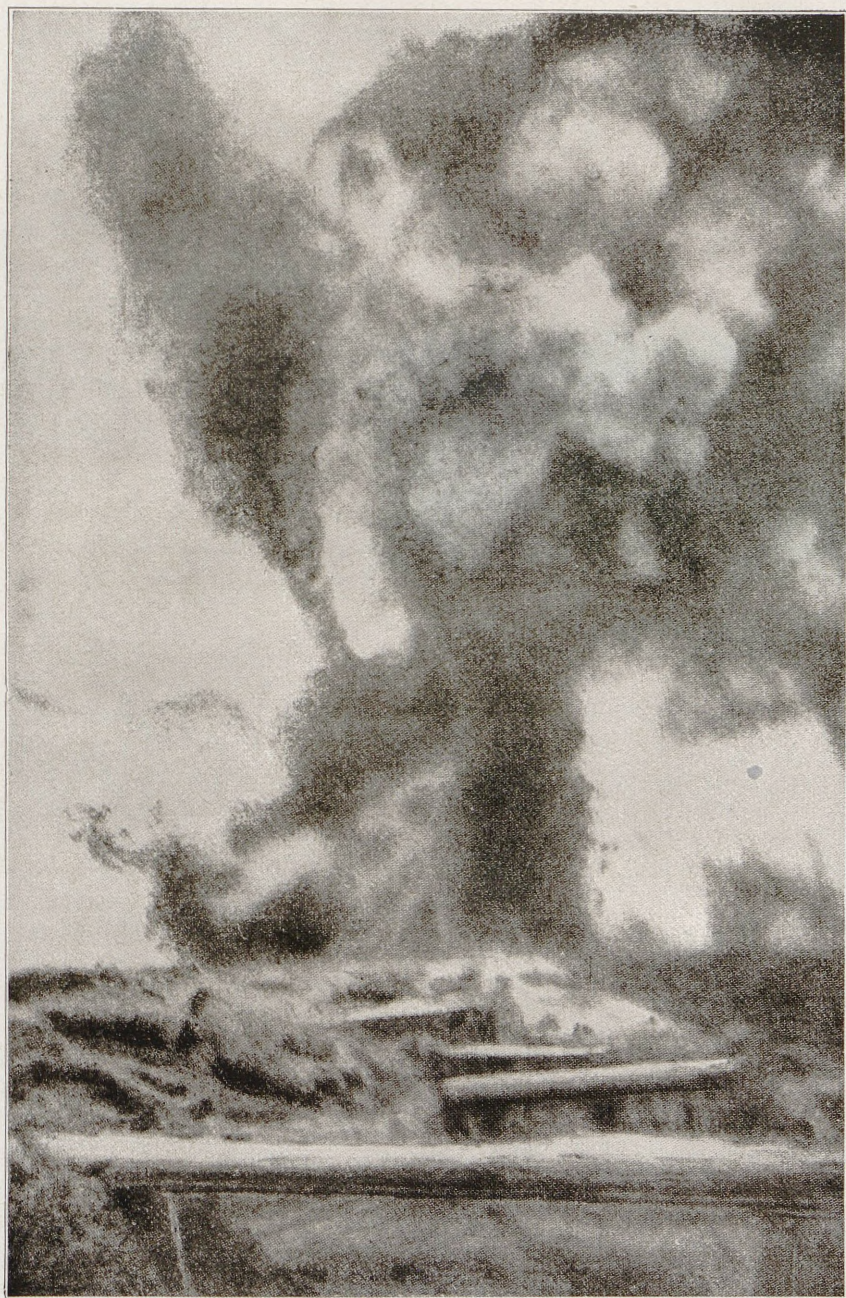
Die Menschen, die diesen Wald bewohnen, haben manches mit den Ratten gemein, die heuer eine gute und üppige Zeit genießen. Sie haufen am Tage in ihren Löchern und werden bei Nacht lebendig. Wenn sie schon einmal gezwungen sind, bei Tage sich zu zeigen, so huschen sie schnell von Loch zu Loch, um sich sofort wieder zu verbergen.

Sie sind grau und unstet. Oft gehen sie auf Nahrung aus, wenn sie der Hunger treibt. Sie untersuchen die Brotbeutel der Gefallenen und fahnden auf Konservenbüchsen. Sie machen sich an die frischen Kadaver der getöteten Pferde, die es in jeder Nacht hier reichlich gibt, und schneiden sich große Stücke heraus. Die ersten kriegen die besten, die letzten nehmen mit dem Rest vorlieb. Übrig bleibt nichts als die Eingeweide und das blutige Knochengerüst. Wie die Ratten lauern sie instinktiv bei ihrem Handwerk auf jeden Laut und verschwinden hastig in ihren Löchern, wenn sie gestört werden.

Untereinander aber führen sie, die Menschen und die Ratten, nach rechter Raubtierart einen erbitterten Krieg. Die Ratten müssen dabei die größeren Verluste in Kauf nehmen, aber dafür ist auch der Erfolg auf ihrer Seite. Natürlich geht es, wie stets bei Raubtieren, um nichts anderes als um die Nahrung.

Die grauen Biester fressen und benagen alles, was nicht von Eisen ist. Sie stehlen das Brot, sie fressen den Speck, sie zernagen die Stiefel und die Röcke. Sie zerstückeln das Holz der Bettpritschen in den Unterständen, sie vertilgen die Seife, sie fressen Landkarten und Feldpostbriefe von daheim. Es hat keinen Sinn, die Nahrungsmittel in Schränke zu tun. Die Ratten nagen sich durch. Es ist zwecklos, die Wurst an einem Faden aufzuhängen. Die Ratten zerbeißen den Faden, oder sie setzen mit einem gierigen Sprung auf die Wurst an.

Sie machen den Menschen die letzten Karnickel streitig, die noch im Wald haufen, und hocken schon zu Dutzenden in den Leibern der gefallenen Pferde, wenn die Menschen mit Messern herankommen, um sich ihr Teil zu holen.



Minenporengung.



Sprengtrichter bei Wijtschate.



In der verlorenen Höhenstellung zwischen Wijtschate und Meesen.

Sie werden so unverschämt, daß sie auch bei Tage ihrem Handwerk nachgehen. Sie schließen sich zu ganzen Schwärmen zusammen und betreiben in hellen Nächten schamlos und ungeniert unter lautem Quietschen die Sorge um ihre weitere Vermehrung. Sie tun ganz, als seien sie zu Herren des Waldes geworden, und der Wald in seiner neuen Gestalt behagt ihnen bedeutend besser als der frühere.

Was macht es ihnen aus, wenn allnächtlich Hunderte von ihnen in Fallen gefangen, andere Hundert zertreten, zerquetscht, mit Knüppeln erschlagen und erstochen werden? Was kümmert es sie, wenn Tausend in ihrer Fressgier das süßlich schmeckende Gift verschlingen und unter scheußlichen Krämpfen in ihren Löchern verrecken? Was schiert sie, daß sich hin und wieder einer von diesen Menschen, die heuer so zahlreich und laut im Walde sind, ein langes Rohr an die Wade hält und einen knallenden Blitz schleudert, der ihnen den Leib aufreißt?

Wie weiland die Kaninchen im Kampf gegen die Ratten, so setzen heute die Ratten im Kampf gegen die Menschen als stärkste Waffe ihre Fruchtbarkeit ein. Und sie müssen wohl in der Natur einen Bundesgenossen haben, denn ihre Fruchtbarkeit wächst schneller als die Kampfmittel ihrer Gegner. Nicht lange, und der Wald ist so voll von ihnen, daß sie auswandern müssen.

Heimtückisch sind sie und ohne jede Sentimentalität. Bald haben sie gelernt, wie Menschenfleisch schmeckt. Es muß wohl eine Delikatesse für ihren Gaumen sein, denn es ist bald so schlimm im Wald, daß kein Gefallener länger als eine Stunde unbehelligt liegen kann.

Schließlich wagen sie sich sogar an die Verwundeten, die sich nicht helfen können. Es genügt ihnen nicht mehr, die Toten anzufressen, ihre Eier verlangt nach warmem Fleisch, sie wollen Ersatz für die Kaninchen, die ausgestorben sind.

Die Rattenplage ist furchtbar im Walde.

*

Vögel gibt es nicht mehr, die den Morgen einsingen und mittags bei Sonnenhitze im kühlen Gewölbe der Zweige ihre munteren Gesellschaftsspiele betreiben. Kein Specht hämmert nach Würmern und Larven, kein Häher streicht krächzend durch die Baumkronen, kein Ruckuck ruft aus dem Gebüsch, keine Schwarzamsel, keine Drossel, kein Distelfink. Die letzten, die sich verzogen haben, war eine alte verdrossene Rabenfamilie. Aber selbst ihnen, obwohl sie doch anspruchslos sind und

für romantische Waldpoesie niemals übertrieben geschwärmt haben, ist es zu stark geworden.

Nein, Vögel gibt es nicht mehr, dafür aber Schmeißfliegen.

Millionen von Schmeißfliegen.

Tagsüber kocht die Sommerhitze, nachts fällt der Regen. Es dauert nicht einen halben Tag, bis die Leichen der Gefallenen jenen entsetzlichen Geruch auszuströmen beginnen, der dem ekelhaften Volk der Schmeißfliegen eine Wonne bedeutet. Das schwere Artilleriefeuer, das jederzeit auf dem zerfetzten Wald liegt, und die Schnelligkeit, mit der sich die Verwesung allen toten Fleisches bemächtigt, verhindern die Bergung der Leichen.

Am schlimmsten aber ist es mit den Kadavern der Pferde. Ganze Kolonnen fallen nächtlich den Einschlägen der englischen Flachbahngranaten zum Opfer. Es gibt ja kein Ausweichen vor dem Geschosshagel für diese armen Tiere, die an die schmalen Knüppeldämme der Fahrwege und an die schweren Munitionswagen gebunden sind. Sie fallen, wie sie stehen, und geben nicht einmal einen Laut von sich.

Nachher schneidet man sie aus den Strängen und schiebt ihre zerfetzten Leiber seitwärts vom Knüppeldamm in die Trichter. Dort liegen sie bis zum Sonnenaufgang. Beim ersten Sonnenstrahl glitzern die schillernden Flügel von hundert fetten Schmeißfliegen um sie herum, indes die Ratten schon in ihren Gedärmen wühlen.

Schweigt für eine Minute das Artilleriefeuer im Wald, so vernimmt man das leise Surren dieser fliegenden bunten Hyänen allüberall. Und wo ihrer ein Haufe durcheinanderschwirrt, dort kann man sicher sein, einen Erschlagenen oder einen Pferdekadaver unter dem Gewirr von Stacheldraht, schwarzen Aststücken, Schlamm und Wurzeln zu finden.

Furchtbar sind die Qualen der Verwundeten, die man vor diesem Ungeziefer nicht retten kann. Sie tragen in ihre offenen Wunden das Gift, das sie von den verwesenen Leichen herbeischleppen. Seuchen und eiterige Entzündungen breiten sich aus. Nicht einmal das Essen ist vor ihnen zu bewahren. Es ist unmöglich, am Tage im Freien zu schlafen. Angefachtelt durch die Verwesung, die diesen armen Wald durchzieht wie der Hauch einer Leichenhalle, fällt das schillernde Schmeißfliegenvolk auch über die Lebendigen her.

Man versucht, alles verwesene **Fleisch** im Walde mit Kalk zu bestreuen. Es nützt nichts, die nächste Regennacht führt den alten Zustand wieder herbei. Und man müßte an jedem Tag ganze Waggonladungen Kalk heranschleppen, um Wirksames zu erreichen.

Aussichtslos scheint der Kampf gegen Granaten, Bomben, Maschinengewehre, Ratten, Schmeißfliegen, Verwesung, Hitze und Regen, der diesen Wald zu einem tobenden Leichenhaus gemacht hat. Man muß sich darauf beschränken, in dem geringen Umkreis, den jede Batterie, jedes Widerstandsnest, jede Befehlsstelle benötigt, ein wenig Bewegungsfreiheit zu bewahren und im übrigen danach trachten, die Verbindungen nach vorn, untereinander und nach rückwärts zu erhalten.

Alles andere ist verloren, der Verwesung überliefert, dem Sumpf, den Ratten, den Schmeißfliegen.

Nein, es ist nicht mehr schön in diesem verwandelten Wald, in dem es keine grünen Blätter und keine Vögel mehr gibt.

*

Es gibt Menschen, die seit sechs Wochen schon in diesem Wald haufen, und die sich noch erinnern können, wie es hier und da grünte und wie ab und zu noch ein Vogel sang. Im Grunde genommen ist das noch garnicht so lange her, denn erst Mitte Juli begann ja das große Sterben und die furchtbare Verwandlung.

Und doch scheint diese Zeit Jahre zurückzuliegen. Ja, manchmal könnte man glauben, nur davon geträumt zu haben, wie man bisweilen von einem weißüberzogenen Bett, einem sauber gedeckten Tisch und ähnlichen Sachen träumt, die als achtsloser Zubehör in einem anderen Leben waren.

In jeder Nacht kommen die Munitionswagen aus den Depots ostwärts des Waldes, um neue Granaten zu bringen. Man freut sich auf sie, wenn man auch aus dem Schlaf geholt wird, denn man hofft, ein wenig von dem zu hören, was außerhalb dieses verwunschenen Waldes ist. Aber die Munitionsfahrer sind selten zum Reden aufgelegt. Sie laden ihren Bestand ab und sorgen, daß sie davonkommen. Es ist kein Wald zum Geschichtenerzählen. Und was sollen sie auch berichten? Fliegerangriffe, schweres Flakfeuer, explodierte Munitionsdepots, gefallene Pferde . . . gefallene Pferde, explodierte Munitionsdepots, schweres Flakfeuer, Fliegerangriffe. Lohnt denn das eine Unterhaltung?

Nach einer halben Stunde sind sie verschwunden, man hört noch den Peitschenschlag, mit dem sie ihre Gäule antreiben, und das Poltern der letzten Fahrzeuge auf dem Knüppeldamm.

Es bleibt keine Zeit, ihnen nachzutrauern und etwa den Gedanken zu spinnen, wie es wäre, wenn man selbst einmal, für einen einzigen Tag nur, einen lumpigen Tag, ein Dorf sehen dürfte, ein regelrechtes Dorf mit Häusern und roten Ziegeldächern. Nein, es ist dafür gesorgt, daß man nicht sentimentalen und romantischen Erzessen zur Beute wird . . .

Nach wenigen Minuten schon pflanzt sich vorn aus dem Broenbachgrund das flehende Tanzen der roten Leuchtfugeln fort, von Punkt zu Punkt durch den düsteren Wald eilend.

Zu Hilfe! Sie kommen! Sperrfeuer! Kameraden, helft uns!

Der Posten im Mantel pfeift einen schrillen Pfiff. Aus den Löchern steigen die Schatten herauf, springen an die Geschütze. In Hemdsärmeln die einen, in Röcken die anderen, so wie sie sich gerade zum Schlaf niedergelegt.

Stimmen schallen gedämpft, die Verschußstücke klappern.

Scharfes Kommando in der Nacht.

Biermal hintereinander ein langer Bliß, ein dumpfes Gebrüll.

Immer noch tanzen flehend die roten Leuchtfugeln.

Zweite Batteriesalve. Sperrfeuer jekt. Abwechselnd flammen die vier Mäuler. Donner auf Donner kracht schaurig durch den nächtlichen Wald.

Drüben das gleiche Schauspiel, und dort jekt, und dort. Es sind die Nachbarbatterien.

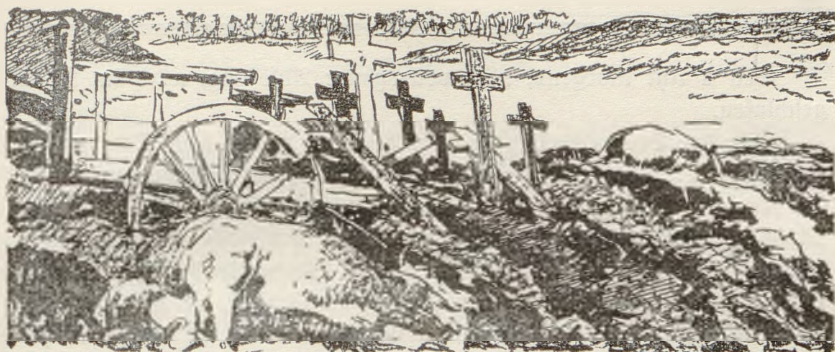
Nach zwei Minuten zittert der tote Wald in hundert gelben Lichtreflexen und die Donner der Sperrfeuerfalven reihen sich aneinander zu einer brüllenden Kette.

Nach abermals zwei Minuten erfüllt sich die Luft mit rauschenden, orgelnden Tönen. Rote Flammen sprühen, wilde Fontänen aus dunkelgelben Funkenwirbeln steigen auf. Verstend splintern die schweren Einschläge der feindlichen Artillerie.

Und nun vermischt sich alles zu einer rasenden Orgie aus Lärm und Feuer.

Schwarz abgezeichnet vor den glimmenden Flammen dieser Nacht hantieren die Schatten, die das tanzende rote Licht aus ihren Löchern gerufen . . .

Armer Wald, armer Wald, wie oft wird man dich noch verfluchen . . .



VI.

Doodemolen.

Jrgendwo in dem zerhämmerten Trichterfeld zwischen dem Hanebeek und dem Paddebeek. Die Dorfstrümmer zur Linken im Grunde müssen wohl Zonnebeke sein, weiter rückwärts auf mählich ansteigender Höhe Passchendale.

Die Nacht ist ein wenig ruhiger gewesen als sonst. Nur zweimal ist Sperrfeuer angefordert worden, einmal abends um 11 Uhr drüben am Ronneboschen und dem Polygonwald, einmal nachts um 3 Uhr zur Rechten vor Sankt Julien und im Steenbeekgrund.

Gegen Morgen ist Ablösung gewesen. Das Bereitschaftsbataillon hat die Vorfeldzone besetzt, das Stellungsbataillon rückt nach Passchendale als Regimentsreserve, das Reservebataillon aus Passchendale ist in den Bereitschaftsraum vorgezogen worden. Der Bereitschaftsraum ist zwischen Grafenstapel und Nieuwmolen, hart an der Bahnlinie.

Die Befehlsstelle des Kampfstruppenkommandeurs, des R.I.R., ist bei Doodemolen.

Was heißt Doodemolen? Eine Mühle soll hier gestanden haben? Es ist nichts davon zu sehen. Vielleicht früher einmal, vor hundert Jahren? Wer hat ihr den Namen Totenmühle gegeben? Warum ist sie verschwunden, so daß nicht einmal ein Sockel von ihr zu finden ist wie bei ihren übrigen Schwestern im flandrischen Trichterfeld, bei Wallemolen, Nieuwmolen, Grottemolen und Kleinmolen?

Seit 4 Uhr morgens, nach vollzogener Ablösung, wird im **R.I.R.** geschlafen.

Nur der Leuchtkugelposten steht draußen neben dem Eingang und späht über die Trichter und das unruhige Feld, aus dem hin und wieder die feurigen Bündel der Einschläge aufzucken. Ab und zu rattert ein Maschinengewehr aus der Finsternis des Borfeldes eine Serie von zwanzig Schüssen, ein anderes antwortet. Weiße Leuchtkugeln erhellen mit flackerndem Licht den Raum, wo sich die Gegner, durch kein Hindernis voneinander geschützt, auf hundert Meter Entfernung in ihren Trichtern gegenüberliegen.

Die Melders der Kompagnien kommen, um die erfolgte Übernahme der Borfeldzone zu melden. Sie werden vom Adjutanten abgefertigt und kehren sofort nach vorn zurück. Denn es will schon Morgen werden über den hochgelegenen Trümmern von Passchendale. In der nächsten Nacht wird man sich wiedersehen, wenn alles gut geht. Bei Doodemolen. Dann verschwinden sie lautlos in den Trichtern vor dem Betonkloß.

Um 6 Uhr wird der Leuchtkugelposten abgelöst. Es ist nun schon taghell. Der Abgelöste übergibt die Pistole und die Leuchtpatronen, macht seinen Kameraden, der noch ein wenig verschlafen ist, auf das stärkere Feuer aufmerksam, das nun links am Nonnebosschen kleine Wölkchen aufwirft, und verschwindet im Bunker.

Der neue Posten hockt am Trichterrand, ohne sich zu bewegen und schaut nach vorn.

Über Nieuwmolen steht schon die Sonne. Sie glitzert auf seinem Stahlhelm und auf dem Griff der Pistole. Es wird ein erstickend heißer Tag heute werden.

Nach einer halben Stunde klettert aus dem Bunker ein Mann, der die Morgenmeldung zum Regiment nach Passchendale bringen muß. Er rückt den Stahlhelm zurecht, das Koppel, den Gasmaskenriemen und faßt seinen derben Knotenstock fester an. Er sieht rechts und links, dann nach oben, wo schon ein paar morgendliche Beobachtungsflyer an der Arbeit sind.

Der Leuchtkugelposten hockt am Trichterrand, ohne sich umzusehen. „Heiß wird's heute. Hast Du noch eine Zigarette?“

Der Leuchtkugelposten zieht sein Etui und gibt dem Kameraden einen Glimmstengel. Das Etui stammt von ihr, ein Geschenk zum letzten Weihnachten. Er steckt es wieder ein und schaut unentwegt nach vorn.

Beim Nonnebosschen scheint tatsächlich ein Angriff im Gange zu sein.

Die Engländer schießen Sperrfeuer. Sonst ist's überall ruhig. Was man hier so ruhig nennt.

Der Melder hat die Zigarette in Brand gesetzt, macht zwei tiefe Züge durch die Lunge, spuckt einmal aus und verschwindet in den Trichtern hinter dem Bunker. In der Nacht wird er zurückkehren, wenn alles gut geht. Nach Doodemolen.

Nach abermals einer halben Stunde kriecht eine neue Gestalt aus dem Bunkerloch. Er hat einen Spaten in der Hand und einen Sandsack. Gähnend hält er die Hand vor den Mund und streckt dann die Glieder.

„Verdammt . . .“ murmelt er.

Der Leuchtflugelposten regt sich nicht.

Der Sperrfeuerlärm am Nonneboschen ist eingeschlafen. Der Engländer bearbeitet den Busch in regelmäßigen Pausen mit einigen schweren Granaten. Haushoch spricht der schwarze Dreck in die Höhe.

Der Mann mit dem Spaten und dem Sandsack geht an die Arbeit. Er lockert mit dem Spaten den Fußpfad, den im Laufe der Nacht die Leute vom R.I.R., die Melder, die zurückgehenden und die ablösenden Kompagnien in der Nähe des Bunkers und bis zu seinem Eingang getreten haben. Rückwärts auf den Knien kriechend fährt er mit dem Sandsack über die gelockerte Erde, um alle Spuren zu verwischen, und um den Fußpfad der braunen Farbe des Trichterfeldes gleich zu machen. Dann verschwindet er im Bunker.

Der Leuchtflugelposten hockt unbewegt am Trichterrand und schaut nach vorn.

*

Seit mehr als einer Stunde überquert mit ruhigem, sonorem Propellergeräusch ein englischer Beobachtungsflieger den Abschnitt der Vorfeldzone. Hin und her, hin und her. Man könnte meinen, er täte es zu seinem Vergnügen, und es ist eigentlich verwunderlich, daß es ihm nicht zu langweilig wird.

Ein Mann steckt den Kopf aus dem Bunker.

„Was willst Du?“ fragt der Leuchtflugelposten, ohne seine Stellung zu verändern.

Der Mann schaut den Posten an. Der Posten wendet den Kopf. Er sieht in ein blutjunges Gesicht, kaum der leiseste Bartflaum ist um das Kinn. Der Posten, ein alter Frontsoldat von Verdun und der Somme, lächelt ein wenig, väterlich halb und traurig. Der junge Kamerad ist noch nicht lange bei der Kompagnie. Aus dem Elternhaus direkt in

die Flandernschlacht! Seine Augen sind groß und fast flehend auf den Posten gerichtet. Er will ja weiter gar nichts, nur ein wenig in der Sonne sitzen, aus dem dunklen, feuchten Loch voll Schweiß, Enge und Tabak heraus. Er sieht den Posten an, als erwarte er sein Todesurteil.

Der Posten weist mit der Hand auf den Flieger, ohne ein Wort zu sprechen. Der kleine Kerl seufzt und verschwindet im Bunker.

Hoch über dem Beobachtungsflieger kreisen zu seinem Schutz drei glitzernde Sopwith-Jagdeinsitzer.

*

Es ist neun Uhr. Der Tag beginnt glühend heiß zu werden. Seit langem der erste wolkenlose Himmel.

Es scheint, als ob es die Sonne und die Hitze Freund und Feind gleichermaßen antue. Mit Ausnahme einiger Feuerüberfälle, die abwechselnd auf Passchendale, auf die Kreuzung der Bahn mit der Straße nordwärts Broodseinde, auf Sankt Julien und Zonnebeker niederprasseln, bleibt es ziemlich ruhig. Geradezu auffallend ruhig. So ruhig, wie es sich für die Flandernschlacht keineswegs schickt.

Der englische Beobachtungsflieger ist nun seit mehr als zwei Stunden an der Arbeit. Hin und her, hin und her, von Sankt Julien nach Zonnebeker, von Zonnebeker nach Sankt Julien. Ununterbrochen tönt sein Surren.

Das Trichterfeld ist völlig ausgestorben. Zur Linken, wo auf einer Erdwelle ehemals die Kapelle von Grafenstapel gestanden, sieht man allerdings die grauen Tupfen einiger deutscher Uniformen. Aber das hat nichts zu bedeuten. Es sind Tote, die schon seit einer Woche dort liegen. Es kann auch noch länger her sein.

Der Leuchtflugelposten entsinnt sich genau, wie es damals zuging. Ein Feuerüberfall schlug auf Grafenstapel nieder. Fünf graue Gestalten sprangen aus einem Bunker, dessen Eingang vielleicht eingestürzt, und versuchten in rasender **Flucht** über die Trichter nach hier hinüber zu gelangen. Sie hatten des Fliegers nicht geachtet, der beobachtend über Grafenstapel gestreift. Er unterbrach sein Geschäft nur für drei Minuten und spie aus sechzig Meter Höhe vielleicht hundert Maschinengewehrflugeln in den Rücken der Laufenden. Dann war alles erledigt. Bei Doodemolen . . .

Am Nonneboschen liegt abermals Sperrfeuer. Auch Maschinengewehre knattern gedämpft und abgerissen. Weiße Wölkchen in den Trichtern verraten Handgranaten. Man muß wohl darauf achten.

Sobald Sperrfeuerzeichen hochflattern, muß dem Adjutanten Meldung gemacht werden.

Vor vier Tagen, beim letzten Einsatz im Vorfeld ging es auch so im Handumdrehen los. Damals nahm es seinen Anfang bei Sankt Julien. Mitten aus dem gewöhnlichen Artillerief Feuer heraus, mittags um zwölf Uhr, zu einer ganz ungewohnten Zeit, sprang eine einzelne rote Leuchtfugel hoch. Ehe man bis drei zählen konnte, waren es ihrer nach rechts und links schon zehn, dann dreißig, dann hundert. Ein irrsinniger Feuerhagel brach los. Schon knatterten die Maschinengewehre, die Handgranaten brüllten, das Sperrfeuer rollte.

Fünf Minuten später waren sie schon hier vor dem R.T.R. Es gab einen wilden Tag bei Doodemolen. Erst am Spätnachmittag gelang es dem Bereitschaftsbataillon, das Vorfeld bis zum Hanebeef wieder zu nehmen.

Jawohl, vier Tage ist es her. Seitdem liegen die Leichen der Tommies dreißig Meter vor dem Bunker. Man kann sie von hier aus nicht sehen. Aber den Meldegängern, die von vorn kommen, wo die Kompagnien in wassergefüllten Trichtern liegen und sich mit Zeltbahnen gegen Flieger und Regen schützen, den Meldegängern dienen sie als unentbehrliches Richtungsmittel, um Doodemolen nicht zu verfehlen . . .

Der Leuchtfugelposten runzelt die Stirn. Es gefällt ihm nicht, was er sieht.

Er weiß wohl, daß von neun bis zehn Uhr morgens, wenn nicht gerade Großkampftag ist, sogenannte Sanitätspause besteht, während derer niemand auf die Verwundeten schießt, die in langen Reihen die vordere Stellungszone verlassen. Es ist ein stilles Übereinkommen, das selbst der krassesten Form des Krieges, die hier betrieben wird, noch einen Schimmer von Barmherzigkeit verleiht.

Aber es behagt seinem Instinkt nicht, daß die Reihe humpelnder Gestalten, die aus dem Hanebeefgrund steigt, ihre Richtung genau dorthin nimmt, wo etwa hundert Meter zur Linken des R.T.R. sich der nächste Nachbarkunker befindet. Gewiß, in dem Bunker ist neben einem vorgeschobenen Teil des Bereitschaftsbataillons auch der Bataillonsarzt untergebracht, und viele Verwundete werden eine eilige Behandlung nötig haben . . .

Der Posten flucht leise durch die Zähne.

Tatsächlich hält der Verwundetentrupp direkt an dem Bunker. Man sieht, wie sich die Gestalten in den Trichtern niederlassen.

Der englische Beobachtungsfieger überquert zum aberhundertsten=

male die Stellung. Es ist ihm nicht anzumerken, ob ihm die Versammlung von Menschen dort drüben auffällt. Schließlich weiß er ja auch, daß Sanitätterpause ist. Er fliegt darüber hinweg und kehrt erst über Sonnebefee wieder um.

Der Leuchtflugelposten ballt die Faust.

Heuchler, denkt er, natürlich hast du alles beobachtet. Wer kann denn die Funkwellen sehen, mit denen du den schweren Batterien, die mit dir verbunden sind, haargenau die Stelle angibst, wo du einen Bunker vermutest? Wozu treibst du dich denn seit zweieinhalb Stunden hier herum? Du wartest doch nur auf solche Gelegenheit. Wir werden ja sehen, wenn die Uhr zehn schlägt . . .

Vier Leichtverwundete kommen von vorn direkt auf den R.I.R. zu. Als sie noch zwanzig Meter entfernt sind, richtet der Posten sich auf.

„Achtung!“ ruft er, „Weitergehen, nicht hierherkommen — Flieger!“

Die Verwundeten heben die Köpfe. Sie sagen nichts und sie halten auch nicht ein.

„Wasser,“ leucht einer von ihnen, als sie näher heran sind.

„Kann nicht in den Bunker,“ antwortet der Posten und schüttelt den Kopf. Der Flieger ist gerade über ihnen.

„Schäm Dich,“ sagt ein anderer.

„Es sind zwanzig Menschen unten,“ sagt der Posten.

„So laß uns warten.“

„Unmöglich. Der Flieger tut ja nichts anderes als das Verhalten der Verwundeten zu beobachten, um die Bunker zu finden.“

„Er denkt nicht daran.“

„Wir müssen's ausfressen. Ihr seid dann hinten.“

„So gib Uns eine Zigarette.“

Der Posten gibt jedem eine Zigarette aus seinem Etui.

Sie bedanken sich und leuchten weiter durch die Trichter. Einer von ihnen ist so schwach vom Blutverlust, daß er sich kaum noch auf den Beinen halten kann. Ob er noch bis zur Verwundeten sammelstelle in Passchendale aushalten wird?

Der Posten sieht ihnen nach, wie sie davonhumpeln. Wenn sie Glück haben, sind sie morgen im Lazarettzug und in zwei Tagen daheim. Daheim — wie das klingt!

Wenn sie Pech haben, laufen sie noch diesseits Passchendale in einen Feuerüberfall. Denn die Sanitätterpause gilt nur hier vorn. Dann ist es nichts mit daheim, und sie sterben, das Gesicht auf Doodemolen gerichtet.

Nun sind sie fort.

Der Posten wendet den Blick nach links. Auch der Trupp, der vor dem Sanitätsbunker gelegen, ist nun aufgebrochen. Sie beeilen sich, denn es geht schon auf zehn.

Dann beobachtet er wieder das Sperrfeuer am Nonneboschen, das abermals im Begriffe ist einzuschlafen.

Er sitzt regungslos am Rand des Trichters und man könnte ihn für einen Toten halten.

Der Beobachtungsfieger surrt in fünfzig Meter Höhe von Saint Julien nach Zonnebefe, von Zonnebefe nach Saint Julien.

Die drei Einsitzer sind hoch über ihm und üben sich in allen möglichen Kunststücken. Sie spielen miteinander wie junge Ragen. Die Sonne glitzert auf ihren Metallrümpfen.

Um zehn Uhr wird der Leuchtkugelposten abgelöst. Sein Nachfolger ist jener junge Mustetier, der vor einer Stunde aus dem Bunker geschaut.

Der alte Posten erklärt ihm allerlei, zumal, was es mit dem Fieger dort zu tun hat. Dann lächelt er auf einmal.

„Siehst Du,“ sagt er und klopft dem kleinen Kerl auf die Schulter, „nun kannst Du auch in der Sonne sitzen.“

Dann schaut er noch einmal nach dem Fieger, der gerade über Saint Julien ist, und verschwindet im Bunker.

Der neue Posten hockt sich zurecht.

Mit großen Augen betrachtet er das Gelände, das ihm noch immer an jedem Morgen neu und unbekannt und fast unwirklich erscheint.

Als er an Doodemolen denkt, überläuft ihn ein Schauer, obwohl es schon eine scheußliche Hitze ist. Ach, die Sonne ist gar nicht so, wie er sie sich vorgestellt hat.

*

Angefangen hat es punkt zehn Uhr und fünfzehn Minuten.

Abchuß, Heranheulen und Einschlag folgen sich in gedankenschneller Geschwindigkeit. Aber das scheint nur dem Ohr so, denn die von jenseits Ypern herüberfliegende Granate ist nur um ein wenig langsamer auf ihrem Flug als der Schall. In Wirklichkeit braucht sie eine ganze Zeit lang für ihre zwölf Kilometer lange Reise.

Wie der erste schwarze Baum aus dem Trichterfeld links des R.L.R. aufsteigt, kann noch niemand sagen, was damit bezweckt ist und ob es

einen Zusammenhang hat mit dem Flieger, der unentwegt über dem Vorfeld surrt.

Aber schon als der zweite Baum sich erhebt, und der Flieger seine gewohnte Strecke von Sankt Julien bis nach Zonnebefe aufgibt und nun in ganz geringer Höhe über Doodemolen Kreise zu ziehen beginnt, merkt man, daß hier eine Verabredung vorliegt, und daß nun ein furchtbares Schauspiel anheben wird.

Immer paarweise heult es heran und spritzt zwiefach senkrecht in die Höhe, während ein dumpfes Krachen Luft und Boden erschüttert.

Nach dem ersten halben Duzend von Einschlägen kriecht der Artillerieverbindungs-offizier aus dem Bunker und hockt sich neben den Leuchtfugelposten. Er nimmt sein Glas vor die Augen und schaut nach dem Nachbarkunker hinüber.

Er sieht nichts.

Der Flieger sieht auch nichts.

Es kommt nun darauf an, ob er die Geduld verliert, denn er hat ja keinen anderen Anhalt für die Anwesenheit eines Betonklozes auf diesem Fleck als die Tatsache, daß er vor einer Stunde dort eine Ansammlung von Verwundeten beobachtet hat. Wie leicht kann er sich getäuscht haben. Wie schwer ist es, im einförmigen Braun der Trichter die Stelle wiederzufinden.

Das Gelände dort drüben ist schwarz von Rauch. Ununterbrochen krachen die Explosionen.

„Ich möchte jetzt nicht dort drüben sein,“ sagt der Leuchtfugelposten.

Der Artillerist setzt das Glas ab und sieht in das junge Gesicht.

Der Posten hat das Wort eigentlich nur so vor sich hin gesprochen. Jetzt errötet er unter dem Blick des Artillerieoffiziers.

Der Artilleriebeobachter sieht ihn einen Augenblick lang an. Dann nickt er und setzt das Glas wieder vor die Augen.

„Ich schätze bisher etwa sechzig Schuß. Es sind wohl 30 cm Granaten. Wir könnten uns das nicht leisten,“ sagt er dabei.

Nach einer Weile hört das Feuer auf.

„Er kann nichts finden,“ sagt der junge Posten und atmet erleichtert auf.

„Er wartet, bis sich der Dunst etwas verzogen hat, damit er besser beobachten kann,“ antwortet der Artillerieoffizier.

Während die schweren Granaten schweigen, vernimmt man von rechts im Abschnitt Sankt Julien ein heftiges Feldartilleriefeuer. Es

flingt dünn und beinahe kümmerlich nach den dumpfen, berstenden Einschlägen zur Linken.

„Achten Sie gut darauf,“ sagt der Beobachter, „bei Sanft Julien ist heute dicke Luft. Man hat bei englischen Gefangenen Befehle gefunden, daß die Engländer unbedingt noch vor dem nächsten Großangriff über den Steenbeek hinüber wollen.“

„Zu Befehl,“ antwortet der junge Musketier.

Eine Weile beobachten sie, der eine nach rechts, der andere nach links.

Auf einmal stößt der Artillerieoffizier einen leisen Fluch aus und setzt das Glas ab.

„Sie sind verloren,“ sagt er.

Der Leuchtkugelposten fährt herum.

„Sehen Sie einmal durch das Glas,“ fährt der Offizier fort, „dort hinüber. Haben Sie es? Was sehen Sie?“

„Etwas Helles, Herr Leutnant.“

„Für was halten Sie es?“

„Ich weiß nicht, Herr Leutnant.“

„Es ist ein Stück der Betondecke des Bunkers, die durch einen Einschlag freigelegt ist. Sie wissen drinnen natürlich nichts und glauben sich nach wie vor geborgen. Gleich beginnt das Feuer wieder, passen Sie auf. Der Flieger weiß jetzt Bescheid.“

„Kann man denn nichts dagegen tun?“ würgt der kleine Musketier stoßend hervor und gibt das Glas zurück.

„Höchstens hinüberlaufen und ihnen sagen, daß sie sich schleunigst aus dem Bunker machen.“

„Soll ich laufen?“ fragt der Kleine und zeigt ein eisernes Gesicht. Der Artillerist lächelt.

„Wie alt sind Sie?“ fragt er.

„Siebzehn Jahre, Herr Leutnant.“

„Wie lange an der Front?“

„Seit . . . seit vorgestern . . . Herr Leutnant . . .“

Wieder wird er dunkelrot im Gesicht. Der Artillerieoffizier legt ihm die Hand auf die Schulter.

„Sehen Sie mal,“ sagt er ruhig, „erstens kämen Sie vermutlich zu spät, denn es wird sofort losgehen. Und zweitens wäre es der sichere Tod der ganzen Bunkerbesatzung, wenn sie jetzt ins Trichterfeld ginge. Können Sie die drei Flieger sehen dort oben? Die würden sofort herunterstürzen und mit ihren Maschinengewehren alles erledigen. Es

ist ja auch nicht gesagt, daß der Bunker gleich mit den ersten Salven eingeschossen wird. Vielleicht erscheint bis dahin ein deutsches Kampfgeschwader und vertreibt den Engländer."

"Glauben Herr Leutnant daran?" stößt der Posten hervor und sieht dem andern flehend ins Gesicht.

Der Artilleriebeobachter zuckt die Achseln.

"Hören Sie," sagt er "es geht schon los."

Zweimal heult es heran, zweimal spritzt es haushoch auf, zweimal kracht es mit furchtbarer Gewalt.

"Im übrigen, junger Kamerad," sagt der Offizier laut, fast schreiend, damit ihn der andere in dem Lärm versteht, "man soll immer glauben, immer . . . selbst wenn man bei Doodemolen liegt . . ."

*

Bei Sankt Julien und weiter rechts im Grunde des Steenbeek ist ein schweres Gefecht im Gange.

Die Sperrfeuer signale flattern rot gestirnt in der Luft. Maschinengewehre rasseln ihre heftige Musik.

Schon setzt auch die deutsche Feldartillerie ein.

Englische Tanks wälzen sich, von grauen Rauchschwaden umzogen, aus den Ruinen des Weilers und breiten sich fächerförmig aus. Deutsche Schützenlinien gehen zurück.

Den Tanks folgen zahlreiche khakibraune Trupps mit Maschinengewehren. Das englische Sperrfeuer verdichtet sich zur Feuerwalze, die langsam vorwärts schreitet.

Alles verzettelt sich zu Einzelschüssen von Trichter zu Trichter. Die weißen Wölkchen der Handgranaten flattern. Es brodelte wie in einem feurigen Kessel.

Man sieht deutsche Reserven vorgehen. Jenseits der Feuerwalze bleiben sie liegen. Immer wieder tanzen die Leuchtsignale.

Noch bleibt es hier bei Doodemolen ruhig.

Kein Zweifel, zwischen Vangemarl und Sankt Julien sind die Tommies über den Steenbeek gelangt. Zwei Fliegergeschwader, im ganzen etwa sechzig Maschinen, unterstützen den Angriff. Von den Tanks ist nichts mehr zu sehen. Der graue Dunst verwebt sich immer dichter. Das Sperrfeuer rasselt wie eine gellende Glocke.

Jetzt hat man den Eindruck, als sei ein neuer Gegenangriff im Gange. Aber wer vermag zu erkennen, ob er Erfolg hat? Es scheint hin und her zu gehen in verwickelten Trichterkämpfen.

Ein deutsches Geschwader taucht in großer Höhe auf. Im Handumdrehen ist eine tolle Luftschlacht ausgebrochen, hoch über dem klirrenden Schlachtfeld.

Auf und nieder stoßen die kleinen, schnellen Maschinen. Vielleicht ist es das Richthofengeschwader. Die winzigen Fokkerdoppeldecker brummen wie Bienen und sind von einer verblüffenden Behendigkeit. Sie feuern Rauchspurmuniten, die von ihnen absprüht und hundert lange weiße Striche durch den Luftraum zieht.

Ein Nieuport glimmt plötzlich rot auf, saust senkrecht abwärts und hinterläßt eine gewaltige schwarze Rauchsäule, die wie eine dunkle Pinie über dem Feld steht.

Ein Fokker wirbelt nieder, sich immer um seine eigene Achse drehend.

Das Sperrfeuer kracht ohne Pause. Vereinzelt tanzen noch die roten Leuchtsignale.

Aber es bleibt ruhig bei Doodemolen. Nicht die geringste Veränderung tritt ein. Niemand sieht etwas von den tausend Augen, die nun in einer heißen Erwartung nach dort drüben gerichtet sind. Niemand spürt die tausend Gehirne, die jetzt fieberhaft arbeiten, und die gespannten Nerven, die dem Gefecht entgegenfiebern.

Nein, noch bleibt es ruhig bei Doodemolen.

*

Der englische Beobachtungsfieger zur Linken über dem Nachbarbunker tut, als ginge ihn die Geschichte da bei Sankt Julien nicht im geringsten an. Er hat seine eigene Angelegenheit, die ihn fesselt.

Unaufhörlich schlagen jetzt die 30 cm Granaten ein.

Nach einer Viertelstunde etwa kann man ganz deutlich einen zerspringenden, hellen Krach vernehmen.

„Aus . . .“ schreit der Artilleriebeobachter.

Der junge Musketier, der nach Sankt Julien hinüberschaut, fährt abermals herum und erschrickt furchtbar. Einen Augenblick lang glaubt er, dem Artillerieoffizier sei etwas passiert. Dann begreift er das Geschehene . . .

Ein heftiger Feldartilleriefeuerüberfall geht in diesem Augenblick über die Umgebung des **R.I.R.** nieder. Nun wird auch endlich Doodemolen lebendig. Die Sprengstücke fahren heulend umher.

„Aufpassen!“ schreit der Beobachter, „auf Sperrfeuerzeichen von vorn aufpassen!“

Ja, ja, er will ja aufpassen, gewiß . . . aber dort drüben, dort drüben . . . verstohlen schaut er hinüber.

Eine mächtige schwarze Wolke verzieht sich. Sieh da, sieh da . . . die schweren Einschläge springen nicht mehr in die Höhe . . .

Das Sperrfeuer knattert drüben bei Sankt Julien, die Jagdgeschwader fegen umeinander wie ein Insekten Schwarm . . .

Auf Doodemolen hämmert der Feuerüberfall . . .

Jetzt sieht man ein schwarzes Loch zur Linken, wo der Nachbarbunker gewesen. Der englische Beobachter fliegt so niedrig, daß man meint, ihn mit den Händen herunterholen zu können.

Sind das nicht Menschen? Natürlich, drei Gestalten laufen durch die Trichter. Sie stolpern, sie fallen, sie schwenken die Arme, sie stürzen weiter.

Jawohl, sie kommen hierher, der einstürzende Bunker hat also doch nicht alle begraben . . .

Eine Gruppe von vier Granaten spritzt über den R.T.R.

„Kopf weg!“ schreit der Artillerieoffizier.

Die Splitter heulen.

Drüben bei Sankt Julien rast die Schlacht in voller Stärke.

Jetzt kann man die drei schon erkennen. Der eine hält seinen linken Arm mit dem rechten fest. Der andere kann kaum noch laufen. Der dritte schreit wie besessen, man kann es an seinem geöffneten Mund sehen.

Warum tut ihnen der Flieger nichts? Was will der Flieger überhaupt noch?

„Herr Leutnant!“ schreit der Kleine und springt auf, „ich will ihnen entgegen . . .“

„Nein . . .“ antwortet der Artillerieoffizier und faßt ihn am Arm mit einem wilden Griff . . . „Achtung . . . der Flieger . . . sehen Sie denn nicht . . .“

Nein, er sieht nicht, der Kleine. Übermals krachen vier Einschläge. Der Artilleriebeobachter wirft beide Arme in die Luft und springt auf. Was will er nur, denkt fiebernd der Kleine. Aber schon schlägt der andere schwer zu Boden und greift mit beiden Händen nach dem Gesicht.

Des Kleinen Augen weiten sich starr. Über die Brust des Toten quillt ein Blutstrom.

Die drei vom Nachbarbunker sind dicht heran. Aber halt . . . es sind nur noch zwei . . . der dritte ist liegen geblieben. Einer von den beiden bricht in die Knie. Er kann nicht mehr.

Ruhig freist der englische Beobachter.

Der Kleine schaut wild um sich. Er vergißt Doodemolen und Sanft Julien und alles. Schon stürzt er vorwärts durch die Trichter.

Jetzt ist er bei den beiden. Er spürt Riesenkräfte, den Zusammengebrochenen nimmt er auf seine Schultern. Das Blut läuft ihm über die Hände, warm und feucht. Er beißt die Zähne zusammen, der andere hängt sich an ihn. Sie stolpern auf den *R.I.R.* zu. Vier Schritte sind sie vom Eingang entfernt.

Ein irrsinniges Geknatter ist ringsum. Undeutlich, wie einen Schatten nur, nimmt der Kleine in seinem fiebernden Gehirn das Bild eines herabstoßenden Fliegers auf, der sich sofort wieder hochbäumt.

Er spürt einen wilden und wehen Schmerz in seiner Brust und möchte einen Schrei tun . . .

Zu dritt fallen sie in den Bunker hinein . . .

Der Flieger zieht einen triumphierenden Kreis dreißig Meter über Doodemolen . . .

*

Vierundzwanzig Menschen sind in dem Bunker. Es riecht entsetzlich nach Schweiß und Hitze. Sie hocken dicht aneinandergedrängt. Viele rauchen, die meisten starren vor sich hin. Alle haben das Koppel umgeschnallt, die Gasmaske umgehängt und die Gewehre zwischen den Knien.

Der Ausdruck ihrer Gesichter ist grundverschieden.

Am gleichmütigsten erscheint jener Gefreite, der heute morgen als Leuchtflugelposten draußen gegessen und den der Kleine abgelöst hat. Er hat sich mit seinem Messer, das zu jeder Verrichtung dient, einen Ranten Brot abgeschnitten und legt Speckscheiben darauf.

Jetzt, wie die drei Mann in den Bunker fallen, erhebt er sich mit gerunzelter Stirn. Er steigt über die Beine der Hockenden hinweg bis zum Eingang und wirft einen Blick hinaus.

Hundertfach klirrt das zertrommelte Feld vom Sperrfeuer. Rauchschwaden wehen. Ruhig zieht der englische Beobachter seine Kreise.

Der Gefreite stößt einen leisen Fluch durch die Zähne, wie er den Flieger sieht. Er wartet einen Augenblick, bis der Engländer sich ein wenig entfernt. Dann springt er mit einem Satz hinaus, eilt die vier Schritte zu dem Artillerieoffizier, der auf dem Gesicht liegt, und dreht das Gesicht mit beiden Händen nach oben. Er ist tot, ein Blick genügt.

Dann springt er zurück und verschwindet wieder im Bunker.

Drinne hilft er, dem Kleinen, der leichenblaß an der Wand hocht, den Rock über der Brust aufschneiden. Dann hebt er behutsam das Hemd auf. Die Maschinengewehrkugel hat von rückwärts das linke Schulterblatt durchschlagen und ist schräg nach rechts vorn durch die Lunge gefahren. Der Einschuß ist glatt und blutet kaum. Der Auschuß ist ein blutiges Loch von fast Handflächengröße. Das Blut quillt unaufhaltfam.

Der Oberkörper des Kleinen ist jetzt nackt, das Blut läuft in die Hose hinein. Er läßt den Kopf nach der Seite hängen, und man sieht, daß er mit einer Ohnmacht kämpft.

Der Gefreite nimmt die Verbandpäckchen, die man ihm reicht, legt zwei stillende Wattebausche mitten auf das runde Loch in der rechten Brust. Drei Rippen liegen bloß, die mittlere von ihnen ist völlig zersplittert. Der Kleine folgt jeder seiner Bewegungen mit den Augen. Zwischen seinen zusammengepreßten Lippen zeigt sich eine schmale Blutspur.

Der Gefreite wickelt ein Päckchen nach dem anderen um die Brust und überkreuz zwischen den Schultern. Der Kleine hat noch kein dunkles Haar auf der Brust. Es gibt einen faustdicken Verband. Aber vorn, wo das Loch ist, färbt es sich dennoch immer wieder rot.

„Nicht wahr . . .“ flüstert der Kleine, „es ist nicht tödlich . . . ich komme noch bis nachhause damit.“

Der Gefreite lächelt.

„Ich habe drei Lungenschüsse, zwei auf einmal vor Verdun, einen an der Somme. Man sieht nichts als sechs Löchernarben an meiner Brust. Die Hauptsache ist jetzt still sitzen.“

Daß keiner seiner drei Schüsse so ausgesehen hat wie dieser, verschweigt er.

Der Kleine ist ganz getröstet. Die Schmerzen, oh, die sind gar nicht so schlimm.

Neben ihm sitzt der Verwundete, den er auf den Schultern hereingeschleppt. Still greift er nach des Kleinen blässer und kraftloser Hand und streicht ganz leise darüber, immer wieder.

Der Kleine, der nun halb in Ohnmacht gesunken, hat ein Gefühl, als sitze neben seinem Bett daheim die Mutter und streiche ihn, weil er nicht einschlafen kann. Er muß wohl geträumt haben, einen schweren Traum. Die Mutter hat ihn stöhnen und rufen gehört und ist still herbeigekommen. Nun sitzt sie neben ihm. Er möchte ihr noch etwas sagen. Aber die Augenlider sind ihm so schwer. Und es ist ja

nun auch alles gut. Oh ja, jetzt kann er gut schlafen, wenn er so gestreichelt wird . . .

Seine Augen sind geschlossen. Er weiß nichts mehr von Doodemolen . . .

*

Zehn Minuten später beginnt der englische Beobachter seine Batterie auf den neu entdeckten Betonbunker einzuschießen. Nach dem ersten Duzend fährt eine 30 cm Granate unter die Borderwand des Kastens. Eine dumpfe Explosion erfolgt. Der Eisenbeton zerreißt nicht. Aber der ganze Bunker stellt sich schräg. Alle Insassen rutschen und fallen durcheinander. Das Kerzenlicht verlöscht. Dumpfe Finsternis herrscht.

Der Eingang ist nicht mehr zu sehen. Der Kasten hat sich auf den Eingang gestellt . . .

Bierundzwanzig eingeschlossene Menschen müssen im Finstern von den paar Kubikmetern Luft leben, bis sie ersticken werden. Abgeschnitten von allem Geschehen draußen, vernehmen sie nichts als die dumpfen Schläge der schweren Granaten, die durch den Beton dringen. Eine gräßliche Falle hat sich geschlossen.

Zehn Sekunden lang herrscht völlige Lähmung.

Dann brüllt der Gefreite durch die Finsternis.

„Ruhig bleiben . . . zwei Mann an den Eingang mit Spaten! Die Kerze anzünden! In zehn Minuten haben wir Luft . . .“

Sie tasten sich im Dunkeln zurecht. Als einer endlich die Kerze findet und anzündet, beleuchtet ihr Schein lauter verzerrte Gesichter.

Der Gefreite und noch ein Mann sind schon an der Arbeit.

Jedermann weiß, daß es Wahnsinn ist, auf diese Art ins Freie gelangen zu wollen.

Sie graben eine Viertelstunde, dann quillt Wasser über ihre Spaten. Der Gefreite wischt sich den Schweiß aus der Stirn und hört mit der Arbeit auf.

Der andere ruft: „Grundwasser.“

Alles schweigt. Die Luft ist entsetzlich schlecht. Die Hitze quält fürchterlich.

*

Der Kleine träumt, er sei aus dem Bett gefallen. So hat er sich gewälzt. Aber das macht gewiß die große Hitze im Zimmer.

Warum hat die Mutter auch nicht wie sonst das Fenster geöffnet? Ah, er weiß schon. Es ist so viel Lärm auf der Straße heute nacht. Ein Fest wird gefeiert, gestern abend hat der Vater noch davon gesprochen.

Schade, daß die Mutter nicht mehr neben ihm sitzt und seine Hand streichelt. Aber sie muß ja doch auch schlafen, die Mutter. Das wäre ja zuviel verlangt, und so klein ist er ja schließlich auch nicht mehr.

Wenn ihm nur jemand diese schwere Bettdecke fortziehen wollte . . .

*

Doodemolen ist lebendig geworden.

Das müßte Gerassel des Sperrfeuers kllirrt an allen Ecken und Enden. Die roten Leuchtkugeln steigen auf aus den Rauchschwaden.

Nur beim R.I.R. regt sich nichts mehr.

Um drei Uhr nachmittags greifen die Engländer an. Ihre Trupps steigen über die Trichter und bringen die Bewisgewehre in Stellung. Der Hagel der Geschosse peitscht über das Feld.

Vereinzelt antworten deutsche Maschinengewehre.

Nach zehn Minuten streifen die Trupps der Angreifer um den R.I.R. herum. Die wenigen Leute, die aus der deutschen Vorfeldzone zurückgekommen sind, ziehen sich zu einem Häuflein zusammen und verteidigen die Erdwelle hinter dem R.I.R. Das Reservebataillon geht aus Passchendale vor und verstärkt die Linie.

Eine Stunde lang krachen die Handgranaten.

Dann setzt systematisch das deutsche Vergeltungsfeuer ein, das den Gegenstoß des Stoßregiments einleitet.

Um vier Uhr dreißig Minuten steigen die deutschen Stoßtrupps aus den Trümmern von Passchendale, das unter einem lärmenden Granatenhagel liegt. Eine deutsche Jagdstaffel unterstützt den Angriff.

Die Engländer müssen zurück. Sie lassen eine Menge von Toten liegen rings um den Bunker. Das Trichterfeld ist gesleckt und gesprenkelt von ihren khatibraunen Uniformen.

Der Gegenstoß dringt in einem Schwung bis zum Hanebeek, die ganze Vorfeldzone wird wieder besetzt. An einigen Stellen gelingt es, kleine deutsche Abteilungen zu befreien, die sich, von allen Seiten eingeschlossen, in der Hoffnung auf den Gegenangriff bis jetzt gehalten haben.

Noch zweimal greift der Engländer an. Aber er hat keinen Erfolg mehr. Seine Artillerie rächt sich furchtbar. Erst als gegen zehn

Uhr abends die Dunkelheit über das Trichterfeld kriecht, ermattet langsam die wilde Schießerei.

Statt dessen erwacht wieder links vor dem Nonneboschen das Gefecht. Die Tommies versuchen einen überraschenden Angriff. Sie bleiben ohne Erfolg.

*

In der Nacht kommen Pioniere und machen sich an dem umgestürzten R.T.R.-Bunker zu schaffen. Die Infanterie behauptet, noch abends um neun Uhr auf ihre Klopfszeichen Antwort erhalten zu haben.

Das Wasser wird in tiefer gelegene Trichter geleitet. Erst versucht man, mit Seilen den Kasten aufzurichten. Er ist viel zu schwer. Dann beginnt man mit Graben.

Oft werden die Helfer durch das Sperrfeuer gezwungen, von der Arbeit abzulassen. Sie kauern dann ringsum in den Trichtern und warten. Dann geht es wieder an die Arbeit.

Um drei Uhr morgens ist ein schmaler Gang freigelegt, durch den ein einzelner Mann in den Bunker hineinkriechen kann.

Der erste, der es wagt, kommt nach drei Minuten zurück. Er ist ganz verstört und sagt kein Wort. Dann läßt er sich eine Kerze geben und ein paar Seile. Dann kriecht er abermals hinein.

Drei Körper ziehen sie heraus. Sie versuchen mit Schnaps und Atempumpen alles mögliche. Es ist umsonst.

Noch zwei andere werden herausgeschafft. Es ist nichts zu machen. Vorsichtig leuchtet man ihnen mit einer Taschenlampe ins Gesicht. Der eine ist ein Gefreiter mit dem Eisernen Kreuz Erster. Er kann noch nicht lange tot sein, denn sein Gesicht ist noch nicht blau angelaufen wie bei den ersten drei, und seine Züge sind von einer ausdrucksvollen Lebendigkeit.

Der andere ist ein kleines Kerlchen, das noch keine Bartstoppeln um das Kinn trägt. Er hat gewiß nicht lange gelitten, denn er war schon vorher schwer verwundet. Sein Gesicht ist so ruhig, als schlafe er.

Die Pioniere geben die zwecklose Arbeit auf. Nach einer Viertelstunde rücken sie ab.

*

Die Nacht wird so ruhig wie die vorausgegangene. Nur zweimal wird Sperrfeuer angefordert, einmal um vier Uhr drüben am Nonneboschen und dem Polygonwald, einmal um fünf Uhr zur Rechten bei Saint Julien.

Gegen Morgen rückt ein vorgeschobenes Bataillon der neuen Eingreifdivision an, um die Vorfeldzone zu besetzen. Die Reste des Stellungsbataillons rücken nach Passchendale als Regimentsreserve. Ein zweites neues Bataillon besetzt den Bereitschaftsraum zwischen Grafenstapel und Nieuwmolen, hart an der Bahnlinie. Die Ablösungen vollziehen sich ohne große Verluste.

Die Befehlsstelle des R.L.R. wird hundert Meter nach rechts verlegt, wo noch ein dritter Bunker frei ist. Er liegt so nah bei Doodemolen wie der andere.

Was heißt Doodemolen? Eine Mühle soll hier gestanden haben? Es ist nichts davon zu sehen. Vielleicht früher einmal, vor hundert Jahren? Wer hat ihr den Namen Totenmühle gegeben?

Neben dem neuen R.L.R. steht der Leuchtflugelposten und späht über die Trichter und das unruhige Feld, aus dem hin und wieder die feurigen Bündel der Einschläge aufzucken . . .





VII.

Herenthage.

Als am 16. August kurz vor 6 Uhr morgens die Engländer auf der ganzen über zwanzig Kilometer langen Schlachtfrent zwischen Bilschoote und der Eys zum Angriff vorbrachen, wälzten sie eine dichte Wand künstlichen Nebels vor sich her, die fast jede Beobachtung unmöglich machte. Der Hauptdruck des Angriffs lag auch diesmal wieder zwischen Langemark und Zonnebefe und zielte auf die Anhöhen von Passchendale.

Sofort schlug das deutsche Sperrfeuer in die mächtigen Schwaden von Pulverqualm und Nebel, die das Gewirr der Einzelkämpfe dem Auge entzogen. Schon nach dreiviertel Stunden lief aus Langemark die verhängnisvolle Brieftaubenmeldung ein: „Rechts und links umgangen, Feind geht in Kolonnen vor, Maschinengewehre zerschossen.“

Kein Zweifel, der Engländer hatte sich den Übergang über den Steenbeek im ersten Anlauf erkämpft und die Trümmer der dort stehenden 79. Res.Div. überrannt. Noch ehe wirksame Gegenmaßnahmen getroffen werden konnten, wälzte sich der englische Angriff um 8 Uhr vormittags unter einem ungeheuerlichen Munitionsaufwand beiderseits Langemark gegen die dritte deutsche Abwehrzone, die Wilhelmstellung, heran.

In dieser katastrophalen Lage warf die Gruppe Ypern das Infanterieregiment 418 von der 183. Inf.Div. in die Schlacht. Das Regiment erreichte nichts. Gegen 9 Uhr war die Wilhelmstellung durchbrochen, die Engländer erschienen in Poelkapelle.

Die rechts an die 79. Res.Div. anschließende 214. Inf.Div. sah sich plötzlich auch aus südlicher Richtung von Langemark her angegriffen. Nach schweren Trichterkämpfen gab sie ihre Stellungen preis und sammelte ihre Trümmer jenseits des Broenbachs, vorwärts Mangelare und Roefuit. Der Steenbeek war in seiner ganzen Länge von Sankt Janshoek bis Sankt Julien verloren, ein mächtiger Keil klemmte sich in die deutsche Front.

Während zwischen Langemark und Poelkapelle verzweifelt Kämpfe wurden, war endlich die Bereitstellung der Eingreifdivisionen so weit vollzogen, daß sie zum Gegenangriff antreten konnten, die 9. bayer. Res.Div. aus dem Raume zwischen Mangelare und Roefuit, die 183. Inf.Div. aus Richtung Westroosebeke. Fast den ganzen Tag über währten die Kämpfe. Die 9. bayer. Res.Div. kam nach manchem Hin und Her nicht über den Broenbachabschnitt hinaus. Die völlig zerriebenen Regimenter der 214. Inf.Div. — das Inf.Regt. 50 zählte noch 509, das Inf.Regt. 363 noch 392, das Inf.Regt. 358 gar nur noch 297 Gewehre — mußten aus der Front gezogen werden.

Wirksamer kam der Gegenstoß der 183. Inf.Div. bei Poelkapelle zur Geltung. Kurz vor 11 Uhr vormittags warf das Res.Inf.Regt. 440 die Engländer aus dem heißumstrittenen Dorf, schritt, die Reste der 79. Res.Div. und die bereits eingesetzten Regimenter 184 und 418 der 183. Inf.Div. im Schwunge mit sich reisend, über die Wilhelmstellung hinweg und gelangte bald in den Raum östlich Langemark.

Um diese Zeit setzte die 5. bayer. Inf.Div. im Abschnitt Sankt Julien das ihr von der 12. Res.Div. zur Verfügung gestellte Res.Inf.Regt. 51 zum Stoß gegen die südliche Flanke des feindlichen Einbruchs an. In tapferem Vorgehen erreichte das Regiment bis zum Abend des 16. August die Straße Sankt Julien—Poelkapelle in der Gegend von Keerselare. Unter dem Eindruck dieses Erfolges griffen die Regimenter der 79. Res.Div. und der 183. Inf.Div. abermals an. Bei Anbruch der Dunkelheit verlief die vordere deutsche Linie vom Broenbach nördlich Wijndendrift hart östlich an Langemark vorüber, berührte die Straße Langemark—Zonnebeke westlich Keerselare und gewann dort Anschluß an die alte Stellung der 5. bayer. Inf.Div. Der gefährliche englische Keil war abgeschnürt, wenn auch der Steenbeekabschnitt endgültig verloren blieb. Die Trümmer von Langemark lagen qualmend und vom Lärm des beiderseitigen Artilleriefeuers kllirrend zwischen den feindlichen Postierungen.

Weniger wechselvoll verlief der Kampstag an den beiderseits angrenzenden Abschnitten der Angriffsfront. Den Franzosen im Norden gelang es nach anfänglichem Mißerfolg um 11 Uhr vormittags zwischen Drie Grachten und Draaibank die noch jenseits des Martjevaert stehenden deutschen Posten zu überrennen und ihre vordere Linie bis an den Martjevaert heranzubringen. Im Süden des Einbruchsabschnittes kamen die Engländer trotz fortdauernd wiederholter Angriffe über einige hundert Meter Geländegewinn nicht hinaus. Überall stellte dort der Einsatz der Stoßregimenter bis zum Mittag die Lage wieder her, ohne daß die Eingreifdivisionen zur Hilfe herangezogen zu werden brauchten. Neue englische Angriffsversuche im Verlauf des Nachmittags wurden schon durch das deutsche Artilleriefeuer vereitelt.

Nicht weniger heftig als bei Langemark war der englische Angriff rittlings der Bahnlinie Ypern—Roefelare gegen Zonnebefe gewesen. Schon in den frühen Morgenstunden ging die vordere deutsche Linie jenseits des Hanebeek verloren, die zertrümmerten Kompagnien der 54. Inf.Div. wichen bis nach Zonnebefe hinein. Inzwischen entwickelte das von der 3. Res.Div. (Eingreifdivision) vorgeschobene Füsilierregiment 34 bei Westhoef seinen Gegenstoß und erreichte, die alten Besatzungen mitreißend, gegen Mittag den Hanebeek. Die 54. Inf.Div. schätzte die Verwirrung der Engländer so groß ein, daß sie sogar den Plan faßte, die am 31. Juli verlorene zweite Stellung zwischen Frezenberg und Elsternest zurückzuerobern. Tatsächlich gelang diese Absicht mit Hilfe des neu eingesetzten Res.Inf.Regts. 49 von der 3. Res.Div. voll und ganz. Aber der Rückschlag blieb nicht aus. Ein am späten Abend einsetzender neuer Angriff des Feindes entriß den überanstrengten Truppen das gewonnene Trichterfeld und warf sie in die Stellungen zurück, die sie am frühen Morgen innegehabt.

Furchtbar wurde an diesem Tage abermals um das Ronneboschen und den Herenthagepark beiderseits der Straße Meenen—Ypern gekämpft. Das Königsinfanterieregiment 145 (34. Inf.Div.) trieb unter schweren Verlusten — von zwölf Kompagnieführern waren acht ausgefallen — die Engländer aus dem Ronneboschen über die alte Stellung zurück, mußte aber am Abend selbst wieder bis an den Westrand des niedergehämmerten Busches weichen.

Der Herenthagepark wechselte viermal den Besitzer. Hochgelegen auf einer niedrigen Erdwelle, die den Höhen von Passchendale und Geluweld vorgelagert ist, zog er den ganzen Tag über die An-

Strennungen der ineinanderverbissenen Gegner auf das Gewirr seiner Baumstümpfe zusammen. Es war nur ein Anfang.

*

Der unzweifelhaft große Erfolg, der den deutschen Waffen am 16. August in Flandern beschieden war, gebührt in erster Linie der Artillerie, die sich vorzüglich auf die besonderen Erfordernisse dieser ungeheuren Schlacht eingestellt hatte. Ihr prompt einsetzendes Sperrfeuer, die fabelhafte Beweglichkeit, mit der sie durch ihre zusammengefaßten Vernichtungsfeuerwellen alle feindlichen Ansammlungen bekämpfte, ihr wohldurchdachtes und organisiertes Streufeuer auf alle Punkte des englischen Stellungssystems erleichterten der schwer mitgenommenen deutschen Infanterie ihre harte Arbeit, so weit es nur irgend möglich war.

Um sich von dem gewaltigen Umfang des Munitionsverbrauchs ein Bild zu machen, sei nur erwähnt, daß im Verlaufe des 16. August auf deutscher Seite im flandrischen Schlachtgebiet 269 000 Granaten aller Kaliber verfeuert wurden. Schätzt man den englischen Aufwand vorsichtig auf das doppelte, so übersteigt die Gesamtzahl der an diesem einen Tage auf sechszwanzig Kilometer breiter Front abgeschossenen Granaten um ein beträchtliches die Gesamtzahl der im ganzen Verlauf des Krieges 1870/71 verbrauchten Munitionsmenge, die sich auf 746 000 Schuß belief.

Auf jeden Meter breit flandrischen Bodens fielen demnach an diesem Tage fast vierzig Granaten. Sechzehntausend voll beladene, mit je vier Pferden bespannte Munitionswagen waren nötig, um die Menge der auf beiden Seiten abgefeuerten Geschosse in die Batteriestellungen zu bewegen. Etwa einhundertvierzig Munitionszüge zu je dreißig Waggons mußten das Material aus der Heimat heranbringen.

Bedenklicher noch war die Überlegenheit der Engländer in der Luft. Ein Masseneinsatz von Jagdfliegern begleitete den ganzen Tag über das Vorgehen der Infanterie und der zahlreichen Tanks. Eine zweite Fliegerwelle übernahm hoch in der Luft den Schutz der Infanteriesturmflugzeuge und flog gleichzeitig eine dichte Luftsperre gegen die deutschen Geschwader. Wiederholt stießen englische Flugzeuge tief in das deutsche Hintergelände vor und schossen eine Anzahl Fesselballone ab.

Erst gegen Mittag wurde es besser, als das Armeeoberkommando zum rücksichtslosen Einsatz der ziffernmäßig weit unterlegenen deutschen Jagdstaffeln überging. Gewaltige Luftschlachten bei sonnigem Wetter

fanden statt. Das *Richt h o f e n*-Geschwader allein schoß sechzehn Engländer ab und brachte seinen zweihundertsten Gegner zur Strecke. Die deutschen Infanterieflyer scheuten kein Opfer und versuchten immer wieder, die Lage der vorderen Infanterielinie festzustellen und nach rückwärts zu übermitteln. Jagdflugzeuge begleiteten mit ihren Maschinengewehren die Gegenangriffe der Eingreifdivisionen.

*

Am gleichen Tage, an dem in Flandern so erbittert gerungen wurde, erlebte beiderseits der Maas die seit Dezember 1916 ruhende Verdunsschlacht ihre blutige Wiederauferstehung. Die Franzosen erzielten beträchtliche Anfangsgewinne, der ganze Höhenkomplex des „Toten Mannes“ ging verloren. Eine längere Fortdauer dieser schweren Kämpfe war leicht vorauszusehen.

Das furchtbare Übel unserer Front im Westen rechte drohend sein Haupt: Der erheblich gesteigerte Munitionsaufwand an der Maas erforderte eine strenge Rationierung in Flandern. Es ging nicht mehr an, gewohnheitsmäßig an jedem Morgen die englischen Stellungen mit ein paar Vernichtungsfeuerwellen zu überschütten. Die Kampftruppe mußte dazu erzogen werden, nur noch in Fällen ganz sicher erkannter feindlicher Angriffe Sperrfeuer anzufordern, eine Aufgabe, die bei der allgemein herrschenden Nervosität und den kurzen Entfernungen, in denen die Gegner sich ungeschützt in Trichtern gegenüberlagen, fast unmöglich durchzuführen war.

Als bald machte sich die Rationierung des Munitionsverbrauchs durch stärkere Verluste bei der Infanterie und einen schnelleren Verbrauch der Kampfbataillone bemerkbar. Die englische Artillerie gewann rasch die Oberhand, je weniger sie durch die deutsche niedergehalten wurde. Hand in Hand damit ging eine unermüdliche Tätigkeit der englischen Infanterie, die sich in fortwährenden Einzelvorstößen äußerte.

Unter dem Eindruck dieser bedenklichen Erscheinungen nahm das Armeeoberkommando eine durchgreifende Änderung der Abwehrtaktik vor. Bis zum 20. August waren die Stellungsdivisionen so gegliedert, daß je zwei Regimenter als Kampfregimenter die vordere Stellungszone einschließlich der Bereitschaften innehatten, während das dritte als Stoßregiment der Division in Reserve gehalten wurde. Mit dieser Gliederung waren erhebliche Nachteile verbunden. Jede Ablösung innerhalb der Regimenter — und die Notwendigkeit immer rascherer Ablösung nahm zu — brachte eine umfangreiche und verlustreiche Truppenbewegung

mit sich, denn man konnte die Regimenter einander nur geschlossen ablösen lassen, um eine völlige Vermischung der Verbände zu vermeiden. Zudem mußte das Stoßregiment der Division als großer Truppenkörper zu weit rückwärts untergebracht werden, um es für den Augenblick des Angriffs kampfkraftig zu erhalten.

Die neue Regelung teilte den Kampfabschnitt jeder Division in drei Regimentsabschnitte, innerhalb derer die Regimenter selbst die erforderliche Tiefengliederung und Ablösung vornahmen, indem sie ein Bataillon als Kampftruppe, ein zweites als Bereitschaft und das dritte als Reservebataillon verwandten. Auf die Auscheidung eines besonderen Stoßregiments wurde damit verzichtet. Bis zum 26. August waren überall bei der 4. Armee die notwendigen Umstellungen erfolgt.

*

Der 17. August stand kaum hinter dem 16. zurück. Nachmittags leitete schweres Trommelfeuer einen neuen englischen Angriff beiderseits Langemark ein. Der Broenbach wurde mit Not gehalten, Dorf Langemark geriet endgültig in die Hand der Engländer. Auch der letzte Zipfel, mit dem die deutsche Front sich bei Sankt Julien noch an den Steenbeek klammerte, ging verloren. Die fast aufgeriebene 79. Res.Div. wurde in der Nacht zum 18. August aus der Front gezogen und durch die 26. württemb. Inf.Div. abgelöst. Bei Sankt Julien trat dann die 12. Res.Div. an die Stelle der 5. bayer. Inf.Div., die 54. Inf.Div. machte der 121. Inf.Div. Platz.

Das Armeeoberkommando hatte schon Befehl ergehen lassen, die Trümmer von Langemark seien wieder zu nehmen. Auf die Vorstellungen der Gruppe Ypern hin wurde aber von der Durchführung des Angriffs Abstand genommen. Um diese Zeit zählte die 9. bayer. Res.Div. noch rund tausend Gewehre, die 214. Inf.Div. nur etwa hundert mehr.

Am Mittag des 18. August brodelte englisches Trommelfeuer zwischen Langemark und Zonnebeker. Aber erst am frühen Morgen des 19. erfolgte ein von Tanks unterstützter schwerer Angriff gegen die 26. württemb. und die 5. bayer. Inf.Div. Zwischen Sankt Julien und Zonnebeker wurde stundenlang erbittert gerungen. Erfolg hatte der Engländer nirgends.

Die Anzeichen mehrten sich, daß die Angreifer für einen neuen Großkampfstag rüsteten.

Nach ruhigem Vormittag verdichtete sich am Nachmittag des

20. August das englische Feuer zur Sturm Vorbereitung. Die ganze Nacht lärmten die Geschütze, halbstündige Trommelfeuerwellen setzten spät abends und am frühen Morgen des 21. August über das Zentrum der Angriffsfront. Aber nur Einzelangriffe erfolgten, die kein Ergebnis brachten. Nun trat auch die deutsche Artillerie aus der ihr zugewiesenen Zurückhaltung. Den ganzen Tag über brüllte die Artillerieschlacht, sich auf beiden Flügeln immer mehr ausdehnend, bis am Abend die gesamte Angriffsfront von Bisschoote bis hinab an die Eys in Flammen und Splitter gehüllt war.

Stündlich wurde das Entbrennen der Infanterieschlacht erwartet. Die Eingreifdivisionen waren alarmiert. Sperrfeuerzeichen sprangen hier und da auf und entfesselten die deutschen Batterien. Aber es stellte sich heraus, daß es dem Engländer nur darauf ankam, die deutschen Kampftruppen nervös zu machen und zu zermürben. Bis zum Morgen erfolgte nirgends ein Angriff.

Endlich, am 22. August, um 6 Uhr morgens, traten die englischen Angriffswellen in einer Breite zwischen Langemark und dem Kanalknie von Hollebeke gegen die Gruppen Ypern und Wijtschate an. Der vierte Hauptangriff in Flandern nahm seinen Anfang. Bis zum Mittag ging die Infanterieschlacht hin und her. Am Nachmittag hielt die Gruppe Ypern ihre Stellungen um Langemark, Sankt Julien und vorwärts Zonnebeke bis zum Monneboschen fest in der Hand, ohne daß der Einsatz der Eingreifdivisionen erforderlich gewesen wäre.

Um 5 Uhr nachmittags erschien die Lage so gesichert, daß die Alarmbereitschaft der Eingreifdivisionen aufgehoben werden konnte. Kurz vor 9 Uhr rasselte jedoch auf der ganzen Front der Gruppe aufs neue das englische Trommelfeuer. Eine halbe Stunde später griffen die Engländer in großen Massen an, wurden aber durch Gegenstöße der Bereitschaften, stellenweise allein durch das deutsche Sperrfeuer, in ihre Trichter zurückgetrieben.

*

Furchtbar tobte an diesem Tage der Kampf auf dem rechten Flügel der Gruppe Wijtschate, wo die 34. Inf.Div. und die 9. Res.Div. das Monneboschen, den Herenthagepark und die anschließenden Waldstücke bis zum Kanalknie bei Hollebeke hielten.

Als um 6 Uhr die englische Feuerwalze sich vorwärts bewegte, erfolgte zunächst überraschenderweise kein Infanterieangriff. Später stellte sich heraus, daß das deutsche Vernichtungsfeuer die zum Angriff be-

stimmten Formationen so übel zugerichtet hatte, daß ihre Ersehung durch neue Kräfte erforderlich geworden war.

Um 8 Uhr morgens lagen beide Divisionen abermals unter Trommelfeuer. Eine Viertelstunde später wälzten sich zahlreiche englische Tanks unter Nebelschutz gegen das Nonneboschen und den Herenthagepark vor. Zweimal fuhr die Feuerwalze hin und her durch die krachenenden Waldstücke. Zwei Duzend Jagdflieger spieen ihren Maschinengewehrregen herab, am Ostrand hagelte das englische Abriegelungsfeuer. In vier Angriffswellen folgte die feindliche Infanterie, beladen mit Bewisgewehren, Flammenwerfern und Handgranaten. Das Artilleriefeuer unterschied nicht mehr Freund und Feind.

Ein erbittertes Handgemenge klammerte sich fast um jeden Baumstumpf, jeden Riefentrichter, jeden zermühlten Bunker. Nach einer halben Stunde saßen die Angreifer mitten drin in dem Gewirr von schwarzen Stümpfen, Drähten, Leichen, Einschlägen, Geschrei, Kugelsischen und Handgranatengebrüll.

Ein Bataillon des Inf.Regts. 30 stieg von Osten in den Herentkessel des Nonneboschen und warf den Feind in einem Schwung hinaus. Drei englische Angriffe wehrte es am Westrand ab.

Sieben Angriffe gegen den Herenthagepark schlug das Inf.Regt. 67 hintereinander ab. Beim achten fuhren die englischen Tanks in langer Kolonne über den zerflossenen Fahrdamm der Straße Npern—Meenen und saßten den Park von Norden her. Die deutsche Besatzung wurde niedergeschossen oder zersprengt. Der Park fiel in englische Hand.

Das Bereitschaftsbataillon der 67er griff an. Vorgehobene Feldartilleriezüge erledigten die Tanks, soweit sie nicht schleunigst sich aus dem Staube machten. Nach wenigen Minuten war Herenthage zurückerobert, gefüllt mit den Leichen der Angreifer.

Neues Trommelfeuer. Abermals jagt der Engländer zwei frische Bataillone, von Tanks unterstützt, gegen den Park. Die zertrommelten Reste des Bereitschaftsbataillons der 67er werden aus dem Wald getrieben.

Inzwischen ist das Reservebataillon eingreifbereit. Ohne Zögern steigen die Kompagnien in den zerfetzten, lärmenden Park und treiben die Engländer mit Handgranaten vor sich her. Vier englische Angriffe schlugen sie am Westrand ab.

Zwischen 6 Uhr nachmittags und 10 Uhr abends wütet das englische Trommelfeuer.

Um 10 Uhr erfolgt der feindliche Angriff mit frischen Truppen. Die 67er, so weit sie noch leben, sehen alles, aber abhelfen können sie nicht mehr. Es geht über Menschenkraft. Ein kümmerlicher Rest von ihnen verläßt den Ostrand des armen Schloßparks und wird von den nachdrängenden Engländern noch um ein paar weitere hundert Meter zurückgetrieben.

Es ist schon stockdunkel, als die Division ihre letzten Reserven, eine Kompagnie 67er und ein Bataillon 145er ins Gefecht wirft und mit Mühe wieder den Ostrand von Herenthage erreicht. Weiter geht es nicht mehr. Der Park bleibt einstweilen den Engländern, nachdem er bisher in zwei Tagen neunmal den Besitzer gewechselt.

Es ist bald kein Durchkommen mehr durch die Berge von Leichen. Fünf zerschossene Tanks liegen im Wald, ein Duzend weitere rings umher.

*

Endlich um 3 Uhr morgens ermattet der wilde Artilleriekampf. Die Truppen können ein wenig Luft schnappen, Munition wird herangeschafft und Essen, die völlig durcheinandergewürfelten Verbände werden notdürftig geordnet. Jetzt erst läßt sich die furchtbare Schwere der Verluste einigermaßen überschauen. Die Kompagnien sind nur noch kleine Grüppchen, meistens von Unteroffizieren angeführt.

Jedermann weiß, daß der Engländer sich nicht mit dem kümmerlichen Ergebnis des 22. August zufrieden geben wird. Was soll werden?

Es bleibt nicht viel Zeit zum Überlegen. Nach zwei Stunden schon ist alles beim alten. Das Trommelfeuer klirrt zwischen Zonnebefe und Hollebefe und schlägt mit vollster Wucht auf die beiden Waldstücke, die nur noch ein Leichenhaufen sind. Um 6 Uhr morgens stoßen englische Patrouillen vor. Maschinengewehrfeuer verjagt sie. Eine halbe Stunde später kriechen drei Tanks über die zerschossene Straße zwischen Nonneboschen und Herenthagepark. Zwei davon flammen im direkten Feuer vorgeschobener Geschütze auf, der dritte macht sich aus dem Staube.

Trotz schwerster Bedenken hat die 34. Inf.Div. den Resten der 67er Befehl gegeben, um 7 Uhr morgens durch den Park bis zum Westrand vorzustößen. Der Angriff ist in gutem Vorwärtsschreiten, als plötzlich das englische Trommelfeuer mit voller Wucht auf den ganzen Divisionsabschnitt wieder einsetzt. Mitten im Park stoßen die 67er mit frischen englischen Angriffstruppen zusammen. Das Ringen ist stumm und erbittert und währt mit nicht nennenswerten Unterbrechungen bis in den

Abend des 23. August hinein. Das Ende ist nicht zweifelhaft. In der Dämmerung werden die letzten 67er im Walde in Flanke und Rücken gefaßt und mit Hilfe von Tanks und Jagdfliegern fast restlos niedergemacht.

Zum elftenmal wechselt der Wald seinen Besitzer.

Aber noch liegen die Trümmer des Bereitschaftsbataillons der 67er in der Albrechtstellung östlich Herenthage. Es ist fast dunkel, als der Befehl sie zum zwölftenmal gegen den Park treibt. Die Engländer, sich nun fast sicher wähnend, werden überrumpelt. Der Westrand fällt in deutsche Hand.

Da unternimmt der Engländer eine letzte blutige Anstrengung für diesen Tag. Mit Flammenwerfern und einem halben Duzend Tanks bricht er in völliger Dunkelheit gegen das zerfetzte Gehölz vor. Die 67er müssen zurück. Wenige von ihnen sammeln sich, zu Tode ermattet, in der Albrechtstellung am Ostrand.

Zum zweitenmal schickt sich der Park an, die Nacht unter der Obhut der Feinde zu verbringen.

*

Im Broenbachabschnitt und beiderseits Sankt Julien verging der 23. August mit Trommelfeuer und Einzelangriffen. Nirgends kam es zu Veränderungen.

Die 34. Inf.Div. glaubte auf die Wiedernahme des Herenthageparkes unter keinen Umständen verzichten zu können. Man stellte ihr das Sturmbataillon Rohr und Flammenwerfer des 1. Garde-Reserve-Pionierregiments zur Verfügung.

Die Division selbst vereinigte die Reste der Inf.Regtr. 30 und 67 mit Teilen des Inf.Regts. 177 von der zur Ablösung bestimmten 32. Inf.Div. Am 24. August morgens 6 Uhr brach der deutsche Angriff überraschend los und durchschritt nach einem wüsten Handgemenge den Park. Kaum ein Engländer kam lebendig davon. Mehrere englische Gegenangriffe wurden abgeschlagen.

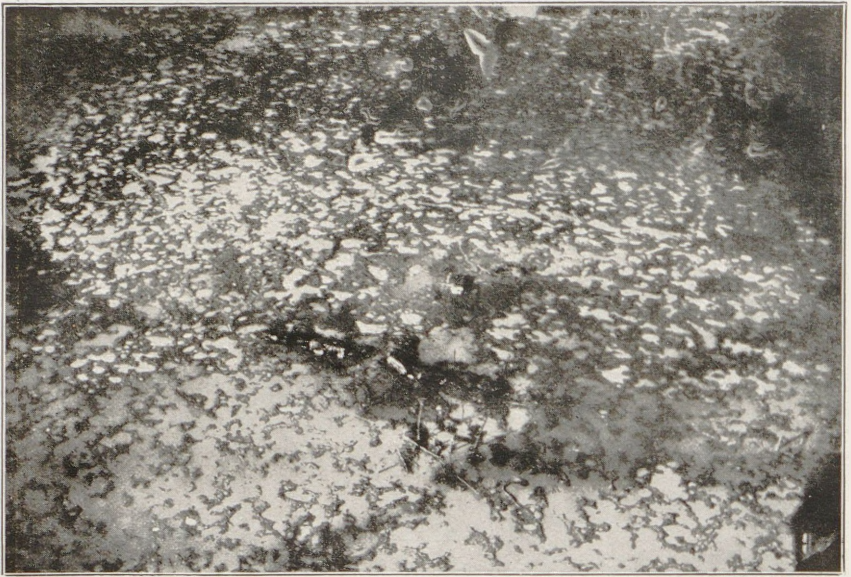
Die Vergeltung ließ nicht lange auf sich warten. Verheerendes Trommelfeuer erfaßte den Abschnitt der 34. Inf.Div. und der südlich anschließenden 9. Res.Div. Um die Mittagsstunde griffen starke englische Infanteriekräfte mit allen Hilfswaffen an und besetzten nach heftigem Hin und Her den Nordwestteil des Parks. Kein deutscher Gegenstoß vermochte sie zum Aufgeben dieses letzten Zipsels zu veranlassen. Sie legten einen so fürchterlichen Feuerhagel vor sich, daß noch in der



Im Trichtersfeld bei Gefuvelsd.



Am Houthulster Wald.



Das Kampffeld bei Zandvoorde.



Schotten beim Abtransport verwundeter deutscher Gefangener.

kommenden Nacht die deutschen Kampftruppen im Zustande völliger Zermürbung durch Bataillone der 32. Inf.Div. abgelöst werden mußten.

Zum erstenmal nach vierzehnmaligem Wechsel blieb der Besitz des Waldes unentschieden.

*

Der 25. August war so ruhig wie noch kein Tag nach dem 31. Juli. Das war der beste Beweis dafür, daß den Deutschen für den 26. August ein neuer, der fünfte Hauptangriff bevorstand.

Frühmorgens am 26. August hüllte das englische Trommelfeuer das Zentrum der flandrischen Angriffsfront von Langemark bis zum Kanalknie bis Hollebeke in seinen grauen Mantel. Die deutsche Artillerie antwortete nach Kräften. Ein geschlossener englischer Angriff erfolgte zunächst nicht. Im Verlauf zahlreicher Einzelkämpfe verloren die sächsischen Truppen der neu eingesetzten 32. Inf.Div. den größten Teil des Herenthageparkes, konnten ihn aber bis zum Abend mit Ausnahme des schon vorher vom Gegner besetzten Nordwestzipfels wiedernehmen. Zum sechzehntenmal ging der Wald von Hand zu Hand.

In der Nacht zum 27. August hielt das englische Feuer mit mächtig sich steigender Wucht an. 3 Uhr früh hatte es abermals den Charakter des Trommelfeuers angenommen. Der erwartete Angriff blieb aus, nur einige Patrouillen gingen gegen den Abschnitt der Gruppe Wijtschate vor.

Zum zweitenmal rasselte um 8 Uhr morgens das Trommelfeuer. Wieder griffen die Engländer nicht an, sondern beschränkten sich auf Patrouillenvorstöße.

Um 3 Uhr nachmittags entbrannte endlich auf der ganzen Angriffsfront zwischen Bilschoote und der Vys ein Feuerorkan von einer Stärke, die alles Dagewesene weit hinter sich zurückließ. Es war, als habe jedes englische Geschütz seine Feuergeschwindigkeit verdoppelt, um den deutschen Widerstand, koste es was es wolle, zu zerbrechen. Mit schwerster Besorgnis beobachteten die deutschen Befehlsstellen die unsinnige Feueraserei über der Stellungszone. Die Eingreifdivisionen wurden sofort alarmiert. Überall hatte man den Eindruck, daß der Engländer im Begriffe war, sich einer unerhörten Anstrengung zu unterziehen, um endlich das heißbegehrte Ziel, die flandrischen Höhen, zu erreichen.

Zehn Minuten dauerte der Feuerkampf. Dann tanzten die gelben Leuchtkugeln von Langemark bis zum Herenthagepark. Das deutsche Sperrfeuer prasselte in die Schwaden künstlichen Nebels, unter deren

Schutz eine englische Infanteriewelle nach der andern den Trichtern entstieg.

Die Luft war angefüllt von kugelspeienden Jagdsfliegern. Tanks frohen hin und her. Den englischen Infanteriewellen folgten dichte Kolonnen, bereit, sich zu entwickeln, sobald es vorn eine Stockung geben sollte.

Zwei Stunden lang wogte die Infanterieschlacht auf und ab. Bis zu sieben Angriffe wurden hintereinander auf ein und denselben Trichterkomplex vorgetrieben.

Da mischten sich schließlich die Elemente in den Kampf.

Gegen 5 Uhr nachmittags schlug das Wetter aus lähmender Schwüle in Regen und Sturm über. Das zuckende Schlachtfeld verhüllte sich langsam. Wasser füllte die Trichter bis fast zum Rand.

Um 7 Uhr abends mußten die letzten englischen Jagdsflieger ihr Handwerk aufgeben. Der Regen fiel aus geöffneten Schleusen. Die Infanterie vermochte sich kaum noch zu bewegen.

Noch einmal verbiß sich der Engländer um 8 Uhr zu einem verzweifelten Angriff auf breiter Front. Es half ihm nichts, seine Stoßkraft war gebrochen.

In Schlamm und Regen versank die wilde Schlacht des 27. August. Erreicht war nichts.

In später Nachtstunde versuchte die 32. Inf.Div., die Ermattung der Angreifer ausnutzend, den Nordwestzipfel des Herenthageparks wiederzunehmen. Der Angriff gelang.

Eine Stunde später schritten die Engländer zum Gegenstoß. Nach kurzem Ringen war der Parkzipfel wieder in ihrer Hand.





VIII. Schreiboom.

Seit Langemark nicht mehr in unserer Hand, gibt es bei Schreiboom wahrhaftig nichts zu lachen.

Schreiboom ist — oder besser: war! — ein stattliches Gehöft an der nördlichen Verbindungsstraße zwischen Langemark und Poelcapelle, dort, wo die Straße kaum tausend Meter nordöstlich Langemark einen gelinden Bogen in östlicher Richtung einschlägt, nicht weit von der Stelle, wo sich der Broenbach mit der Bahnlinie kreuzt.

Früher, als die vordere Linie nach jenseits von Langemark am Steenbeek entlang verlief, galt Schreiboom gewissermaßen als das letzte Überbleibsel friedlicher Romantik, wo man nachts von den vorgezogenen Feldküchen seine dampfende Suppe bezog, und das man früh morgens aufatmend passierte, wenn man aus irgendeinem Grunde über Schaap Balie und Bisswegen nach Staden zum Divisionsstab mußte.

Schon damals war eine solche Auffassung eigentlich recht übertrieben, denn es war nicht zu erkennen, inwiefern die Trümmer von Schreiboom etwa weniger schwer beschossen wurden als irgendein anderer Punkt zweitausend Meter hinter dem Vorfeld, oder ob vielleicht der Aufenthalt in dem Betonbunker, den man in die Trümmer eingebaut, angenehmer war als irgendwo in den über das freie Feld verstreuten Unterständen. Das jedenfalls war sicher, daß Schreiboom auf die englischen Flieger jederzeit eine besondere Anziehungskraft ausübte, weil ihnen der stärkere Verkehr dort nicht entging. Sie vergalt

ihre Beobachtungen freigebig und reichlich mit schwerem Flachfeuer von jenseits des Oserkanals her.

Zudem lag zwischen Schreiboom und der Bahn ein deutsches Feldartillerienest, aus drei vorgeschobenen Batterien bestehend. Auch daran nahm der Engländer Anstoß und besunkte den Raum nächstens mit Gas und am Tage mit Brisanzmunition, daß den deutschen Artilleristen Hören und Sehen verging. Wie oft mußten sie ihre Geschütze vorübergehend stehen lassen und in den Trümmern von Schreiboom einen kümmerlichen Schutz suchen.

Das alles war einmal. Seit dem letzten Augustdrittel kracht das morgendliche englische Vernichtungsfeuer diesseits von Langemark, und die deutschen Batterien, soweit sie ihre Rohre haben bergen können, hocken in einem neuen Sumpfnest hinter der Straße von Boelkapelle nach dem Houthulster Wald. Von dort her zischen ihre Eisentöpfe haar-scharf über Schreiboom hinweg und schlagen Schwärme von Funken aus den rauchenden Steinhaufen, die einst Langemark hießen.

Schreiboom hat eine Metamorphose durchgemacht, die sehr zu seinen Ungunsten ausgefallen ist. Geradezu schauerhaft aber ist es geworden, seit der Regen eingesezt hat.

Der Boden zwischen dem Steenbeek und dem Broenbeek erhebt sich kaum um einen einzigen Meter über den Spiegel der Bachläufe. Die Bachläufe sind von abertausend Granateinschlägen zersezt und verquollen und als solche überhaupt nicht mehr zu erkennen. Das ganze Zwischengelände ist ein einziger Trichtermorast, braun, flebrig, verschlammmt und ungangbar. Nur der höher gelegene Bahnkörper und der festere Unterbau der Straße gestatten noch einen bescheidenen Verkehr zwischen dem Vorfeld und der Hauptwiderstandslinie.

Mit geschwollenen Füßen, bis auf die Haut vom Regen durchnäßt, verdreht und verschmiert, liegen die Postierungen am Ostrand von Langemark. Nicht einmal das Brot im Brotbeutel bleibt trocken. Die Gewehre und leichten Maschinengewehre verschlammten, wenn man sie auch vorsichtig auf die Ränder der Trichter legt. Was nützt es, wenn die Zeltbahnen das Wasser von oben abhalten. Es kommt von allen Seiten und von unten, und man müßte jeder Gruppe ein Ponton mitgeben, wenn man sie gegen dieses nasse Elend einigermaßen schützen wollte.

Das alles könnte man wohl noch ertragen, wenn der Engländer nicht wäre. Aber seit die Tommies Grund haben, zu befürchten, daß

die Deutschen auf die Wiedereroberung von Langemark den größten Wert legen, lassen sie keinen Morgen ohne Angriff und vorausgehende wilde Trommellei verstreichen. Sie haben allmählich begriffen, daß nicht so sehr der einmalige Großangriff den Verteidiger zermürbt wie die ständige Wiederholung mehr oder weniger ernst gemeinter Vorstöße. Oft genügt es ihnen sogar, eine halbe Stunde zu trommeln und dann ihr Feuer vorzuverlegen, als ob sie die Absicht hätten anzugreifen. Sie wissen, daß dann drüben bei den Deutschen der ganze Apparat der Abwehr in Bewegung gerät, mit unsäglichen Mühsalen in Schlamm und Sperrfeuer verbunden.

So sieht es bei Schreiboorn jetzt aus, seit Langemark daran glauben mußte, seit der Regen in Strömen vom grauen Himmel fällt und seit der **R.I.R.** den in die Trümmer eingebauten Betonbunker bezogen.

*

Der Musketier Müller III, aus einem jener lieblichen Dörfer des hessischen Rheingaus stammend, in denen man frankfurterisch spricht und abends seinen Schoppen Apfelwein trinkt, hätte wohl Grund gehabt, darüber zu philosophieren, wieso er dazu gekommen, hier vorwärts Schreiboorn als Mitglied eines vorgeschobenen Halbzuges seiner Kompanie im nassen Trichter zu hocken. Aber so viel lehrreiche Philosophie auch in Friedenszeiten auf den Krieg verwendet wird, so ungeeignet erscheint er selbst dazu, wenn man mitten darin ist.

Schließlich hätte sich der Musketier Müller III, wenn er wirklich dazu aufgelegt gewesen wäre, zu seiner Beruhigung auch sagen können, daß alles eine logische Kette darstellte, von der aktiven Dienstzeit in Mainz über den schönen Sommer 1914 daheim in die Lothringer Schlacht, von dort an die Marne, in die Champagne, vor Verdun, an die Aisne, abermals vor Verdun. Ein Zwischenspiel in den Vogesen zur Auffrischung der Abwehrnerven, kurzerhand an die Somme, rein in die Kartoffeln, raus aus den Kartoffeln, wieder rein in die Kartoffeln, wieder raus aus den Kartoffeln. Dann ein fast beschaulicher Winter vor Sankt Quentin, ein Frühjahrsintermezzo bei Arras zur Angewöhnung, auf den Chemin des dames als Generalprobe und schließlich nach Flandern. Durchaus nichts Verwunderliches dabei.

Im Gegenteil. Es wäre wohl Grund vorhanden, über die weise Einrichtung einer Westfront nachzudenken, die jeder Abwehrschlacht einen besonderen Stempel aufdrückte, durch den sie sich vor der voraus-

gegangenen auszeichnete. So wurde man auf höchst einfache Weise der Notwendigkeit enthoben, festzustellen, in welcher Schlacht das Schlammassel eigentlich am schlimmsten war, denn es blieb einem über die Champagne, Verdun und die Somme die tröstliche Gewißheit, daß es immer noch schlimmer kommen konnte, als es bis dahin gewesen. Ein Grund mehr, sich über nichts aufzuregen.

Der Musketier Müller III kramte nach einer trockenen Zigarette in seiner Brusttasche. Nicht etwa um sie anzuzünden und gemächlich zu rauchen. Das würde die Tommies in den Trichtern vierzig Meter gegenüber in eine nicht geringe Aufregung versetzt haben. Nein, nur um sie ein wenig zwischen die Rippen zu nehmen und so zu tun als ob.

Aber auch die Phantasie hat vorwärts Schreiboomb in regnerischer, von Feuerüberfällen durchzitterter Nacht ihre Grenzen. Was hätte den Musketier Müller III sonst davon abhalten können, sich einzubilden, er säße daheim in seinem hessischen Dorf beim samstäglichen Regelabend und jenes Gepolter rühre vom Rollen der Kugeln und vom Durcheinanderpurzeln der Hölzer her?

Sie sagten daheim einmal, als er auf Urlaub gewesen, die Jugend lerne durch den Krieg wenigstens auf billige Weise ein gut Stück Welt kennen. Der Musketier Müller III denkt, es ist eigentlich wenig Unterschied zwischen den Trichtern vor dem Douaumont, denen bei Péronne und denen vor Schreiboomb. Höchstens daß die letzteren mehr Wasser enthalten. Und was das billige Reisen betrifft, so ist es allerdings nicht zu bezweifeln, daß die Fahrkarte ins Jenseits niemals unter so geringen Umständen zu beziehen war wie heute.

Die kalte Zigarette schmeckt nicht. Am besten, man packt sie wieder ein, ehe sie naß wird.

Wenn es nicht so elend kalt wäre in dieser Augustnacht, so möchte man wohl jetzt ein wenig duffeln. Denn es steht schon in der Bibel, daß ein jeglicher Tag seine eigene Sorge habe — warum soll man also schon zwei Stunden vor der Dämmerung damit anfangen?

Er hockt sich zurecht, zieht die Knie dicht an den Leib und tastet der Vorsicht halber im Dunkeln nach den Stiefeln. Der Schlamm steht immerhin noch unterhalb des oberen Stiefelrandes. Wenn das Wasser oben hineinläuft, werde ich schon wach werden, denkt der Musketier Müller III. Dabei gibt er sich Mühe, nicht auf die allmähliche Zunahme der Feuchtigkeit auf seinem Gefäß zu achten und auf die kalten Tropfen, die langsam vom Rand des Stahlhelms in den Kragenrand ihren Weg nehmen.

Schließlich, denkt er, kann man es nicht immer so haben, wie man gern möchte, man müßte ja geradezu übermütig dabei werden.

*

Richtig zum Bewußtsein ist der Musketier Müller III erst gekommen, als er, das leichte Maschinengewehr im Arm, losstürmte über den Trichterrand und mitten unter den Tommies vorwärtslief.

In diesem Augenblick erst fiel ihm auf, daß über dem ganzen Abschnitt von Schreiboom ein irrsinniger Sperrfeuerhagel niederprasselte, vom dünnen Gemedel einiger Maschinengewehre untermischt.

Alles Vorausgegangene ist nur undeutlich in seiner wirren Vorstellung. Ein Trupp Tommies steht plötzlich wie aus der Finsternis gewachsen vor dem Trichter des Halbzugs. Ihre flachen Stahlhelme glitzern matt unter dem Widerschein der Einschläge. Sie zögern eine Sekunde lang, weil sie nicht wissen, ob sie erwartungsvoll lauende Lebendige vor sich haben, die Handgranate abzugsbereit in der Faust, zum Gegen sprung niedergeduckt, oder ob sie auf einen Trichter voll Toter gestoßen sind.

Die Sekunde ist schnell vorüber.

Die Tommies stürzen sich auf die schwache Trichterbesatzung. Man vernimmt würgende Laute, die nicht über den Trichterrand hinausdringen. Ein kurzes Gewühl Mann gegen Mann, Leib an Leib, daß man den keuchenden Atem des Gegners spürt und das glimmende Weiße in seinen Augen sieht.

Im Handumdrehen ist alles fertig.

Die Tommies steigen über den Trichterrand und stapfen in lockerer Angriffswelle weiter. Richtung auf Schreiboom, wo das Sperrfeuer flirrt und die Splitter heulen. Alles ist noch stockfinster.

Mitten unter ihnen, sein Maschinengewehr im Arm, der Musketier Müller III aus Rheinheffen.

Es ist ganz kalt in seinem Hirn, eiskalt. Er hat keine Zeit gehabt, sich irgendwie aufzuregen. Er stapft über den schlammigen Boden und achtet haarscharf darauf, daß er seinen Nachbarn zur Rechten und zur Linken nicht zu nahe kommt. Dabei macht er sorgfältig sein Gewehr schußfertig.

Er vernimmt gedämpfte englische Kommandos und beobachtet, wie seine Nachbarn darauf reagieren, damit er keinen Fehler macht. Er sieht undeutlich, daß sie zu zwei und zwei ihre Lewisgewehre zwischen sich

tragen, und daß andere Sandsäcke mit Handgranaten um den Hals gehängt haben.

Sie gehen genau auf Schreiboom zu, dessen Lage der Musketier Müller III auch im Dunkeln kennt. Er weiß, daß sie in einer Minute jetzt auf die Sicherungslinie vor dem R.T.R. stoßen müssen. Dort ungefähr muß der Kompagnieführer mit seiner Stoßgruppe liegen. Wenn sie nur ein paar weiße Leuchtkugeln abschossen, damit sie das Verhängnis sähen, das sich ihnen hier stumm und unsichtbar durch die Trichter naht, aber nein, dann wäre er selbst ja der erste, der daran glauben müßte.

Alles bleibt still. Entweder sie haben keine Leuchtkugeln mehr, oder sie halten das Sperrfeuer, das auf Schreiboom tobt, für einen gewöhnlichen Feuerüberfall. Der Musketier Müller III überlegt, ob er vielleicht laut losschreien soll: Die Tommies sind da!

Aber verdammt — irgendwie hängt jeder noch an seinem bißchen Leben. Vielleicht ist es auch anders zu machen.

Die Tommies halten einen Augenblick im Vorgehen ein.

Deutlich ist ein gedämpftes deutsches Kommando zu vernehmen, höchstens zwanzig Meter entfernt.

Die Tommies versammeln sich zum Nahangriff.

In diesem Augenblick setzt der Musketier zu einem mächtigen Sprung an und hegt über das Trichterfeld, sein Gewehr fest umklammernd, geradenwegs in der Richtung, aus der er das Sprechen vernommen.

Halblautes englisches Rufen ist hinter ihm. Schüsse peitschen, hell flammt die Explosion einer Handgranate.

Die Tommies stürzen vorwärts, zehn Schritt hinter dem Musketier. Einer ihrer Anführer stößt heiseres Hurragebrüll aus.

Mit einem Satz fällt der Musketier Müller III mitten unter seine Leute, die ihn entgeistert anstarren.

Aber schon liegt sein Maschinengewehr schußfertig vor ihm auf dem Trichterrand. Sein helles Gehämmer fährt unter die verdugten Tommies, die sich zehn Schritt vor dem Trichter hinwerfen.

Das Gebrüll der Handgranaten wechselt hinüber und herüber.

Vor Schreiboom erwacht die Hölle.

*

Zwei Stunden lang geht es hin und her mit Handgranaten und dem Geknatter der Maschinengewehre.

Die Nacht will nur langsam aus den Trichtern weichen, und als es endlich hell wird, beginnt es wieder zu regnen.

Die Tommies haben etwa ein Duzend ihrer Lewisgewehre in Stellung gebracht und besetzen jeden deutschen Uniformzipfel, den sie zu Gesicht bekommen.

Das alles wäre in bester Ordnung, wenn sie nicht zur Rechten längs des Bahndamms beim Nachbarbataillon ein beträchtliches Stück vorwärtsgekommen wären, also daß sie dem kleinen Trupp hier vor Schreiboorn schon fast im Rücken sitzen und den offenbar ahnungslosen *R.I.R.* unmittelbar aus der Flanke bedrohen. Sollte es ihnen aber gelingen, sich bei Schreiboorn einzunisten, so ist die Falle geschlossen, denn nach links durch die leichte Senke auf die Poelkapeller Straße zu laufen wäre glatter Selbstmord.

Der Musketier Müller III sieht alles mit eigenen Augen, der Kompagnieführer braucht ihm keinen langen Vortrag zu halten. Ein schmutziger Meldezettel mit eingezeichneter Stellungsskizze genügt. Er schiebt ihn in den Rockärmel, schaut noch einmal hinüber zum Tommy, schnäuzt sich auf ländliche Weise, nimmt einem der Gefallenen den derben Knotenstock ab und verschwindet mit einem mächtigen Satz in den Trichtern nach Schreiboorn zu.

Dann beginnt er zu überlegen.

Zwischen ihm und Schreiboorn kracht ein Sperrfeuerriegel, den unbeschädigt zu durchschreiten keiner armseligen Maus gelingen dürfte. Nach links zu setzt sich die Feuerwand ins Ungemessene fort, man könnte vielleicht bis Zonnebefe laufen, um ein offenes Loch zu finden.

Von rechts her pfeifen die Kugeln der Lewisgewehre wie hastige Bienenschwärme. Aber siehe da, das Sperrfeuer hört in der Nähe des Bahndamms auf, offenbar hat dort die Feuerwalze schon einen Sprung nach vorwärts gemacht.

Der Musketier Müller III schwankt einen Augenblick zwischen Artilleriefeuer und Maschinengewehrfeuer. Er entscheidet sich für das letztere, aus dem einfachen Grunde, weil es sich weniger unangenehm anhört. Man muß auch etwas für seine Nerven tun.

Seine Wanderung längs der Sicherungslinie nach rechts hinüber gleicht einer Varietënummer. Wird ihm das Kugelgezwitscher zu arg und verrät ihm sein Ohr, daß er mitten in einer Maschinengewehrgarbe läuft, so befiehlt er seinen Beinen einen kühnen Satz in den nächsten Trichter. Das aufspritzende Wasser stört ihn nicht im geringsten.

Dann wartet er, bis sich das Lewisgewehr drüben beruhigt, und windet sich wie eine Eidechse ein paar Trichter weiter. Dann versucht er abermals einen Satz.

Einmal saust er mit dem Kopf zuerst in einen gewaltigen Trichter. Er vernimmt einen erstaunten Ausruf, der ihn äußerst unbehaglich stimmt. Wie er seinen Kopf vom Dreck befreit und sich umwendet, sieht er einen baumlangen Tommy vor sich.

Blitzartig durchfahren zwei Überlegungen sein Hirn.

Die erste: er, der Musketier Müller III, hat, so leichtsinnig wie nur ein alter Frontsoldat sein kann, für den Gang zum R.T.R. außer seinem Stecken keine Waffe mitgenommen. Sie behindert zuviel im Laufen.

Die zweite: der Tommy hat auch keine, sonst könnte er nicht so lange ein so dummes Gesicht schneiden.

Dann zeigt der lange Tommy verlegen und zuckt mit den Achseln.

Schau an, denkt der Musketier Müller III, ich kriege Oberwasser, der lange Junge will gut Wetter machen.

Er legt dem Engländer die Hand auf die Schulter und sagt mit toternster Miene „prisoner.“

Der Tommy schüttelt grinsend den Kopf, zeigt nach rechts hinüber und meint: „All germans killed, alles kaputt.“

Die Kugeln der Lewisgewehre pfeifen kreuz und quer über den Trichter.

Müller III räuspert sich. Seine Stimme wird lauter.

„Nichts zu machen, mein Junge! Allong partir! Tommies alle kaputt. Vite, vite, wenn Du etwas französisch verstehen solltest. Meinst Du, ich wollte Deinetwegen hier mich einmotten lassen? Soll ich Dir Beine machen, mein Sohn?“

Drohend hebt er seinen Knotenstoß.

„Nix, nix,“ antwortet der Lange.

„Go on,“ sagt Müller III und strengt seine englischen Kenntnisse an.

„All right,“ meint der Lange und steht vorsichtig auf.

Warte, mein Sohn, denkt der Musketier, mich sollst du nicht aufs Glatteis führen. Wenn du meinst, ich ließe mich von dir wie ein australisches Schaf in eure Feuerlinie hinüberführen, dann irrst du dich ganz gewaltig.

Sie klettern behutsam und scheinbar in bestem Einvernehmen durch die Trichter. Müller III tut so, als merke er nicht, daß ihre Richtung genau nach der englischen Front zeigt. Wie ein Luchs späht er um sich.

Endlich sieht er, was er erwartet. Mit einem Freudenschrei springt er auf einen gefallenen deutschen Infanteristen zu und nimmt ihm das Gewehr ab.

„Damned“, flucht der lange Tommy.

„Kehrt marsch, mein Sohn,“ sagt Müller III und zeigt mit der Hand nach rückwärts, „ein bisschen dalli, oder ich vergesse mich und schieße Dir ein Loch in den Hosensboden.“

Dann ändern sie die Richtung. Müller III läßt den Längen immer vor sich her von Trichter zu Trichter balancieren und folgt ihm mit anfeuernden Rufen, wenn es ihm zu langsam geht.

Das Sperrfeuer knattert jenseits von Schreiboomb. Vielleicht greift gerade jetzt der Engländer vorn wieder an.

Unterwegs spürt Musketier Müller III einmal einen leichten Schlag gegen seine Brust und es scheint ihm einen Augenblick lang, als sei ihm das Atmen erschwert. Aber dann denkt er nicht mehr daran.

Kreuz und quer pfeifen immer noch die Kugeln der Lewisgewehre.

Endlich kommt das sonderbare Paar bei Schreiboomb an. Der Tommy macht ein sehr verdrießliches Gesicht. Müller III kann es sich nicht versagen, seinem Pflegebefohlenen zu zeigen, was er selbst längst schon mit gemischten Empfindungen festgestellt hat. Er öffnet das Gewehrschloß. Nicht eine einzige Patrone ist darin.

Der Tommy ballt die Faust. Müller III lacht.

Unten beim R.L.R. gibt er seine Meldung und seine lebendige Beute ab. Der Hauptmann klopft ihm auf die Schulter und sagt „Bravo.“ Dann heftet er seinen Blick auf Müllers Brust und sagt: „Über Menschenkind!“

In diesem Augenblick erst spürt der Musketier den Schmerz und fühlt, wie es ihm vor den Augen zu schwimmen anhebt. Er sieht noch, wie zwei Sanitäter sich um ihn bemühen und hört, wie der Bataillonsarzt einen glatten Lungenschuß konstatiert.

Ein Heimatschützchen, ein Lungenschützchen, denkt Musketier Müller III, und sieht auf einmal das schmucke Dörflein in Rheinhessen vor sich. Man muß nur Glück haben, nein, bin ich ein Glückspilz! Ich muß doch einmal auf dem Kalender nachschauen, ob ich etwa ein Sonntagskind bin ... die Schmerzen werden heftiger ... dann verliert er das Bewußtsein.

*

Das Feuer, das eine halbe Stunde später auf Schreiboomb liegt, muß sogar einen Ohnmächtigen aufwecken. Der Bunker schaukelt wie

ein übermütiges Boot auf stürmischer See, man könnte fast seekrank dabei werden.

Musketier Müller III, der das Gefühl hat, als habe er mindestens vierundzwanzig Stunden geschlafen, spürt einen bitteren Geschmack im Halse. Nur langsam setzen sich seine Gedanken in Bewegung. Es könnte sein, denkt er, daß wir eine ganz gewaltige Kirchweih hinter uns haben, und daß wir des Guten dabei zuviel getan. Vielleicht bin ich neben dem Saal in einer Ecke eingenickt. Aber das ist doch sonst nicht mein Fall. Übrigens kann ich so lange doch nicht geschlafen haben, denn man hört nebenan aus dem Saale noch deutlich den Spektakel der Tanzbeine, der umfallenden Tische, der rollenden Fässer und das Gekreisch der Mädchen. Sakrament, das muß ein sauberes Fest sein.

Er hält an dieser Vorstellung mit einer gewissen Zärtlichkeit fest, obwohl ihm seine Beobachtungen längst gesagt haben, daß es mit der Kirchweih und dem Gejuchz der Mädchen nichts ist.

Er braucht nur in das ernste und bleiche Gesicht des Hauptmanns zu sehen, der gerade damit beschäftigt ist, eine Meldung zu schreiben. Er braucht sich nur aus der stockenden Unterhaltung der Gefechtsordonnanzen und Unteroffiziere ein Bild zu machen, um sich davon zu vergewissern, daß man in jeder Minute auf das Eintreffen der Tommies vor dem R.I.R. rechnet.

Dieses Bewußtsein, oft schon erlebt und durchgemacht, erscheint ihm heute geradezu peinlich. Warum nur? Was ist denn dabei? Wird es nicht eine Erlösung sein, wenn sie endlich ankommen, wenn man aufspringt und die Trichter besetzt, um ihnen die Kugeln um die Ohren zu jagen und die Handgranaten vor die Füße zu werfen?

Müller III fühlt kalten Schweiß auf seiner Stirn.

Hoho, denkt er, das wäre mir neu. Mit solchen Sachen habe ich mich doch noch nie befaßt.

Er hebt den Arm, um sich den Schweiß abzuwischen.

Ein stechender Schmerz. Er schließt einen Augenblick die Augen. Dann öffnet er sie wieder und sieht an sich hinab.

Ein Infanterist stürzt herein, atemlos. Vor Dreck und Schlamm ist kaum noch etwas von ihm zu sehen. Der Hauptmann nimmt seine Meldung entgegen und nickt. Dann befiehlt er, die Sandsäcke mit Handgranaten umzuhängen. Niemand spricht ein Wort.

Müller sieht seinen eigenen halb nackten Oberkörper und den dicken Verband kreuz und quer über der Brust.

Mein Lungenstückchen, mein Heimatstückchen, denkt er wehmütig.

Dann packt ihn die Wut. Nun werden sie gleich ankommen, die Tommies, sie werden den R.I.R. umzingeln, denn es ist ja ausgeschlossen, daß die Handvoll Männer hier ihnen lange Widerstand leisten kann. Dann wird einer ein paar Handgranaten hereinlangen, man hört noch das gedämpfte Abziehen. Und dann ade, mein Heimatschützchen! Schluß, aus, nicht einmal Zeit genug wird bleiben, um Dankeschön zu sagen.

Der Hauptmann spricht ein Kommando. Der Feuerlärm draußen ist so stark, daß man kein Wort versteht. Aber das ist auch gar nicht nötig. Jedermann weiß, was es zu bedeuten hat. Alles steht auf und macht sich fertig.

Nur Müller III bleibt sitzen. Seine Zähne sind gefletscht vor ohnmächtiger Wut. Seine ganze Energie kämpft jetzt um alles, um das Höchste, um die Heimat, die ihm plötzlich so greifbar nahe gerückt war, und die ihm nun entrissen werden soll, auf immer entrissen. Er macht eine furchtbare Anstrengung, sich zu erheben.

Siehe da, es geht!

„Können Sie laufen?“ schreit ihm der Hauptmann zu.

„Jawohl, Herr Hauptmann!“ antwortet Müller III.

„So versuchen Sie, diese Meldung zum Regiment nach Poellkapelle zu bringen. Wenn Sie nicht mehr weiter können, geben Sie sie jemand mit. Verstehen Sie mich? Ich kann sonst niemanden hier entbehren.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

Müller III, in dessen Vorstellungen die Heimat mit wilder Gewalt sich erhebt, steht steif ausgerichtet wie ein Holz. Er nimmt die Meldung und steckt sie in die Hosentasche. Dann macht er drei Schritte und kämpft dabei mit zusammengebißnen Zähnen gegen das wahnsinnige Stechen in der Brust. Alles flimmert ihm vor den Augen. Nur nicht schlapp machen jetzt, denkt er fieberhaft, nur nicht schlapp machen — es geht um Daheim!

Das heftige Klirren des Sperrfeuers verstummt. Ein Rauschen hebt an, ein vielstimmiges Singen. Die englische Feuerwalze ist angetreten. Nun müssen sie kommen.

Die Besatzung des Bunkers stürzt ins Freie und verteilt sich in die Trichter. Schon vernimmt man Maschinengewehre.

Müller III greift seinen Knotenstock und einen Revolver, der liegen geblieben ist. Das Bücken ist eine furchtbare Anstrengung.

„Nix, nix,“ ruft eine fremde Stimme aufgeregt neben ihm und jemand will ihm die Waffe entreißen.

Müller III richtet sich auf und tritt einen Schritt zurück. Sie sind allein im Bunker.

„Hallo, mein Sohn . . . paß auf, diesmal ist das Ding geladen!“
Er feuert einen krachenden Schuß gegen die Decke.

„Hände hoch!“ brüllt Müller III und hält die Waffe im Anschlag.

„All right,“ antwortet der lange Tommy und hebt seine Arme auf.
Draußen lärmen die Handgranaten.

„Nun aber los,“ Freundchen, diesmal soll Dir noch vergeben sein.
Zum drittenmal aber ist es aus mit dem Spasmachen, verstanden?“

Müller fuchtelte dem Langen mit der Waffe unter der Nase. Dann läßt er ihn vorausgehen.

*

Sie brauchen zweieinhalb Stunden für den Weg zum Regiment, der in der Luftlinie kaum zweitausend Meter beträgt. Sie müssen zweimal durchs Sperrfeuer.

Wohl zehnmal müssen sie in einem Trichter hocken bleiben, weil Müller III nicht mehr kann. Das Blut läuft ihm aus dem Mund. Er ringt nach Luft, sein Gesicht ist wächsern, die Augen ganz groß. Die Wunde in der Brust beginnt wieder zu bluten.

Der Tommy hat sich in sein Schicksal gefunden, seit er gesehen hat, daß alle englischen Angriffe in der Sicherungslinie abgeschlagen worden sind. Er ist mit Müller III ganz gut Freund geworden. Er hilft ihm, den Verband in Ordnung bringen, stützt ihm den Oberkörper, wenn er nach Luft ringt. Und schließlich trägt er ihn beinahe.

Endlich kommen sie zum Regimentsgefechtsstand. Müller III gibt seine Meldung ab und wird dann auf eine Tragbahre gelegt. Born trägt ein Sanitäter, hinten, an Müllers Kopfende, der lange Tommy.

Müller III ist in einem Zustand zwischen Bewußtsein und Fieberphantasieen. Immerfort spricht er von daheim. Dann wieder summt er ein Liedchen vor sich hin. Wenn eine schwere Granate irgendwo in der Nähe einschlägt, lacht er laut und winkt mit der Hand: „Auf Wiedersehen!“ Seine Augen glänzen im Fieber, seine Hände zucken unaufhörlich.

„Höre, mein Freund,“ wendet er sich an den Tommy, der ihm aufmerksam und respektvoll zuhört, „wenn Du einmal an den Rhein kommen solltest — verstehst Du? — dann mußt Du mich besuchen. Gleich neben der Kirche, das dritte Haus: Müller, Klempner und Installateur. Daß Du mir nicht vorbei gehst, mein Junge, hörst Du?“

Der Tommy nickt eifrig, obwohl er natürlich kein Wort verstanden hat.

An der Verwundetenensammelstelle müssen sie sich trennen. Müller III framt in seinen Taschen und ist ganz aufgeregt.

„Hier,“ sagt er, „das zum Dank für Deine treue Hilfe.“

Damit reicht er dem Tommy sein gefülltes Zigarettenetui. Der Lange lehnt höflich ab.

Müller III zeigt auf seinen Verband, dann auf seinen Mund, indem er die Bewegung des Rauchens macht. Dann schüttelt er verneinend den Kopf.

Der Engländer versteht, Müller III will ihm klar machen, daß er aufs erste doch nicht rauchen kann. Er läßt sich den Inhalt des Etuis in die Hand schütten und verstaut die Zigaretten in der Brusttasche seines Khakirockes.

„Also das dritte Haus neben der Kirche!“ lallt Müller III.

Dann laden sie ihn in das Sanitätsauto.

*

Am nächsten Morgen liegt er im Lazarettzug. Drei Tage später ist er in Deutschland. Sein Lungenschuß heilt glatt und schnell. Dann gibt es vierzehn Tage Heimaturlaub.

Mitte Oktober ist er wieder im Feld. Das Regiment liegt noch in Flandern.

Schreibboom ist um diese Zeit nicht mehr in deutscher Hand. Aber von der Vorfeldstellung bei Schaap Balie aus kann Müller III noch deutlich den Fleck sehen, wo einstmals der K.L.K. gestanden.





IX.

Doellkapelle.

In den letzten Tagen des August ließ die englische Infanterietätigkeit merklich nach. Die schweren Mißerfolge des 16., des 22. und des 27. August machten der englischen Heeresleitung klar, daß sie in der bisherigen Weise niemals zu einer Entscheidung gelangen werde. Erreicht war sozusagen nichts, wenn man nicht die Eroberung eines Geländestreifens von etwa zwanzig Kilometer Breite und ein bis vier Kilometer Tiefe als Erfolg gelten lassen will. Man war dem flandrischen Höhenzug zwischen Westroosebeke und Geluvelde zwar ziemlich nahe gekommen, aber schon jetzt begann bei der Eigenart dieser Materialschlacht die Erkenntnis sich zu verbreiten, daß auch mit der Erreichung dieser Höhen die Schlacht noch nicht entschieden sei. Im Gegenteil: dann erst war daran zu denken, die Offensive gegen die deutsche U-Bootbasis vorzutragen.

Die Engländer saßen in einem schwierigen Dilemma. Stoppten sie die Flandernschlacht ab, die ihnen bisher schon ungeahnte Verluste gebracht, so waren alle bisherigen Anstrengungen wertlos und vergebens. Hielten sie aber an ihrem offensiven Ziel, der Wegnahme der U-Bootbasis, fest, so mußten sie unter allen Umständen noch vor Beginn der regnerischen Herbstperiode auf die Anhöhen hinaus, um dann im nächsten Frühjahr den Kampf fortzusetzen.

Während diese Fragen zu einer Entscheidung drängten, verlor das äußere Bild der Flandernschlacht keineswegs an Furchtbarkeit. Ein gewaltiger Einsatz von Artillerie hatte dafür zu sorgen, daß den Deut-

schen nicht etwa der Gedanke kam, die Schlacht sei bereits zu ihren Gunsten entschieden. So wurde auch weiterhin ein starker Verbrauch bei den deutschen Kampftruppen bewirkt, der den Alliierten an anderen Frontabschnitten zugute kam.

Als man Anfang September auf englischer Seite umfangreiche Ablösungen erkannte, die sich fast auf die ganze bisherige Angriffsfront erstreckten, war das deutsche Armeeoberkommando sich darüber klar, daß der Gegner die Schlacht fortzusetzen gedachte. Bald brachten auch Gefangenenauslagen die Bestätigung. Trotz anhaltenden schlechten Wetters waren die deutschen Flieger auf dem Posten und stellten eine starke Vermehrung der englischen Truppenlager hinter der Angriffsfront, besonders vor dem Abschnitt der Gruppe Ypern, fest.

Viele Anzeichen sprachen dafür, daß die Fortsetzung des Angriffs erst in einiger Zeit zu erwarten war. Die Engländer gaben sich Mühe, aus den bisherigen Ereignissen taktische Folgerungen zu ziehen und sich mehr als bisher auf die Eigenarten der Flandernschlacht und die deutsche Abwehrtaktik einzustellen.

Sie hielten an dem Grundsatz der schrittweisen Niederhämmerung der deutschen Front fest, aber sie hatten erkannt, daß die Stärke der deutschen Abwehr im offensiven Gegenstoß aus einem Raume tief hinter der vorderen Stellungszone lag. Fast regelmäßig waren die beträchtlichen englischen Anfangsgewinne durch das Vorgehen der deutschen Eingreifdivisionen verlorengegangen. Endlich waren die Engländer dahinter gekommen, wie unverhältnismäßig dünn die Deutschen ihre vordere Linie besetzten, und in welchem Mißverhältnis dazu der ungeheure Aufwand zur Eroberung dieses Streifens stand. Es handelte sich eigentlich gar nicht um ein „Erobern“, sondern lediglich um ein „Besetzen.“ Die Schwierigkeit begann erst mit dem Hineintragen des Angriffs in die deutsche Hauptwiderstandslinie und darüber hinaus. Nicht mit den Besatzungen des deutschen Vorfeldes war der entscheidende Kampf auszutragen, sondern mit den Bereitschaften und Reserven, die zum Gegenstoß vorgingen, um das verlorene Gelände wiederzunehmen.

Ihre Gegenmaßnahmen teilten die Engländer nun in zwei Gruppen, deren erste die Vorbereitung des Angriffs und deren zweite seine Durchführung betraf. Zunächst war man sich klar darüber, daß die einzelnen Angriffsstöße schneller hintereinander stattfinden mußten, um die Deutschen zu verhindern, jedesmal die erforderliche Anzahl neuer Eingreifdivisionen heranzuführen und in ihre Aufgaben einzuweisen. Sodann war das vorbereitende Artilleriefeuer viel mehr als bisher auf alle

Punkte zu konzentrieren, die hinter der deutschen Front der Durchführung der Abwehr dienten, Bereitschaftslager, Befehlsstellen, Anmarschwege usw. Endlich wurde jede englische Brigade zu drei Bataillonen in der Weise zum Angriff angeordnet, daß das erste Bataillon angreifend bis vor die deutsche Hauptwiderstandslinie gelangen sollte, daß dann das zweite durch das erste hindurchgehend den Kampf um diese Linie durchführen, und daß schließlich das dritte Bataillon, seinerseits durch das zweite hindurchgehend, die Abwehr des deutschen Gegenstoßes aushalten mußte. Die Feuerwalze der Artillerie hatte pünktlich nach der Uhr jedes der drei Bataillone im Vorgehen zu begleiten. Tanks und Jagdflieger wurden hauptsächlich der zweiten und dritten Angriffswelle zugeteilt. Bis zum Beginn der geplanten neuen Angriffsserie hatte die Artillerie planmäßig die gesamte deutsche Abwehrzone zu bekämpfen.

*

Das einzige, was die deutsche Heeresleitung gegen diese zu erwartende Steigerung der englischen Angriffssintensität unternehmen konnte, war die Bereitstellung möglichst ausgeruhter Eingreifdivisionen und die Organisation eines möglichst umfangreichen Materialnachschubs. Beide Notwendigkeiten waren durch die besondere Lage der deutschen Armee eng begrenzt. Schon seit Anfang August war alles, was an kampfkraftigen und bewährten Divisionen auf den übrigen Frontabschnitten irgend ausgespart werden konnte, nach Flandern gebracht worden. Viele Divisionen waren schon zum zweiten- und drittenmal eingesetzt, andere durch die schweren Kämpfe so mitgenommen, daß sie an eine ruhigere Front geschickt werden mußten.

Verhängnisvoll machte sich der Mangel an gründlicher Erholung hinter der Front bemerkbar. Es ging aus taktischen Gründen nicht an, die abgekämpfte Truppe außerhalb der Zone des Fernfeuers und der Bombenangriffe in guten Quartieren unterzubringen. Im Gegenteil, die Notwendigkeit, den Gegenstoß möglichst rasch durchzuführen, zwang dazu, die Eingreifdivisionen noch näher als bisher an die Kampffront heranzuziehen. Die schnellere Aufeinanderfolge der englischen Angriffsstöße verkürzte zudem die Ruhezeit immer mehr. Raum war die Truppe abmarschiert, da rief sie schon wieder der Befehl nach vorn. Oft mußten die Bataillone mitten aus der Ablösung heraus zum Gegenangriff vorgehen. Das Ende August angebrochene schlechte Wetter vermehrte die Strapazen noch um ein Beträchtliches, die Abgänge an Kranken wurden immer fühlbarer

Es ist schwer zu begreifen, daß unter diesen Umständen die innere Kampfkraft der Truppe nicht mehr litt, und daß jeder Angriffsstoß der Engländer stets auf eine abwehrbereite Verteidigung traf. Allerdings muß man auch in Rechnung setzen, daß selbst der Großkampf durch die stete Gewöhnung schließlich zum Alltäglichen werden kann. Mit der zunehmenden Abstumpfung und Gleichgültigkeit nimmt auch jene besondere innere Verfassung zu, die auf die furchtbaren Erscheinungen des Schlachtfeldes beim Großkampftag fast automatisch und gelassen reagieren läßt. Man ist nun einmal drin, und man macht sich ebensowenig Kummer über die Möglichkeit, in den nassen Trichtern umzukommen, wie über die fast noch bescheidenere Möglichkeit, unversehrt wieder hinauszugelangen. Das Sterben hat seine Schrecken verloren, seit es zu jeder Tages- und Nachtstunde als ständiger Begleiter neben einem steht.

Der Frontinstinkt findet in jenem Zustand der „Wurschtigkeit“ seinen besten Nährboden, der Glan wird zur Geduld, der Mut zur Gelassenheit, die Tapferkeit zur Widerstandsfähigkeit gegenüber allen Ereignissen äußerer und innerer Art.

Die Flandernschlacht zeigte ein Erstehen jenes neuartigen Soldatentyps, Leute die fluchten, wenn sie im Ruhequartier von den hundert Paragraphen militärischer Disziplin gezwickt wurden, die durchaus keinen Wert darauf legten, alle paar Tage aufs neue in das Schlammfeld hineingeschickt zu werden, um Orden oder anerkennende Worte im Heeresbericht zu erkämpfen, die aber vorn im Trichterfeld das Gerippe jeglicher Verteidigung ausmachten. Sie standen mit ihren Kompanieführern, die mit ihnen im Dreck lagen, gewissermaßen auf du und du, aber sie betrachteten verächtlich jeden Ortskommandanten in der Etappe. Sie hielten untereinander eine Kameradschaft, wie sie aufopfernder und treuer nicht gedacht werden kann, aber sie sahen als ihr Recht an, den Feldbäckereikolonnen die warmen Brote und die sorgsam gezüchteten Kaninchen und den Kommandanturen das frische Gemüse und die unreifen Kartoffel zu „klauen.“ Sie wußten, auf wessen Schultern im entscheidenden Augenblick das Schicksal der Front lag, und im gleichen Maße, wie sie sich dieser Pflicht mit Selbstverständlichkeit und ohne jegliches Pathos unterzogen, waren sie auch vom Bewußtsein ihrer Bedeutung durchdrungen. So entstand das unverwüßliche, hundertmal bewährte, durch nichts aus der Fassung zu bringende „Frontschwein“...

Groß waren nach wie vor die Schwierigkeiten der Materialversorgung, in erster Linie des Munitionsnachschubs. Tage mit 250 000 Schuß für die Artillerie allein bei der Gruppe Ypern, mit 400 000 Schuß

gegen die ganze englische Angriffsfront zwischen Bilschoote und der Ys zählten Anfang August noch als etwas Außergewöhnliches. Im September bedeuteten sie schon das Normale. Das bedingte eine ungeheure Anspannung der Munitionserzeugung in der Heimat sowohl wie des Transports und der Lagerung an der Front. Zudem galt es, in Erwartung der neuen Großangriffsserie Bestände anzuhäufen. Auch der Ersatz der unbrauchbar gewordenen Geschütze bereitete ernste Sorgen. Mehrfach mußte nach Großkampftagen die Artillerie fast ganzer Divisionen neu beschafft werden. Die schweren Verluste an Pferden machten sich immer mehr bemerkbar, je mehr der Engländer sein Feuer auf alle Nachschubwege lenkte.

Von den Schwierigkeiten der Verpflegung, die im Jahre 1917 allgemein waren, soll hier gar nicht gesprochen werden. Um die Kampfkraft der Truppe am entscheidenden Punkt zu erhalten, mußte an anderen Fronten und in der Heimat noch mehr gedarbt werden. Satt sind die Flandernkämpfer wohl geworden — wenn das Essen bis in die Kampfstellung hinein gelangte, was durchaus nicht immer der Fall war — aber zum Fett-Ansetzen langte es auch da nicht.

*

Vom 17. September an war täglich mit der Fortsetzung des englischen Angriffs zu rechnen. Das Vorbereitungsfeuer verdichtete sich zu wiederholten Trommelfeuern auf die ganze Angriffsfront, die zur Verschleierung der Angriffsabsichten dienten. Das Wetter hatte seinen regnerischen Charakter verloren.

Endlich am 20. September morgens 5.30 flammte das Trommelfeuernach bewegter Nacht zwischen Langemark und Hollebek. Zwanzig Minuten später stiegen die roten Sperrfeuer signale, im dichten Nebel nur schwer zu erkennen. Die englische Feuerwalze tat ihren ersten Schritt. In vier Wellen stieg die erste Angreiferstaffel aus den Trichtern.

Die Angreifer wurden erwartet. Aber der Nebel verhinderte vielfach den wirksamen Einsatz der Maschinengewehre. Wo es gelang, gingen die deutschen Vorfeldbesatzungen auf die Hauptwiderstandslinie zurück. Andere wurden im ersten Anlauf überrannt, niedergemacht oder gefangen genommen.

Nach einer halben Stunde wurde fast überall um die Hauptwiderstandslinie gekämpft. Die Bereitschaften der Regimenter traten in Tätigkeit, sie stießen auf die zweite englische Angriffsstaffel, die von vielen Tanks begleitet war. Jagdflieger tauchten trotz Nebel und

schlechter Sicht auf. Das Sperrfeuer krachte unvermindert von beiden Seiten.

Der Hauptstoß der Engländer richtete sich gegen die Höhenlinie zwischen Passchendale, Zonnebeka und Geluveld. Hier hatten die feindlichen Artilleriemassen am Vortage eine noch nicht dagewesene Menge von Munition ausgeschüttet. Die bayer. Ers.Div. und die 9. Res.=Div. schätzten in ihren beiden Abschnitten etwa 60 000 Schuß, davon vier Fünftel in einigen Trommelfeuern zusammengefaßt.

Der Kampf um die Anhöhen wurde den ganzen Tag über erbittert geführt. Als die vorgeschobenen Regimenter der Eingreifdivisionen aus Richtung Reiberg und Besselare gegen die Trümmer von Zonnebeka und das Ronneboschen vorgingen, gelang es am Abend, unter größten Anstrengungen und bei außerordentlich schweren Verlusten eine Linie zurückzuerobern, die etwa anderthalb Kilometer östlich der alten Linie verlief. Der Hanebeekgrund, Westhoek, ein großer Teil des Polygonwaldes, das Ronneboschen und der heiß umstrittene Herenthagepark blieben in der Hand des Feindes. Die englische Front war bis hart westlich Zonnebeka und Geluveld vorgerückt. Zwar beherrschten die deutschen Truppen noch die Höhenlinie, aber ein zweiter Mißerfolg in diesem Umfange mußte den Angreifer an den Rand des Höhenzuges gelangen lassen.

Weniger kritisch entwickelten sich die Dinge beiderseits Langemark und südlich bis nach Zonnebeka. Es gelang den Angreifern nicht, über den Broenbach hinauszukommen, nur ostwärts Langemark erzielten sie einige Gewinne, indem sie die deutsche Hauptwiderstandslinie bei Schreiboorn erreichten. Im Zentrum der Gruppe Ypern, vorwärts Poelkapelle und Passchendale, erschienen die Engländer gegen Mittag am Strombeek, mußten aber unter dem Druck der Eingreifdivision bis in eine Linie zurück, die ungefähr fünfhundert Meter östlich der Straße Langemark—Zonnebeka verlief.

Am Nachmittag stand die deutsche Front überall, wenn auch nach bedenklichen und in dieser Höhe nicht erwarteten Verlusten. Es zeigte sich, daß die deutschen Truppen durch das schwere Artilleriefeuer, das seit dem letzten großen Angriffsstoß am 27. August fast ununterbrochen über sie niedergegangen war, stark mitgenommen waren. Die neue englische Angriffstaktik hatte sich bewährt. Nicht überall war es gelungen, die Eingreifdivisionen mit der erforderlichen Schnelligkeit einzusetzen. Zudem hatten die Engländer in dem dichten Nebel einen guten Bundesgenossen gefunden. Auch die Tatsache, daß sie fast überall mit frischen

Truppen angegriffen hatten, trug zu ihrem Erfolge bei. Von großer moralischer Wirkung mußte auch der Verlust so furchtbar umkämpfter Abschnitte wie des Nonnebosschens und des Herenthagesparkes sein, zu deren Wiedereinnahme die Kräfte unter keinen Umständen ausreichten.

Neue Angriffsstöße waren in rascher Folge zu erwarten. Das Armeeoberkommando hatte Anlaß zu ernster Sorge.

*

Fünf Tage vergingen unter fortdauernd starkem Artilleriefeuer, aber ohne infanteristische Kampfhandlungen. Das gute Wetter hielt an und erleichterte den Engländern das Vorziehen ihrer Batterien bis nahe an die alten deutschen Stellungen. Mit Recht vermutete das Oberkommando der 4. Armee, daß sich der nächste Angriffsstoß in erster Linie gegen die Bodenwelle zwischen Zonnebefe und Geluweld richten würde, die zu erkämpfen den Engländern trotz großer Opfer am 20. September nicht gelungen war. Die pessimistischen Erfahrungen des letzten Großkampftages hatten die deutsche Führung veranlaßt, mit größerem Nachdruck als bisher an dem Ausbau einer Reservestellung hinter dem Höhenzug zu arbeiten. Man mußte auf alles gefaßt sein.

Am Abend des 25. September glaubte das Generalkommando der Gruppe Ypern aus verschiedenen Anzeichen auf das unmittelbare Bestehen des neuen Angriffsstoßes schließen zu können. Noch vor Mitternacht ließ die Gruppe die feindlichen Stellungen in ihrem Abschnitt mit Vernichtungsfeuer belegen, das mehrfach wiederholt wurde. Gleichzeitig gab die deutsche Artillerie während der ganzen Dauer der Nacht ein kräftiges Streuf Feuer auf die feindlichen Anmarschwege ab.

Wenige Minuten vor 4 Uhr setzte die englische Artillerie auf breiter Front mit voller Wucht ein. Die vordere deutsche Stellungenzone lag unter einem furchtbaren Feuerhagel. Eine halbe Stunde später ließ das Feuer ebenso plötzlich nach, ohne daß ein Infanterieangriff erfolgte. Punkt 5.45 begann englisches Trommelfeuer zwischen Wijndendrift, nordwestlich Vangemark, und dem Kanallinie von Hollebefe. Wenige Minuten später brach die englische Infanterie auf der ganzen Front zum Angriff vor. Der Stoß richtete sich gegen den linken Flügel der Gruppe Diksmuide, die gesamte Gruppe Ypern und die nördliche Hälfte der Gruppe Wijtschate.

Die 18. Inf.Div. auf dem linken Flügel der Gruppe Diksmuide und die beiden nördlichen Divisionen der Gruppe Ypern, die 208. Inf.Div.

und die 10. Ers.Div., konnten nach schweren Kämpfen, die den ganzen Tag über andauerten, ihre Stellungen halten, ohne daß die Eingreifdivisionen in Anspruch genommen werden mußten. Kritisch wurde die Lage jedoch im Zentrum des Angriffs, wo ein erbitterter Kampf um Zonnebefe, den Weiler Molenaarelsthoek, den Polygonwald und den Park Polderhoek geführt wurde. Die 23. Res.Div. und die 50. Res.Div. (rechter Flügel Gruppe Wijtschate) setzten ihre ganze Kraft ein, die Engländer wenigstens in der Hauptwiderstandslinie aufzuhalten. Aber die feindliche Übermacht war zu groß. In den Mittagsstunden war der Angriff zu ihren Ungunsten entschieden. Die Engländer nisteten sich in einer Linie ein, die vom Westrand von Zonnebefe hart westlich Molenaarelsthoek verlief, östlich am Polygonwald vorüberging, den Weiler Reutel berührte und von dort unter Ausschluß des Polderhoekparkes zum Westrand von Geluveld hinüberführte. Der ganze Polygonwald und Polderhoek blieben in der Hand des Feindes. Der Engländer war bei Reutel unmittelbar auf die Höhenlinie gelangt und hatte von dort Einblick auf das Plateau von Besselare.

In dem Bestreben, das Erreichte unter allen Umständen festzuhalten, legte der Feind den ganzen Tag über einen außergewöhnlichen Feuerriegel vor seine Angriffsgruppen. Die am Nachmittag aus dem Raume von Reiberg und Besselare vorgehenden Staffeln der deutschen Eingreifdivisionen, Teile der 4. bayer. Inf.Div., der 234. und 236. Inf.Div., gerieten mitten in diesen Feuerhagel und erlitten schwere Verluste. An den Feind gelangend, fehlte ihnen die Kraft zu energischem Vorgehen. Es blieb bei der von den Engländern am Mittag erreichten Linie. Den neu eingesetzten Bataillonen fiel dann die Aufgabe zu, um 6.30 abends erneut einsetzende englische Massenangriffe abzuwehren, deren Ziel die beiden Dörfer Zonnebefe und Geluveld auf den Flügeln des Einbruchs waren. Noch bei Dunkelheit dauerten diese Kämpfe fort. Der Feind kam trotz verzweifelter Anstrengungen nirgends über die mittags gewonnene Linie hinaus.

In den Kämpfen um Zonnebefe zeichnete sich besonders das Füsilierregiment 34 unter seinem Kommandeur, Oberstleutnant R r a e h e, aus. Nachdem der Gegner nach stundenlangem Trichterkampf schließlich in das rauchende und zerschossene Dorf eingedrungen, traten um 4 Uhr nachmittags die Bereitschaftskompagnien der 34er zum Gegenstoß an und warfen den Engländer durch das Dorf hindurch in den Grund des Zonnebaches. Massen feindlicher Infanterie wälzten sich unter dem Eindruck des energischen Vorgehens dieser kleinen Truppe in eiliger

Flucht zurück und erlitten schwere Verluste. Eine Ausnützung dieses Erfolges war leider unmöglich, weil rechts und links die deutsche Front weit zurückging.

Die Gruppe Ypern verfeuerte an diesem Tage fast 300 000 Schuß Artilleriemunition, eine bisher niemals erreichte Ziffer. Von dem Verbrauch an Geschützen macht man sich eine Vorstellung, wenn man hört, daß im Bereich der ebengenannten Gruppe seit dem 31. Juli 1775 Feldartillerie- und 1250 Fußartilleriegeschütze ersetzt werden mußten. Diese Gesamtzahl entspricht etwa der Friedensstärke der Feldartillerie von 21 Armeekorps.

*

Die Mißerfolge des 20. und 26. September veranlaßten die deutsche Führung zu einer Revision ihrer Abwehrtaktik. Grundlegend dafür war die Erfahrung, daß die Eingreifdivisionen zu spät an den Feind kamen, um ihn noch mitten in der Organisation seines Ansturms zu treffen und das Durcheinander seiner Verbände auszunutzen. Andererseits schien es völlig unmöglich, die Eingreifregimenter vor dem Nachmittag nach einem früh morgens erfolgten Angriffsstoß nach vorn zu bringen. Man hätte sie sonst mitten im feindlichen Artilleriefeuer versammeln müssen, wodurch ihre Stoßkraft im voraus entscheidend vermindert worden wäre.

Hinzu kam die Tatsache, daß am Großkampstage selbst die Grundlagen für die systematische artilleristische Vorbereitung des Gegenstoßes gewohnheitsmäßig nicht zu beschaffen waren. Vorbedingung dazu war nämlich die genaue Kenntnis der eigenen und der feindlichen Linie. Eine solche war aber frühestens für den Morgen nach dem Großkampstage zu beschaffen.

Diese Erwägungen führten zu der — wie sich später herausstellte — bedenklichen Maßnahme, die Eingreifdivisionen am Tage des Angriffsstoßes überhaupt zurückzuhalten und sie erst am folgenden Tage zum systematischen Gegenangriff einzusetzen. Vorbedingung eines solchen Verfahrens war natürlich, daß die Stellungen divisionen genug Kampfkraft besaßen, um den ersten Stoß des Gegners in der Hauptwiderstandslinie abzufangen, eine Voraussetzung, die nicht immer im vollen Umfange zutraf.

Um andererseits die Abwehrkraft der Stellungen divisionen zu vermehren, wurden verschiedene Maßnahmen getroffen. Die vordere Kampfzone wurde reichlicher mit Maschinengewehren ausgestattet. Man

glaubte, die im Hintergelände eingebauten Maschinengewehre unbedenklich für diesen Zweck verwenden zu können, da der Gegner erfahrungsgemäß nicht mehr auf einen Durchbruch, sondern nur auf ein etappenweises Vorwärtsdrücken seiner Front zielte. Aus dem gleichen Grunde verlegte man auch die Maschinengewehre der Bereitschafts- und Reservebataillone nach vorn. Sogenannte M.G.-Batterien von vier bis acht Gewehren wurden gebildet, die unter straffer Führung auf etwa zweihundert Meter Frontbreite im Angriffsfall tätig werden sollten. So hoffte man, durch eine außergewöhnliche Massierung der Maschinengewehre in der vorderen Stellungszone zu erreichen, daß eine genügende Anzahl von Gewehren bei Beginn des feindlichen Angriffs in Tätigkeit treten könnte.

Die zweite Maßnahme zur Steigerung der Abwehrkraft der Stellungen divisionen bestand darin, daß man die Bereitschaften und Reserven der Regimenter schon vor Beginn des Angriffs näher an die vordere Linie aufschließen ließ. Man hoffte dadurch, den ersten Gegenstoß zeitlich so nahe auf den Angriff selbst folgen zu lassen, daß er den Gegner noch mitten in der Einrichtung des Gewonnenen treffen würde. Schließlich schob man von jeder Eingreifdivision hinter jedes Regiment einer Stellungen division ein Bataillon als Sicherheitsbesatzung bis in die Artillerieschußstellung vor.

Diese Taktik, deren Grundsatz in einer zeitlichen Vorverlegung des ersten Gegenstoßes und einer Zurückverlegung des systematischen Gegenangriffs bestand, sollte beim nächsten Großkampftag zum erstenmal erprobt werden.

*

Die Engländer ließen sich wider Erwarten zehn Tage Zeit, um ihren neuen Angriff vorzubereiten. Mehr und mehr geriet man in die Periode herbstlicher Stürme und Regenfälle.

Ein furchtbares und in seiner Dauer bisher einzigartiges Artilleriefeuer bereitete den Tag vor. Bis weit ins Hintergelände wurde jede Spur einer Stellung ausgelöscht. Nur eine Anzahl von Betonbunkern hielt noch stand. Regenschauer und tiefhängende Wolken fuhren, vom Sturm gejagt, über den Trichtermorast zwischen Merkem und der Eys.

Eine Menge neuer feindlicher Batteriestellungen war festgestellt worden. So entdeckte man Batterienester bei Wieltje, am Bellewaarde-Teich, bei Schloß Hooge und am Zillebeker See. Ein Trommelfeuerüberfall löste den andern ab. Die Nächte waren mit schwerem Gas-

befchuß auf die deutschen Batterien ausgefüllt. Wenn auch die deutsche Artillerie alles tat, um den Gegner niederzuhalten, so ist doch in diesen Tagen die Menge des englischen Munitionsaufwandes auf das sechs- bis achtfache des deutschen bei einer zwei- bis dreifachen Überlegenheit an Geschützanzahl zu schätzen.

Trotz des schlechten Wetters setzten die Engländer zahlreiche Fliegergeschwader ein. In Staffeln bis zu zwölf Flugzeugen stießen Aufklärungsgeschwader tief in das deutsche Hintergelände vor. Bombenangriffe, die bisher mit Vorliebe nachts unternommen wurden, um den Jagdflugzeugen des Gegners zu entgehen, gelangten jetzt am helllichten Tage unter stärkstem Jagdfliegerschutz bis nach Brügge, Gent und Zeebrügge und störten den deutschen Nachschub empfindlich. 39 feindliche Fesselballone wurden vor der Front der 4. Armee festgestellt. 63 belgisch-französisch-englische Divisionen standen zwischen dem Meer und der Eys, davon etwa ein Drittel als Stellungsdivisionen, zwei Drittel als sturmberete, gut ausgeruhte Angriffstruppe dahinter.

Am 25. September hatte eine Zusammenkunft zwischen alliierten Ministern und Heerführern in Boulogne stattgefunden. Doch, seit dem 15. Mai Chef des Generalstabes der französischen Armee, entwickelte den Plan, zunächst die englische Offensive in Flandern fortzusetzen, schlug jedoch vor, zu ihrer Förderung einen gemeinsamen belgisch-englisch-französischen Angriff aus dem Raume von Diksmuide heraus anzusetzen. Robertson versteifte sich auf das alte englische Vorhaben, unter allen Umständen noch vor dem Winter über den flandrischen Höhenzug hinaus bis nach Meenen und Roefelare zu gelangen. Die Ansicht der Engländer drang durch.

*

So begann unter Sturm, Regen, Dunst und einem ungeheuerlichen Trommelfeuer auf breitester Front der schwarze Tag des 4. Oktober.

Die 4. Garde-Inf.Div. hatte für diesen Morgen einen großangelegten Gegenangriff zur Wiedernahme des am 26. September verlorenen Geländes südlich Zonnebeker bis zum Polygonwald geplant. Die ganze Nacht über schwankte die Führung, ob der Angriff trotz des schweren englischen Artilleriefeuers, das leicht als Angriffsvorbereitung zu erkennen war, unternommen werden oder ob sie alle Kräfte zur Abwehr bereithalten sollte. Gegen Morgen gelangte sie zu der umgekehrten Auffassung, indem sie jetzt das englische Feuer als normales Zerstörungsfeuer, nicht

aber als unmittelbare Einleitung des Infanterieangriffs einschätzte. Der Angriffsbefehl für die 4. Garde-Inf.Div. wurde aufrechterhalten.

Um 5.30 morgens setzte die deutsche Artillerie mit ihrer Feuer-vorbereitung ein. Das englische Feuer hatte an Wucht verloren. Um 6 Uhr, im ersten Morgengrauen, erhob es sich aber schlagartig zu einer furchtbaren Stärke. Noch war man des Glaubens, es handele sich lediglich um englisches Abwehrfeuer gegen den beginnenden deutschen Angriff. Aber bald belehrte die Breitenausdehnung dieser rasenden Trommellei vom Houthulster Wald bis an den Kanal südlich Ypern darüber, daß der erwartete schwere feindliche Vorstoß begonnen hatte. Der deutsche Angriff unterblieb.

Eine Stunde lang prasselte der Feuerorkan. Um 7 Uhr trat die englische Infanterie dicht massiert, beinahe Mann neben Mann, zum Sturm an. Der Stoß richtete sich in gleicher Heftigkeit gegen die ganze Gruppe Ypern von Langemark bis zum Polygonwald und gegen den rechten Flügel der Gruppe Wijschate von dort bis über Geluvelde hinaus.

Auf beiden Flügeln der angegriffenen Front gelang es, den andrängenden Feind abzuwehren. Im Norden wich die 6. bayer. Inf.Div. den ganzen Tag über um keinen Trichter zurück. Im Süden waren es die hessischen Infanterieregimenter 117 und 115 (25. Inf.Div.), die den Gegner nicht vorwärtskommen ließen. Im ganzen mittleren Abschnitt kam es dagegen zu ernststen Komplikationen.

Vorübergehend in Poelkapelle eingedrungene Engländer wurden um die Mittagszeit vom Inf.Regt. 189 (von der 187. Inf.Div.) wieder hinausgeworfen. Zwischen Poelkapelle und Passchendale gelang es unter schweren Verlusten, den Engländer bis zum Nachmittag in einer Linie aufzufangen, die vom Westrand Poelkapelle zum Strombeek, an diesem entlang bis in Gegend westlich Wallemolen, von dort bis zur Kreuzung der Eisenbahn mit der Straße Passchendale—Zonnebeker verlief. Damit war der Engländer nur noch kaum zweitausend Meter von Passchendale entfernt.

Die schwerste Einbuchtung entstand in jenem Abschnitt, wo am frühen Morgen der Angriff der 4. Garde-Inf.Div. hatte stattfinden sollen, im Süden von Zonnebeker. Über Zonnebeker hinweg tauchten schon eine Stunde nach Angriffsbeginn die englischen Stoßtrupps auf dem Höhenrücken bei Broodseinde auf und drangen, von ihrer Feuerwalze kräftig unterstützt, unverzüglich gegen Reiberg vor. Am Mittag

gelang es dann, mit Hilfe der Divisionsreserven und der vorgezogenen Bataillone der Eingreifdivision einen Gegenangriff zu organisieren. Unter unsäglichen Mühen und schweren Einbußen vermochten die Bataillone den Feind bis auf Broodseinde zurückzudrücken. Zum zweitenmal drang der Engländer um 6 Uhr nachmittags bis in Gegend Reiberg vor. Abermals trieb ihn der deutsche Gegenstoß auf Broodseinde zurück. Ein dritter Angriff kurz vor Mitternacht wurde rasch erstickt.

Weiter südlich stießen die englischen Kompagnien aus dem Polygonwald heraus bis auf die Höhen von In de Ster vor. Dort wurden sie aber aufgehalten.

Am späten Abend verlief die vordere Linie vom Broenbachgrund bei Roeluit durch den Ostteil von Poellapelle am Strombeef entlang über Keerselaarhoef und Nieuwmolen östlich an Broodseinde vorüber auf das Plateau tausend Meter westlich Beselare, von dort an den Westrand von Geluweld. Paschendale, Beselare und Geluweld waren gehalten, die Anhöhen von Broodseinde und In de Ster verloren, die deutschen Verluste, besonders auch an Gefangenen, waren erschreckend groß.

*

Es bestand kein Zweifel darüber, daß der neue Mißerfolg in erster Linie auf die gewaltige Überlegenheit der englischen Artillerie zurückzuführen war. Aber damit mußte gerechnet werden.

Zu prüfen war vor allem, wie sich die neue deutsche Abwehrtaktik bewährt hatte. Verschiedene Divisionskommandeure hatten schon vor dem 4. Oktober schwere Bedenken gegen die starke Massierung der Abwehrkräfte nach vorn erhoben. Sie sollten recht behalten. Hatte man geglaubt, durch das neue Verfahren sogar den Verlust des Vorfeldes bis zur Hauptwiderstandslinie zu vermeiden und obendrein noch die Eingreifdivisionen intakt zu erhalten, so trat gerade der umgekehrte Fall ein. Das furchtbare englische Trommelfeuer zerschlug in der vorderen Stellungszone alle Abwehrmittel, die dann beim Kampf um die Hauptwiderstandslinie fehlten. Die weit vorgezogenen Bereitschaften und Reserven der Stellungenregimenter wurden von diesem Feuer sofort mit erfaßt und litten schwer, bevor sie noch in Tätigkeit treten konnten. Die Lage erforderte unter solchen Umständen entgegen der neuen taktischen Auffassung einen tropfenweisen und verzettelten Einsatz der Eingreifdivisionen, also gerade dasjenige, was man unbedingt hatte vermeiden wollen.

Am 7. Oktober wurden durch Armeebefehl die alten bewährten Grundsätze für die Abwehrschlacht, die eine möglichst weite und elastische Tiefengliederung mit automatischem Gegenstoß vorsahen, wieder in Kraft gesetzt.

*

Am 9. Oktober erfolgte der erwartete vierte Angriffsstoß jener Serie, die mit dem 20. September eingesetzt hatte. Er galt in erster Linie der Verbreiterung der mit der Zeit im Zentrum der flandrischen Schlachtfront entstandenen Ausbuchtung nach Norden zu.

Vormittags 6 Uhr lag die Front von Merlem, westlich des Houthulster Waldes, bis nach Zandvoorde, südöstlich Ypern, unter Trommelfeuer. Der nachfolgende Angriff drang zwischen Draaibank und Roekuit bis über Mangelare vor und erreichte den Südwestrand des Houthulster Waldes. Bahnhof Poelkapelle, an der Kreuzung der Straße Houthulst—Poelkapelle mit der Bahn gelegen, wurde gehalten. Der Ostteil des Dorfes wurde vorübergehend verloren, nachher aber wiedergewonnen.

Mittags wurde die 240. Inf.Div., als Eingreifdivision hinter dem rechten Flügel der Gruppe Ypern, gegen die Einbruchsstelle bei Poelkapelle eingesetzt. Ihr Vorgehen traf um 7 Uhr abends mit einem neuen schweren englischen Massenangriff zusammen und blieb in der Abwehr liegen.

Erbittert wurde vor Paschendale gerungen, wo die 195. Inf.Div. und der rechte Flügel der 233. Inf.Div. vorübergehend einige hundert Meter Gelände einbüßten. Die oft bewährten Regimenter der 45. Res.-Div. warfen den Gegner bis zum Abend in seine Ausgangsstellungen zurück.

Mitte und linker Flügel der 233. Inf.Div. verloren nach zwei vergeblichen Angriffen des Feindes beim dritten einige hundert Meter kostbaren Höhengeländes zwischen Broodseinde und Keiberg.

Elf englische und einige französische Divisionen hatten angegriffen. Bis zu sechsmal wurden die Angriffe im Laufe des Tages nach jedesmaligem Trommelfeuer vorgetrieben.

Wenn auch abermals wertvolles Gelände in die Hand des Gegners gefallen war, so stellte sich der 9. Oktober dennoch als ein schöner deutscher Erfolg dar. Die Verluste an Menschen und Material waren gegenüber dem 4. Oktober um ein Beträchtliches gesunken. Die Wiedereinführung der alten Abwehrtaktik hatte ihren Zweck erfüllt.

*

Schon nach drei Tagen brüllte die Flandernschlacht abermals mit furchtbarer Kraft. Der Engländer hatte es eilig, sein Ziel zu erreichen. Das schlechte Wetter und der steigende Wasserstand trieben zur Hast.

Durch verschiedene Anzeichen waren die Deutschen auf das Bevorstehen des neuen Angriffs für den 12. Oktober aufmerksam gemacht worden. Ein kräftiges Gaschießen in der Nacht vom 11. zum 12., genannt „Mondnacht“, brachte den Engländern starke Verluste.

Gleichwohl setzte um 6.30 das nun fast alltäglich gewordene rasende Trommelfeuer zwischen Draaibank und Zandvoorde gegen die Gruppen Diksmuide, Ypern und Wijschate ein.

Eine Stunde später begann der Infanterieangriff. Vom Bahnhof Poelkapelle aus drangen die Engländer beiderseits der Straße bis in die Gegend von Schaap Balie vor, so daß sie nun unmittelbar südlich des Houthulster Waldes lagen. Dorf Poelkapelle ging endgültig verloren, der Gegner stand am Abend beinahe halbwegs Westroosebeke vor dem Weiler Spriet.

Nachmittags 6.30 erfolgte in dieser Linie ein neuer schwerer englischer Angriff. Er wurde abgeschlagen.





X.

Bijswegen.

Die meisten jener Divisionen, die nur mit geringen Unterbrechungen seit drei Monaten an der Flandernschlacht teilnahmen, kannten den Großkampf schon von Verdun und der Somme her. Was ihnen neu war, ist schnell gesagt: die Eigenart des Geländes, das kaum eine Deckung zuließ und zu dem Kampf der Waffen den ebenso furchtbaren Kampf mit Wasser, Schlamm und Regen fügte, und die Konzentrierung des feindlichen Angriffs auf verhältnismäßig wenige Massenstöße in breiter Front. In Flandern gewann die Materialschlacht ihre ausgeprägteste und in diesem Umfange nur einmal erreichte Form.

Die Schlacht war ursprünglich in dieser Form keineswegs beabsichtigt. Aber es ist der Sinn der großen Materialschlachten, daß sie durch die gewaltige Anhäufung aller Kampfmittel auf beiden Seiten zu immer neuen Fortsetzungen herausfordern. Verdun brauchte noch Monate lang Zeit, um sich zu beruhigen und zu normalen Verhältnissen zurückzukehren, auch nachdem der Entschluß zum Abbruch der Angriffstätigkeit gefaßt war. Die Somme und Flandern wurden letzten Endes nicht durch den Willen der alliierten Heeresleitung sondern durch den Winter beendet.

In der ersten Woche der Flandernschlacht stellten die Engländer noch Kavallerie bereit, um nach vollzogenem Durchbruch sie rasch einsetzen zu können. Am 31. Juli hatten sie ihre Kavallerie sogar bis dicht hinter die Sturminfanterie vorgezogen, um diese nur ja bei der Hand zu haben. Im Verlauf von zwei Monaten paßte sich die Mentalität

ihrer Führung und ihrer Truppen so sehr den Vorgängen der Materialschlacht an, daß sie nicht einen einzigen Schritt über die Erreichung ihres eng gesteckten räumlichen Zieles hinausgegangen wären, so oft sich ihnen bei der zahlenmäßigen Schwäche der deutschen Verteidigung auch Gelegenheit dazu bot. Es wäre reizvoll, zu untersuchen, welche Möglichkeiten sich an solchen Großkampftagen der Materialschlacht um die kritische Mittagsstunde einer Truppe geboten hätten, die mit der Sturmgewalt der ersten Kriegstage, aber mit den Erfahrungen der drei Kriegsjahre vorgestoßen wäre.

Aber es scheint ein psychologisches Grundgesetz zu sein, daß die lang andauernde Materialschlacht den offensiven Gedanken ersticht. Die Phantasie gelangt mit ihren Vorstellungen nicht über das Trichterfeld hinaus, in das der Mensch durch ein grausames Schicksal mit allen Fasern seines Denkens und Fühlens gebannt ist. Es ist wie ein dumpfer Zwang, der Angreifer und Verteidiger immer auf die wenigen zertrümmelten, mit Leichen angefüllten paar Quadratkilometer Raum hinstarren läßt, ohne die er nicht bestehen zu können glaubt, und deren Besitz ihm aller noch so großen Opfer wert erscheint.

*

Keine Schlacht des Krieges war so blutig wie die Flandernschlacht, wenn man Dauer der Schlacht und Breite des Angriffsabschnitts berücksichtigt. Neben der ungeheuren Massierung von Artillerie und der zeitlichen Ausdehnung des Vorbereitungsfeuers trug zu diesem Umstand besonders die neue Beweglichkeit der Abwehrtaktik bei, der sich die Angriffstaktik wohl oder übel anpassen mußte.

Der erste Angriff erzeugt den Gegenstoß der Bereitschaften, der Gegenstoß prallt mit dem zweiten Angriff zusammen. Der zweite Angriff wird in mehreren Wellen geführt. Er trifft auf das Vorgehen der Stützreserven. Über den zweiten Angriff geht der dritte hinweg, abermals in mehreren Wellen. Ihm begegnen die Sicherheitsbesatzungen in der Artilleriegeschützstellung. Der vierte Angriff stößt gegen die zum Gegenstoß vorgehenden Kompagnien der vorgeschobenen Teile der Eingreifdivisionen. Einen halben Tag geht es so in verzettelten Kämpfen hin und her. Schon sind die Verbände stark vermischt. Die Artillerie ist ohne genaue Kenntnis über den Verlauf der vorderen Linie. Das rasende Abriegelungsfeuer des Angreifers allein ist der einzige Ausdruck einer straffen Organisation. Aber auch die angreifende Infanterie ist längst ohne Zusammenhang damit.

In diese Verwirrung, die fast regelmäßig um die Mittagszeit eintritt, trifft der systematische Gegenangriff der Eingreifdivision, aus der Tiefe heraus geführt und seit morgens schon in der Entwicklung, von eigener Artillerie unterstützt. Er hat zuerst das Abriegelungsfeuer des Feindes zu durchschreiten. Dann wälzt er sich über den inzwischen entstandenen „Schützenbrei“ zwischen Artillerieschutzstellung und Hauptwiderstandslinie nach vorwärts und gelangt unter ständiger Auseinandersetzung mit dem Gegner bis in das alte Vorfeld. Hinter diesem Gegenangriff sammeln sich indessen in der Schutzstellung die Reste der Stellungendivision. In der Regel behält noch der Stab der Stellungendivision das Kommando im Abschnitt, weil er naturgemäß mit den Verhältnissen besser vertraut ist.

Der Feind erwartet selbstverständlich den Gegenangriff der Eingreifdivision. Kann er ihm nicht rechtzeitig begegnen, so liegt es daran, daß er selbst mit der Einrichtung des eroberten Geländestreifens noch nicht fertig ist. Aber hinter den zurückgehenden Truppen, die seine erste Angriffsstaffel gebildet, steht schon die zweite Staffel bereit, um den Kampf mit der Eingreifdivision aufzunehmen. In den späten Nachmittagsstunden erfolgt nach neuem Trommelfeuer, ganz im Stile des Morgenangriffs, der zweite Großangriff des Tages, abermals aus verschiedenen Stößen zu mehreren Wellen bestehend, abermals zunächst auf die Kampftruppen der Eingreifdivision, dann auf ihre Bereitschaften, dann auf ihre Reserven stoßend. Und dies alles in der Bewegung.

Je nach der Schwere dieser zweiten Angriffsserie und nach dem Zustand, in dem sich die Truppen der Eingreifdivision befinden, kann es am Spätabend oder in der Nacht noch erforderlich werden, die im Laufe des Tages wieder gesammelten und organisierten Verbände der alten Stellungendivision nochmals zu verwenden.

Die Nacht dient dazu, den Knäuel von Truppen, der sich gebildet hat, auseinanderzuwirren. Es gibt, im Gelände verstreut, jetzt Kompagnieführer, die Leute von zehn Bataillonen um sich versammelt haben, ohne zu wissen, wo sich der K.L.N. befindet, wo die Artillerie steht, wer den Befehl im Abschnitt führt, was für morgen geplant ist, woher die Leute zu essen bekommen sollen, wer Munition bringt, wer sich um die Verwundeten bekümmert. Sie suchen mühsam nach rechts und links Verbindung zu bekommen und treffen, wenn sie Glück haben, auf ebensolche Schützentrupps, womöglich mit ein paar Maschinengewehren.

Dem Angreifer geht es nicht viel besser. Er weiß nicht, ob er nicht morgen früh schon in die Rolle des Verteidigers gedrängt sein wird.

Der ungeheure Verbrauch an Munition verlangt Ersatz, denn der Tag nach dem Großangriff ist gewohntermaßen nicht sparsamer damit als der Angriffstag selbst. Die Artillerie muß staffelweise Stellungswechsel vornehmen, wenigstens die zur unmittelbaren Unterstützung der Infanterie bestimmten Batterien. Patrouillen müssen den Verlauf der eigenen und der feindlichen vorderen Linie feststellen, denn die Artillerie braucht bis zum Morgen die Schußunterlagen. Aus dem Vortreiben von Patrouillen entwickeln sich bei der auf beiden Seiten herrschenden Nervosität Kämpfe mit Sperrfeuer und allem Drum und Dran und neuer Verwirrung.

Endlich kommt die Morgendämmerung. Der Vorsicht halber wird von beiden Seiten ein ungeheurer Munitionsaufwand betrieben. Man will dem Gegner verwehren, in die noch nicht beendete Ordnung der Abwehrzone hineinzustoßen. Das Feuer wird desto heftiger, je mehr der Verdacht Raum gewinnt, es könne sich beim Gegner vielleicht doch um ernstgemeinte Angriffsabsichten handeln. Die kostbare Munition, unter unfäglichen Schwierigkeiten nachts herangebracht, wird in den Morgenstunden schon wieder verschossen, womöglich noch auf die alten Ziele, weil man die neuen noch nicht hat. Sperrfeueranforderungen entstehen aus Nervosität. Das ganze tiefgestaffelte Stellungssystem gerät schon wieder in Bewegung. Die über Nacht aus der Etappe eiligt mit Lastautos herangefahrenen Kampftruppen der neuen Eingreifdivision müssen unverzüglich in den Aufstellungsraum rücken.

Erst gegen Mittag stellt sich heraus, daß mit einer Erneuerung des Angriffs für heute nicht zu rechnen ist. Aber schon tritt der Grundsatz in Tätigkeit, durch fortgesetztes schweres Feuer und Einzelangriffe den Gegner nicht zur Ruhe kommen zu lassen, um ihn für den nächsten Großangriffstag mürbe zu machen.

*

Im gleichen Maße wie diese neuartige Abwehr- und Angriffstaktik, die sich auf den Erfahrungen der Sommeschlacht aufbaute und während der Flandernschlacht eine geradezu klassische Ausprägung erfuhr, zu einer außerordentlichen Beweglichkeit innerhalb der tiefgegliederten Schlachtenzone führte, mußte sie auch zu einer Steigerung der Verluste auf beiden Seiten beitragen.

Die Verluste waren in der Tat furchtbar schwer. Es gab Divisionen, die mit einer Gewehrstärke von 4000 Mann als Eingreifdivision nachmittags antraten und in der übernächsten Nacht nach Einbuße der

Hälfte ihres Bestandes wieder aus der Front gezogen werden mußten. Im Monat Oktober, der im wesentlichen die zweite Serie der englischen Großangriffe umfaßt, bezifferte sich der Gesamtverlust der Gruppe Ypern, zu der jedesmal drei Stellungendivisionen und drei Eingreifdivisionen auf etwa acht Kilometer Breite gehörten, auf 3851 Tote, 15 202 Verwundete und 10 395 Vermißte. In der Zeit vom 29. September bis 9. Oktober verlor die 20. Inf.Div. 257 Tote, 878 Verwundete und 2588 Vermißte, die 195. Inf.Div. in den sieben Tagen vom 7. bis 13. Oktober gar 94 Offiziere und 3231 Mann insgesamt.

Besonders bedenklich stimmten die unverhältnismäßig hohen Einbußen an Frontoffizieren, Kompagnieführern und Bataillonskommandeuren. Es gab Regimenter, die an einem einzigen Tage neben ihrem Kommandeur noch zwei Bataillonskommandeure und bis zu neun Kompagnieführern abschreiben mußten. Jedermann aber, der den Großkampf kennt, weiß, wieviel von der Befetzung dieser Befehlsstellen abhängt. Dem Typ dieser einzigartigen Menschen einen besonderen Abschnitt zu widmen, ist eine Ehrenpflicht dessen, der eine Darstellung jener mörderischen Schlacht geben will.

*

Der Großkampf konzentriert sich um einzelne Widerstandspunkte im Angriff sowohl wie in der Verteidigung. Die ungeheuerliche Massierung der Feuerwirkung zwingt zur Zusammenfassung der Abwehr auf eng beschränktem Raum in einzelnen Nestern. Selten reicht die Wirksamkeit eines solchen Nestes über die nächsten zweihundert Meter zur Rechten, zur Linken und nach vorwärts hinaus. Alles andere ist abgeschlossen, dem Blick und der Waffenwirkung entzogen. Jedes Nest ist im Leben wie im Sterben auf sich allein gestellt, und es ist Sache eines einzelnen Mannes, hier inmitten einer tobenden Hölle von Eisenstücken, eines furchterlichen Lärms, inmitten menschlicher Begrenztheit und Todesverwandtschaft mit kühlen Nerven das Kommando zu führen.

Dieser Mann ist der Kompagnieführer in der Hauptwiderstandslinie. Seine vorgeschobenen Postierungen hocken im Vorfeld. Er weiß nicht, ob auch nur einer von ihnen das rasende Angriffsfeuer im Morgengrauen und den Ansturm der Massen überstehen wird. Rechnen darf er damit nicht. Seine Aufgabe ist es, den Augenblick des Angriffs rechtzeitig zu erfassen, seine leichten Maschinengewehre bereit zu halten, seine beiden Züge — der dritte ist im Vorfeld — beieinander zu ver-

sammeln, daß er möglichst jeden Mann sehen kann, und im übrigen das Beispiel eines todverachtenden Mannes zu geben, der im entscheidenden Zeitpunkt nichts kennt als den Willen zum Siegen.

Er weiß, daß alle diese Leute da in den Trichtern, deren Gesichter von der Anspannung des Nahkampfes verzerrt sind, auf ihn schauen. Er weiß, daß er in diesem Augenblick ernten wird, was er in den Zeiten der Ausbildung und der Ruhe an Vertrauen, Tatkraft und Männlichkeit in sie hineingesät hat. Er kennt aus hundert Gefechten jeden seiner Leute mit der inneren Zuverlässigkeit, die sich nur in den Tagen dieser vertrauten Nachbarschaft mit dem Tode offenbart. Jedem gehört ein Stück seines Herzens. Aber er hat wohl darauf zu achten, daß dies Herz nicht ins Wanken gerät, wenn erst dieser, dann dieser, dann dieser die Arme hochwirft und hinsinkt in den Morast. Nein, in sein Gesicht darf kein Zucken kommen, in seine Stimme kein Zittern, seine Hand muß ruhig sein, mag sie am Abzugsbügel den Zeigefinger krümmen, oder mag sie eine Weisung geben, wo die Stimme nicht mehr durchdringt.

Alles muß er zu gleicher Zeit sehen, das Verhalten seiner Leute, die Bewegungen des Feindes. Er muß voranlassen, daß der Artillerie die richtigen Zeichen für Vor- oder Zurückverlegen des Feuers gegeben werden, daß die Fliebertücher ausgelegt werden, wenn der Infanterieflieger herankommt. Er muß versuchen, eine Meldung zum R.L.R. gelangen zu lassen, und muß für Munitions- und Verpflegungsnachschub sorgen. Er muß das Feuer der Maschinengewehre lenken, wenn der Gegner Flankenbewegungen macht. Er muß hart sein können gegen alle Merkmale menschlicher Schwäche, die zum Vorschein kommen.

Hier ist er und dort bei seinen Leuten, klettert über die Trichter, dem Feuer des Gegners voll ausgesetzt, verteilt seine Zigaretten, spricht Mut zu, lacht und flucht derb, wo es nötig ist.

Trifft ihn dann das Geschloß — fast jeden trifft es einmal — so hockt er bleich, verschweißt, blutend und verdreht im Trichter und gibt seine Kommandos, während die Sanitäter ihn verbinden. Halb im Fieber schon verläßt ihn das Gefühl der Verantwortung keinen Augenblick. Und wenn nachts endlich die Schlacht sich beruhigt und sie legen ihn auf die Tragbahre, um ihn nach hinten zu bringen, dann steht ihm das Wasser in den Augen. Denn was soll aus seinem Häuflein werden, wenn er nicht mehr dabei ist? Wer soll mit ihnen reden, an ihren Sorgen teilnehmen, ihre Wünsche kennen?

Beim R.L.R. läßt er die Träger noch einmal halten. Der Kommandeur kommt heraus, drückt ihm die Hände. Sprechen können sie

beide kaum. Jeder weiß, was er verliert. Sie kennen sich besser als Mann und Frau, als Vater und Sohn. Und doch haben sie beide gewußt, daß einmal Abschied genommen werden mußte. Diesmal ist es noch gut gegangen. Wer ist der nächste? Gibt es ein Wiedersehen? Oder wird er, der Kompagnieführer, daheim schon erfahren, daß „der Alte“ in Flandern gefallen? Nichts da, so oder so, „Auf Wiedersehen, Herr Hauptmann,“ „Alte, mein Lieber.“

Bei der Bagage hinten wird noch das Dringendste an Kompagniegeschäften erledigt. Der Schnurrbart des Etatsmäßigen zuckt verdächtig, der Schreibstubenunteroffizier macht ein eisernes Gesicht. Der Kompagnieführer drückt beiden die Hand und lächelt zuversichtlich. Mit dem Sanitätsauto geht es weiter.

Der Regimentskommandeur schreibt ihm nach daheim, daß er selbstverständlich seine alte Kompagnie wieder bekommt. „Der Alte“ beim Bataillon lebt auch noch und ist fidel wie immer, obwohl sie ihm zweimal, am Hanebeek und bei Polderhoek, seinen Bunker zusammengepfeffert.

Aber am schönsten sind doch die Briefe aus der Kompagnie. Wie sie ihn vermissen, und daß der Unteroffizier K. das Eiserne Kreuz Erster bekommen. Daß es in Flandern immer noch nicht trockener geworden ist, und daß der Bataillonskommandeur ihnen hoch und heilig versichert habe, die Kompagnie werde ihm freigehalten. Auch Trauriges, der ist gefallen, und der und der. Bei einem nächtlichen Bombenangriff ist der Feldflüchenunteroffizier tödlich getroffen worden. Es ist nicht mehr schön draußen, und kalt wird es auch schon, und er soll möglichst bald wieder kommen.

Diese Briefe liest er heimlich immer wieder. Wie es dann endlich wieder hinausgeht, fällt der Abschied von Daheim gar nicht schwer. Es geht ja von Daheim nach Daheim, aus der einen Familie in die andere.

*

Der Schwerpunkt des Abwehrkampfes liegt beim R.I.R., in der Person des Kampftruppenkommandeurs. Er haust irgendwo zwischen Hauptwiderstandsklinie und Artillerieschußstellung, in einem Betonbunker, in einem Keller unter einem zertrümmerten Haus, oft auch im freien Felde, wenn ihn das feindliche Artillerief Feuer dazu zwingt. In seiner Nähe sind die Stoßkompagnien des Bereitschaftsbataillons untergebracht. Sie unterstehen seinem Befehl vom Augenblick des Angriffs an, er hat sie zum Gegenstoß anzusetzen, wie es die

Lage vorn erfordert. Nicht weit von ihm entfernt stehen die vorgeschobenen Batterien der Feldartillerie.

Der Artillerieverbindungsoffizier, dem R.I.R. zugeteilt, hält die Verbindung mit ihnen und der übrigen Abschnittsartillerie aufrecht.

Der R.I.R. regiert in seinem Abschnitt unumschränkt. Regimentsstab, Brigadestab, Meldedopf der Division sind weit entfernt. Der Großkampf zwingt zu engster Abgeschlossenheit auf schmalem Raum. Er gestattet nicht mehr als die fünfhundert Meter Frontbreite, nicht mehr als siebenhundert Meter Tiefe vom Vorfeld bis zum R.I.R. einheitlich zu beherrschen. Hier spielt sich alles ab.

Alle Fäden des Gefechts laufen beim R.I.R. zusammen. Alles wendet sich an ihn. Die vorn Kämpfenden verlangen von ihm Unterstützung. Die von hinten Aufrückenden wollen durch ihn eingefügt und in ihre Aufgabe eingewiesen werden. Die Artillerie ist auf seine Meldungen mit ihrer Feuerverteilung angewiesen. Die höheren Gefechtsstäbe müssen durch ihn orientiert werden, um die Beschlüsse fassen zu können, die erforderlich sind. Der Abschuß der Verwundeten, das Heranschaffen von Verpflegung und Munition, der verwickelte Nachrichtendienst, die Beobachtung des Gegners, alles liegt auf seinen Schultern.

Das wichtigste aber ist die selbständige Beurteilung der Lage im Großkampf. Aus den Meldungen der einzelnen R.I.R. entsteht erst das Gesamtbild. Es ist verhältnismäßig leicht, sich aus drei exakten Meldungen über je 500 Meter Frontbreite ein Bild vom Stand des feindlichen Angriffs und der eigenen Verteidigung im Divisionsabschnitt zu machen. Es ist jedoch ungeheuer schwer, mitten aus dem Getümmel, der Verwirrung, dem Lärm, der Truppenvermischung, dem wahnsinnigen Artilleriefeuer ringsum, eine exakte Meldung über 500 Meter Frontbreite zu machen.

Nichts ist so schwer, als unter dem unmittelbaren und furchtbaren Eindruck eines Ereignisses ein knappes Bild zu entwerfen, das zwei Stunden später als Grundlage dient, um über das Leben vieler Hundert Menschen zu entscheiden. Man darf nicht um Hilfe rufen, wenn die eigenen Kräfte zur Abwehr ausreichen. Man darf nicht veräußen, mit allem Nachdruck die Hilfe zu fordern, ehe es zu spät ist. Man darf nicht vergessen, daß die Hilfe frühestens in Stunden zur Stelle sein kann. Man darf nicht außer acht lassen, daß in vielen Fällen die Meldung überhaupt nicht nach hinten gelangt.

Alles hängt von der Beurteilung des R.I.R. ab, mag auch auf dem weiten Weg der Meldung nach rückwärts bis zur Division jede höhere

Befehlsstelle ihre eigene Ansicht hinzufügen. Es gibt nur einen R.L.R. im Regimentsabschnitt, drei Regimentsabschnitte in der Division. Diese drei R.L.R. sind es, die dem Kampf sein Gepräge geben.

Um die Lage im Abschnitt richtig zu beurteilen, ist mehr erforderlich, als gute Augen, Unerblichkeit, Verantwortungsgefühl, Vorstellungskraft und kaltes Blut. Instinkt und Erfahrung erst bilden den rechten Kampftruppenkommandeur, den Herren des Schlachtfeldes, den Brellbock der Abwehrfront, den Vater seines Bataillons, „den Alten“ im Bunker.

Er sitzt nicht irgendwo hinter der Front, das Getöse des Großkampfes von ferne vernehmend, auf der Generalstabskarte mit roten und blauen Stiften den Gang des Gefechts einzeichnend und in kühler Gelassenheit seine Entschlüsse fassend. Nein, er ist mitten darin. Der Tod und das Gebrüll der Schlacht umgeben ihn wie jeden Musketier seines Bataillons. Das feindliche Artilleriefeuer, das seine Bedeutung kennt, konzentriert sich um seinen Bunker. Die feindlichen Flieger suchen nach ihm als dem Nervenzentrum des Kampfes. Das Gewehr ruht in seiner Hand, wenn es not tut, ebenso sicher wie in der Hand seiner Begleiter. Das Geknatter der Maschinengewehre, die Paukenschläge der Handgranaten sind das Großkampfkonzert, das er im vordersten Sitz des Schlachtenparketts mitanhört.

Was die Truppe als Erfahrung und Gewohnheit empfindet, muß sich bei ihm auf taktische Maßregeln übertragen. Jede neue Erscheinung des Großkampfes muß ihn vorbereitet finden, und was sich an menschlichen Mängeln geltend macht, muß von ihm zuerst und am nachdrücklichsten überwunden werden. Denn er steht nicht nur, wie seine Kompagnieführer, für den Haufen Trichter vorwärts und seitwärts ein, sondern für den ganzen Verlauf des Gefechts im Regimentsabschnitt. Er bleibt, wenn seine Kompagnien zertrümmert in die Bereitschaft zurückgezogen werden, um die Gefechtsaktionen der vorgeschobenen Reserven zu leiten. Er lenkt endlich die am Nachmittag eintreffenden Stoßtrupps der Eingreifdivision, denn sein Leben gehört nicht nur seinem Bataillon, es gehört seinem Abschnitt.

Nichts Menschliches ist ihm fremd. Der höhere Rang hebt ihn keinen Zoll über seine Musketiere hinaus. Wird er besonders ausgezeichnet, so wissen alle, der *Pour le mérite* gehört dem Bataillon, kein Würdigerer als „der Alte“ ist berufen, ihn für sie zu tragen.

Am besten kennen ihn neben seinen Offizieren im Stabe die Melders und Nachrichtenleute, die den Verkehr zwischen Kompagnien und Bataillon, zwischen Bataillon und Regiment vermitteln. Sie haben

schon vor Verdun und an der Somme in seinem Unterstand gelegen. Sie gehören zu seiner engsten Familie und sind stolz darauf. Stirbt einer von ihnen den Soldatentod, so schreibt „der Alte“ persönlich nach Hause an die Frau, die Mutter, den Vater. Nicht viele Zeilen, nur ein paar eindrucksvolle Worte. Ein neuer tritt an seine Stelle, die Tradition setzt sich fort vom Toten auf den Lebendigen. Es ist keiner in dieser männlichen Familie, der nicht das Herz auf dem rechten Fleck hat, und der für „den Alten“ nicht durch Tod und Hölle ginge.

Es gibt keine Redensarten hier. „Der Alte“ spricht nicht ein Wort zuviel und trägt sein Gemüt nicht auf der Zunge, sondern im Herzen, wohin es gehört.

Bisweilen nur, wenn die Division aus der Front gezogen und hinten in kümmerlichen Quartieren ein paar Tage zwischen Großkampf und Großkampf verbringt, wenn er mit seinen Kompagnieführern, dem getreuen Adjutanten und Ordonnanzoffizier im sogenannten Kasino sitzt, seine Zigarre raucht und ein Glas Wein trinkt — dann fängt er auf einmal an zu plaudern. Von seiner Jugend, seinen Streichen, der Strenge des Vaters, von seiner Dienstzeit, seinen Vorgesetzten, seinen Leuten. Von allen anderen Dingen, nur vom Krieg nicht und dem Kampf um die Trichter. Und zum Schluß, ehe er sagt: „Meine Herren, es ist Zeit, das Lager aufzusuchen, morgen früh ist... Besichtigung“ — zum Schluß erzählt er noch einen uralten Witz aus seiner Fährniszeit, den sie alle längst kennen. Aber sie lachen und freuen sich, denn sie wissen nun, daß es „dem Alten“ gut geht.

Woran er denkt, wenn er dann allein in dem weiß überzogenen Bett liegt, das ihm die Ortskommandantur zur Verfügung gestellt, und das fast ebenso behaglich ist wie das des Ortskommandanten selbst — woran er dann denkt, das freilich weiß keiner.

*

*

*

Nein, es ist nicht mehr schön in Flandern, auch bei Biffwegen nicht. Biffwegen liegt dicht an der Bahnlinie Ypern—Langemark—Staden, genau südöstlich des Houthulster Waldes. Fünf Wege stoßen dort zusammen, einer führt nach Staden, einer nach Westroosebeke, einer nach Schaap Balie und zwei in den Wald hinein. Früher stand eine Mühle beim Fünfwegekreuz. Aber das ist nun schon lange her.

Man kann, wenn man auf der Karte die Bahnlinie betrachtet, den Verlauf der Schlacht ablesen wie auf einem Quecksilberthermometer. Im Juli verlief die Front vor Boesingen, der R.L.R. war in Bilsen,

das Regiment in Langemark, die Brigade in Bisswegen, die Division in Staden. Im September war die vordere Linie bei Langemark, der R.I.R. bei Schreiboorn, das Regiment in Schaap Balie, die Brigade in Stadenberg. Heute, Ende Oktober, ist die Front vor Schaap Balie, das Regiment in Stadenberg. Bei Bisswegen liegt der R.I.R.

Zur Rechten der Komplex des Houthulster Waldes. Früher wimmelte es hier von Batterienestern. Die Infanterie kannte den verwünschten Wald nur vom Durchmarschieren und vom Aufenthalt in der Bereitschaft her. Wie ein Igel mit seinen Borsten, so starnte der niedergetretene Wald mit seinen Rohren. Die Bäume zersplitterten, verbrannten, zerrissen, niemand kümmerte sich darum. Die stählernen Rohre traten ihre Erbschaft an. Es wurde ein Wald aus Feuereschlünden, der nachts unter infernalischem Getöse seine grauenvollen Blüten trieb.

Auch das hat sich verändert. Im Südwestteil des Waldes und an seiner Südfront entlang bis nach Schaap Balie hat sich der Infanteriekampf eingenistet mit seinem dünnen Gefechtslärm, seiner blutigen Hast, seiner gefräßigen Ruhelosigkeit. Die Batterien sind Schritt für Schritt rückwärts gefrohen, viele haben den Wald schon nach Osten verlassen. In dem Mannekenhof, ehemals Stand des Artilleriegruppenkommandeurs, sitzt heute der R.I.R. Wo der R.I.R. sitzt, da ist es vorüber mit Waldidylle, Bachgrund, Wiefengrün und Kaninchenjagd. Der R.I.R. braucht ein niedergehämmertes Feld, braun, klebrig, zäh, gleichförmig, damit nur ja den Menschen, die hier einander den Besitz der Granatlöcher streitig machen, nicht der Gedanke kommt, es liege hier eine groteske Verwechslung zwischen Waldfrieden und Trichterfeld vor.

Zur Linken, von Bisswegen aus, schaut man durch eine sanfte Mulde nach Tiendenberg und Westroosebeke. Es gab eine Zeit, da man, auf der Anhöhe von Westroosebeke stehend, am Horizont rings um Ipern diese furchtbare Schlacht brodeln sah wie das graue Meer, weit von landeinwärts erblickt. Dann hatte man das beklemmende Gefühl, das sich mitfühlender Menschen stets bemächtigt, wenn sie ihre Mitmenschen einem bitteren Schicksal unterworfen wissen, das man ihnen nicht abnehmen kann. Kriegsberichterstatter wurden auf diesen bevorzugten Punkt der flandrischen Bühne geführt, sie schrieben dann gefühlvolle und schön stilisierte Berichte, wobei sie bisweilen die Entfernung bis zur Front ein wenig unterschätzten. Sie wurden gewissermaßen der Empfindung teilhaftig, auf einem Feldherrnhügel zu stehen, von dem aus die Schlacht gelenkt wird. Ihre Berichte gewannen durch solch' heroische Vorstellungen an Schwungkraft. Gelangten sie einige Wochen später in

einem Bündel veralteter Liebesgabenzeitungen an die Front, so pries sich der Frontsoldat glücklich, aus berufenem Munde zu erfahren, wie denn der Krieg eigentlich hier aussah.

Heute ist es nichts mehr mit dem Feldherrnhügel, mit den Kriegsberichterstattungen und ihren schwungvollen Berichten. Die Flandernschlacht ist langweilig geworden, seit sie keine Sensationen mehr bringt, nur noch Verlustziffern. Italien, der Übergang über den Tagliamento, das sind ergiebigere Themen, da kann man vollklingende Töne anschlagen, da gibt es Landschaft, Bewegung, Plastik, Siegesgefühl. Das Thema Flandernschlacht ist unzeitgemäß, veraltet. Selbst der Heeresbericht beschränkt sich auf das wichtigste.

Und überdies ist auf dem Feldherrnhügel von Westroosebeke nichts mehr zu sehen. Der **R.I.R.** ist dort, seit die Front unweit des Weilers Spriet verläuft und seit um Passchendale und eben diesen Hügel schwer gerungen wird in Schlamm und Morast. Und wo der **R.I.R.** ist, da ist es vorbei mit schönen Berichten und lyrischen Ergüssen. Die Meldezettel, die von solch einem **R.I.R.** aus durch Meldeläufer zum Regiment gebracht werden, sind der krassste Typ einer trockenen, unliterarischen, schwunglosen und phantasiearmen Darstellung. Nein, das Lyrische hört schon weit hinter dem **R.I.R.** auf.

Von Biffwegen geradeaus, an der Bahn entlang, auf Schaap Balie zu, ist überhaupt nichts zu sehen, denn das Braun der Trichter, das Glänzen der Wasserlachen, das Aufspritzen schmutziger Schlammfontänen und der graue Dunst der Pulverschwaden bedeutet hier keine Sehenswürdigkeit mehr. Das gehört so dazu und verdient nicht, besonders vermerkt zu werden.

Man müßte schon auf die Windmühle klettern — wenn sie noch da wäre! —, um nur einige tausend Meter weit über die Ebene schauen zu können, die sich zwischen dem Wald zur Rechten und dem Höhenzug zur Linken ausdehnt. Dann könnte das Auge vielleicht bis nach Langemark und nach Poelkapelle gelangen. Aber zu sehen gibt es auch da nichts. Beide Dörfer unterscheiden sich durch nichts von dem Trichterfeld ringsum. Vielleicht wird später einmal ein Geologe einige Steinreste und Merkmale menschlicher Behausungen ausgraben, damit man sagen kann: hier hat einst Langemark gestanden, hier lag einst Poelkapelle, so ungefähr verlief die Straße zwischen beiden, dort überquerte die Eisenbahn den Steenbeek.

Kann man sich überhaupt vorstellen, daß einmal hier wieder Ruhe einkehren wird? Daß die Fontänen aufhören zu tanzen, die Einschläge

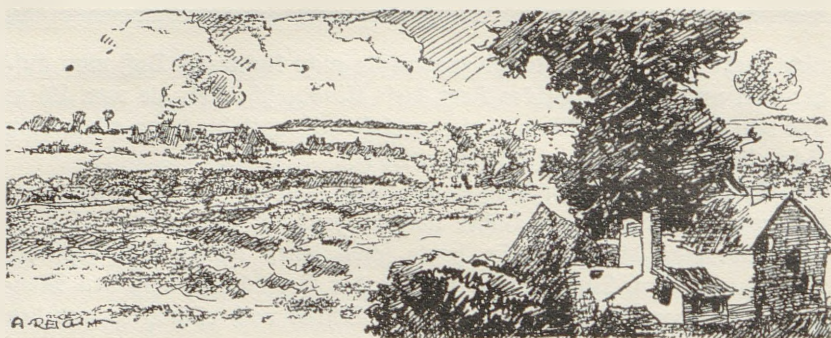
nicht mehr krachen, die Maschinengewehre nicht knattern? Daß man aufgerichtet und ruhigen Blickes über diese Einöde schreitet, die vom Lärm und von Geschrei der Verwundeten verlassen ist, und die dann allein vom Schweigen des Todes erfüllt sein wird?

So wenig die Vorstellungskraft reicht, sich dies Land auszumalen, wie es vor einem halben Jahre noch blühend im Sonnenschein lag, so wenig vermag die Phantasie heute schon jenen fernen Tag tödlicher Ruhe zu erfassen. Der grausige Prozeß der Vernichtung hält den Menschen umfassen und verwehrt ihm den Schritt nach rückwärts und den Schritt nach vorwärts.

Ob Bijswegen, ob Wallemolen, ob Polderhoef oder Zillebeke — es ist im Grunde alles dasselbe. Man hockt im Trichter, man schießt, man wirft Handgranaten, man stirbt. Alles ist Flandern, alles ist endlos, alles scheint ewige Wiederholung, obwohl es doch vor drei Monaten erst anhub und obwohl es doch irgendwie einmal enden muß.

Zwecklos, an den Tag zu denken, als es anfang — er kehrt nicht wieder, und es ist gut, daß er nicht wiederkehrt. Zwecklos, den Tag zu berechnen, an dem es aufhören wird — wer wird ihn erleben?





XI.

Paschendale.

Mit dem 22. Oktober begann die dritte und letzte Serie der englischen Angriffsstöße im flandrischen Schlachtgebiet.

Seit dem 12. Oktober, dem letzten Stoß der zweiten Serie, rann der Regen in Strömen. Die Herbstregenperiode hatte eingesetzt. Tiefhängende Wolken überzogen den Trichtermorast, die Tage wurden immer kürzer. Die Beobachtungsverhältnisse verschlechterten sich zusehends. Der Antransport von Material, die Bereitstellung der Angriffstruppen, die Beweglichkeit der Verbände und der Zustand der Truppe litten unter so ungünstigen Bedingungen, daß an eine entscheidende Wendung der Schlacht nicht mehr zu denken war. Sie war bereits entschieden.

Wenn gleichwohl bis zur Mitte des November die Wucht der Materialschlacht kaum eine Abschwächung erfuhr, so lag es daran, daß die Engländer unter allen Umständen noch vor dem Winter die Eroberung jenes Höhenzuges von Westroosebeke bis Geluvelde vervollständigen wollten. Sie lagen vor Paschendale in so ungünstigen und unhaltbaren Stellungen, daß ihnen keine Anstrengung zu hoch erschien, den festeren Boden und die bessere Sicht des Höhenrückens zu gewinnen. Mehr wollten sie nicht mehr.

So wurde Paschendale mit den beiden nordwestlich gelegenen Weilern Mosselmarkt und Goudberg zum Brennpunkt der abschließenden Flandernkämpfe, ehe der Winter zum Einhalten zwang. An Westroosebeke dachten die Engländer schon bald nicht mehr. Ihr letztes

bescheidenes strategisches Ziel, die Erreichung der Linie Roesselare—Meenen, war längst aufgegeben.

Sie mußten bereits, daß die ganze furchtbare, ein Vierteljahr nun schon andauernde Schlacht mit der Eroberung eines Geländestreifens von fünfundzwanzig Kilometern Breite bis zu acht Kilometer Tiefe enden würde, und daß ihre unerhörten Opfer an Menschen und Material günstigstenfalls mit ähnlichen Opfern auf deutscher Seite aufgewogen würden.

Sie mußten, daß sie zwar die Deutschen verhindert hatten, der hart mitgenommenen französischen Westfront in diesem Jahre eine Entscheidung aufzuzwingen, aber sie waren sich auch klar darüber, daß sie selbst ihre offensive Kraft im Kampfe um ein Ziel verbraucht hatten, dessen Erreichung am Ende der Schlacht kaum näher stand als am Anfang. Zudem bewiesen die Ereignisse in Italien, daß die Deutschen noch Energie und Mittel genug besaßen, um an anderen Fronten kräftige Schläge auszuteilen. Der flandrische Abderlaß war nicht tödlich gewesen.

So blieb den Alliierten als einziger positiver Gewinn der Flandernschlacht die Gewißheit, daß man durch eine unter schwersten Anspannungen erfolgte Bindung der Deutschen die Krise im eigenen Lager überwand, die zwischen der Niederlage der Russen, dem Einsetzen des unbeschränkten U-Bootkrieges und dem französischen Mißerfolg im April auf der einen Seite und dem erhofften Einsetzen der amerikanischen Hilfe auf der anderen Seite entstanden war. Im Jahre 1918 stellte sich heraus, daß dieser Gewinn entscheidend dazu beitrug, den Krieg zugunsten der Alliierten zu beenden. Im Zeitpunkt des Nachlassens der Flandernschlacht hatten sie keinen Anlaß, ihn als entscheidend zu betrachten. Sie mußten vielmehr damit rechnen, daß die Deutschen nach Niederringung Rußlands, durch die Ergebnisse des U-Bootkrieges ermutigt und durch die Erfolge in Flandern und in Italien in ihren Berechnungen bestärkt, im Frühjahr 1918 zur Entscheidung ausholen würden.

*

Nicht nur das schlechte Wetter, auch die schweren Verluste der letzten Angriffsserie hatten die Engländer veranlaßt, nach dem 12. Oktober abermals eine längere Pause eintreten zu lassen. Bezeichnend dafür war, daß sie um die Mitte des Oktober neun neue Angriffsdivisionen einsetzen mußten, und daß die Alliierten von ihrem Plan, den Angriff bei

Opfern durch einen Vorstoß aus dem Raume von Diksmuide zu unterstützen, Abstand nahmen.

Durch Gefangenenausagen war die deutsche Führung auf eine neue Abwandlung der englischen Angriffstaktik aufmerksam geworden. Die jämmerlichen Bodenverhältnisse und die Erschwerung der Sicht hatten bei den letzten Angriffen fast regelmäßig dazu geführt, daß die vorgehenden Schützenwellen dem Voranschreiten der Feuerwalze nicht zu folgen vermochten. Kammen sie an den Feind, so war die Walze bereits über den zu bekämpfenden Gegner hinweggegangen und verlor dadurch an Wirksamkeit.

Das neue Verfahren sah vor, daß die angreifenden Verbände mit geringen seitlichen Zwischenräumen in Kolonne zu Einem vorgingen und sich erst dicht am Feinde nach der Breite entwickelten. Auch die Reserven, die zur Bildung der hinteren Angriffswellen dienten, hatten bis zu ihrem unmittelbaren Eintreten in den Kampf die gleiche Ordnung innezuhalten.

Ein großer Nachteil für die Engländer bestand darin, daß ihnen das schlechte Wetter nicht erlaubte, wie früher in den Pausen zwischen den Angriffstagen die deutsche Artillerie systematisch zu bekämpfen. Dieser Umstand kam der deutschen Abwehr sehr zunutze.

Auf deutscher Seite hielt man an den alten Grundsätzen beweglicher Abwehr fest, die sich nun ein Vierteljahr lang allen englischen Anstrengungen zum Trotz bewährt hatten. Das Vor- und Zurückverlegen des eigenen Artilleriefeuers je nach den Bewegungen der Kampftruppe zwischen Vorfeld und Hauptwiderstandslinie war den Batterien so in Fleisch und Blut übergegangen, daß man, entsprechend der vorzüglichen Zusammenarbeit zwischen Artillerie und Infanterie, zu einer immer dünneren Besetzung der vorderen Abwehrzone übergehen konnte. Der Nachteil, der darin bestand, daß sich die Truppe mit der Zeit allzusehr an die elastische Verteidigung gewöhnte und auf die rechtzeitige Wiedereroberung der vorderen Zone nicht mehr den nötigen Nachdruck legte, mußte durch Energie der Führung und Bereithaltung kampfkraftiger Reserven ausgeglichen werden.

*

Der 21. Oktober verlief unter normalem Störungsfeuer. Am Abend erst nahm die Artillerietätigkeit zu und gewann dann im Verlaufe der Nacht dauernd an Heftigkeit.

Gegen Morgen setzte rieselnder Regen ein, der die Dämmerung

verzögerte. Seit 6.30 Uhr lärmte das Trommelfeuer auf der ganzen Front zwischen dem Houthulster Wald und der Lys. Um 7 Uhr waren überall die Infanterieangriffe im Gange.

Fünf bis sieben Angriffswellen traten als erste Staffel an, langsam unter fortwährendem Maschinengewehrfeuer das deutsche Vorfeld erreichend. Geschlossene Verbände in Reihenspalte folgten ihnen dichtauf und boten der deutschen Feldartillerie vorzügliche Ziele.

Der Hauptstoß brandete wie erwartet gegen den Raum nördlich Passchendaele. Es gelang den Engländern dort, bis an die Hauptwiderstandslinie heranzukommen. Sie brauchten für diesen Fortschritt in fünfhundert Meter Tiefe zwei Stunden Zeit. Gegenstöße der Bereitschaften warfen sie bis zum Nachmittag wieder an die Grenze des Vorfeldes zurück. Neue Angriffe brachen zusammen. Der Einsatz der Eingreifdivisionen erübrigte sich.

Nicht weniger heftig lief der Feind beiderseits der Straße Ypern—Meenen gegen die Trümmer des Dorfes Geluveld an. Mehrere Male trieb er seine Wellen vor. Jedesmal zwang das deutsche Sperrfeuer zum Umkehren. Kein Trichter ging verloren.

Als einziger Gewinn blieb den Engländern ein Trichterstreifen von fünfhundert Meter Tiefe und einigen Kilometern Breite südlich des Houthulster Waldes, zwischen Mangelare und Schaap Balie. Auch diesen mußten sie noch am späten Abend unter den Stößen der Bereitschaften der 26. Res.Div. zum großen Teile wieder aufgeben. Die englischen Verluste waren außergewöhnlich schwer.

In der Nacht ruhte die Infanterietätigkeit vollständig. In dem fürchterlichen Schlammteich der Kampfzone, der tagsüber durch Regen und Artilleriefeuer entstanden war, hatten Freund und Feind alle Hände voll zu tun, ihre Verbände notdürftig zu ordnen. Vor Passchendaele war der Sumpf so aufgeweicht, daß ein Frontalangriff gegen die hochgelegenen Trümmer unmöglich erschien. Der Feind mußte seine Angriffe nördlich und südlich des Ortes fortsetzen.

Im Verlaufe der Nacht zum 23. Oktober wurde der Regen zum Landregen. Die Truppen hatten Entsetzliches auszustehen. Fast nirgends konnte warme Verpflegung herangeschafft werden. Der Abtransport der großen Menge von Verwundeten ging nur mit äußerster Langsamkeit vonstatten.

Auch am nächsten Morgen fiel der Regen ohne Aufhören. Ein englischer Angriff war unter solchen Verhältnissen ausgeschlossen. Mit verquollenen Füßen, frierend, keinen trockenen Faden am Leibe, hungernd

und bewegungslos lagen Freund und Feind einander in den Trichtern gegenüber.

Zur Untätigkeit gezwungen, verlegte sich der Engländer darauf, die Dorftrümmer von Passchendale mit einigen Tausend Schuß schwerer Kaliber zu besetzen. Die letzten Mauerreste wurden umgewühlt. Ein paar Bunker, in die Keller eingebaut, brachen ein und begruben ihre Insassen. Die gewaltigen Donnerschläge der Explosionen übertönten jeden anderen Laut an der Front. Eine Wolke von grauem Dunst ballte sich auf dem flachen Höhenrücken zusammen und froh langsam in die Niederungen hinab.

Wer am Abend den Trümmerhaufen betrat, erkannte nicht einen einzigen Stein wieder. Passchendale war nicht mehr.

*

Was ihm am 22. Oktober nicht gelungen, versuchte der Engländer abermals am 26., der nichts war als eine graufige Wiederholung des 22. mit allen Zutaten an Regen, Sturm, Morast, Trommelfeuer, schwersten Verlusten, anfänglichen Teilerfolgen. Die Bilanz blieb die gleiche.

Die 40. Inf.Div. verlor beiderseits Merkem einige hundert Meter Trichterfeld. Ihre Nachbardivisionen, die Krise erkennend, konzentrierten ihr Artilleriefeuer vor der gefährdeten Division. Die Engländer mußten viel Blut lassen und von weiteren Angriffen Abstand nehmen. Auf dem rechten Flügel der neu eingeschobenen Gruppe Staden (Gen.Kdo. Garde-R.R.) erkämpften sich die Gegner gegenüber dem Inf.Regt. 124 (27. Inf.-Div.) etwa hundert Meter Trichterfeld nach viermaligem Vorgehen. Abends wurden sie wieder hinausgetrieben.

Schwer wurde wieder nördlich Passchendale gerungen. Drei Angriffe zu mehreren Wellen trieben die Engländer vor. Beim ersten nahmen sie der 11. bayer. Inf.Div. das Vorfeld ab, mußten es aber sofort den gegenstoßenden Bereitschaften wieder abtreten. Der zweite Angriff um 11 Uhr vormittags brach im Abwehrfeuer zusammen. Der dritte drang im Abschnitt des bayer. 22. Inf.Regts. gegen den Weiler Mofselmarkt vor und wurde hinter der Hauptwiderstandslinie zum Stehen gebracht.

5 Uhr nachmittags setzten die Reservebataillone aller drei Stellungenregimenter zum Gegenangriff an. Zwei Stunden lang ging es hin und her durch das Schlammfeld. Bei Anbruch der Dunkelheit saß der



Zerschossener Soldatenfriedhof bei Geluweid.



Reste der Kirche von Geluweid.



Passchendale im Juni 1915.



Passchendale im Dezember 1917.

Feind nur noch im rechten Regimentsabschnitt in einem Teile des Vorfeldes fest.

Vor Geluveld hatte man zunächst geglaubt, es handle sich nur um Scheinangriffe, die den Zweck verfolgten, die Aufmerksamkeit vom Zentrum des Schlachtfeldes bei Passchendale abzulenken. Diese Annahme offenbarte sich als ein blutiger Irrtum. Zwei englische Divisionen ließen ihre Wellen stundenlang sich gegen den Höhenrücken abmühen. Um die Mittagsstunde erschienen die Engländer unmittelbar am Rande von Geluveld. Das Inf. Regt. 179 von der 24. Inf. Div. drängte im Gegenstoß den Feind noch über die alte Linie zurück, geriet aber dabei in das eigene Artilleriefeuer und mußte seinen Gewinn wieder aufgeben. Geluveld blieb in deutscher Hand.

*

Nach abermals vier Tagen, am 30. Oktober, holten die Engländer zum neuen Schlage aus. Sturm fegte über die Trichter, untermischt von rauschenden Regengüssen. Graue Wolkenfetzen segelten gleich wehenden Tüchern über das Schlammfeld.

Schlagartig entfesselte sich kurz vor 7 Uhr vormittags das Trommelfeuer nach blutiger Gewohnheit. Die Wucht der Infanterieangriffe konzentrierte sich auf den Raum zwischen Poelkapelle und Passchendale und auf die alte Wetterecke bei und nördlich Geluveld.

Östlich Poelkapelle wies die dort eingesezte 3. Marinedivision den Gegner restlos ab. Auch die links von ihr stehende 5. bayer. Res. Div. behauptete ihren Trichterstreifen gegen alle Angriffe, mußte aber am Nachmittage ihren linken Flügel nordwestlich Passchendale auf Goudberg zurückbiegen, weil es den Engländern gelungen war, in den Abschnitt der dort kämpfenden 238. Inf. Div. einzudringen.

Wieder traf der Hauptstoß auf Mosselmarkt und Passchendale. Die Kampfбатаillone der 238. Inf. Div. bereiteten den aus dem Sumpfund des Raavebeel heraufsteigenden feindlichen Angriffswellen zweimal einen blutigen Empfang. Beim drittenmal war ihre Kraft erschöpft. In den beiden nördlichen Regimentsabschnitten der Division fiel die Hauptwiderstandslinie in englische Hand. Um 9 Uhr früh wurde bei strömendem Regen in Mosselmarkt und mitten in den Trümmern von Passchendale gekämpft.

Das Ringen war schauerlich und erbittert. Der Gegenstoß der Bereitschaften der 238. Inf. Div. traf mitten hinein und verstrickte sich in das wüste Hin und Her durch die Schutthaufen. Zäh hielten die Eng-

länder ihren Gewinn fest. Schon öffnete sich ihnen vom Ostrand des Dorfes aus der Blick in die Ebene von Roeselare.

In diesem kritischen Zeitpunkt erschien als vorgeschobene Staffel der Eingreifdivision das Inf.Regt. 172 auf dem wassertriefenden Schlachtfeld. Östlich Passchendale entwickelte es zwei Bataillone zum Gegenangriff. Ohne besondere Artillerievorbereitung schritt der Angriff auf das rauchende Dorf zu, traf in vollem Schwung auf die ermatteten englischen Stoßtrupps und trieb sie ohne Aufhalten über den Westrand zurück und in die Sumpffelder hinab. Überall wurde die alte Hauptwiderstandslinie erreicht, das Vorfeld blieb den Engländern.

Passchendale hatte zum ersten Male die Infanterieschlacht gespürt.

Es dauerte nicht zwei Stunden, bis der Engländer seinen neuen Angriff organisiert hatte. In sechs Wellen, der Feuerwalze folgend, trotz Sturm und Regen von Jagdfliegern begleitet, krochen die Angreifer aus dem Sumpf und drängten die tödlich ermatteten Verteidiger, Stellungsbataillone der Regimenter 465 und 464 von der 238. Inf.Div., abermals bis zum Rand der Höhe zurück. Das letzte, noch in Reserve gehaltene Bataillon der 172er bot ihnen hier Halt. Die deutsche Artillerie feuerte aus ihren Rohren zum Teil mit direktem Schuß in die englischen Reserven.

Nachmittagsdämmerung sank schon herab, als die Engländer zum dritten Male gegen den Trümmerhaufen von Passchendale anrannten. Der Angriff richtete sich gegen den ganzen Abschnitt der 238. Inf.Div. und den nördlichen Teil der links anschließenden 3. Garde-Inf.Div. Aus dem ersten mächtigen Anstoß entwickelten sich wechselvolle Einzelgefechte kleiner Gruppen ohne festen Zusammenhang miteinander. Noch in der Dunkelheit lärmte der Kampf um die Trichter. Der Feind lag unmittelbar südwestlich von Passchendale und vor Mosselmarkt. Die Höhenlinie blieb deutsch.

Eine neue Regennacht hob an. Mit schwerstem Feuer ließ der Engländer seine Rache an Passchendale aus.

*

Das graufige Finale dieser verzweifelten Schlacht beginnt.

Schon ist es November geworden. Der erste Frost härtet den Boden und vermehrt die Splitterwirkung der Granaten. Jedermann weiß, daß es um Passchendale gehen wird, obwohl das Dorf nichts mehr ist als ein geographischer Begriff.

Ströme von Blut sind geflossen von Boesingen bis Schaap Walie,

vom Bellewaardeteich bis nach Geluveld, von Wieltje bis nach Passchendaele. Niemals hat der Tod solche Orgien gefeiert wie in diesem Vierteljahre des Grauens. Nach vielen Millionen zählen die Granaten, nach vielen Zehntausenden die Toten, denen die Schlacht nicht einmal ein Grab gegönnt.

Und dennoch schreit diese Schlacht nach einer Fortsetzung, dem nahenden Winter zum Trotz. Schon stehen die Batterien bereit, schon türmt sich die Munition zu Stapeln, schon rücken die Sturmtruppen in ihre Angriffsräume. Die rasenden Wellen des Trommelfeuers rollen vorwärts und rückwärts und stauen sich um das Dorf, das einstmals die Perle des flandrischen Landes war.

*

Die Divisionen sind nicht mehr das, was sie früher waren, beim Verteidiger nicht und beim Angreifer nicht. Das eiserne Gesetz der Materialschlacht sorgt für Gleichheit im Nervenverbrauch, in der Ermattung, in den blutigen Verlusten. Es wäre sonst undenkbar, daß einzelne energische Angriffe kleiner Trupps ganze Regimentsabschnitte einreißen, und daß umgekehrt vier Maschinengewehre, noch feuerbereit und rücksichtslos eingesetzt, die Angriffswellen einer ganzen Division zum Umkehren zwingen.

Man beginnt den Sinn für die Bedeutung dieses verwüsteten, verschlammten, elenden Streifens Land im Verhältnis zum Wert des menschlichen Lebens zu verlieren, dieses Landes, das keine Ratte freiwillig bewohnen möchte und dem Hunderttausende von Menschen seit vier Monaten zum Leben und zum Sterben ausgeliefert sind.

Was nützt es dem Angreifer, durch jeden Stoß fünfhundert Meter vorwärts zu gelangen? Er kommt niemals an den jenseitigen Rand dieses verfluchten Trichtermeeres. Niemals sieht er einen grünen Streifen, ein Haus mit einem Dach, einen Garten, eine Bank. Der Tod und die Verwüstung schreiten an jedem Tage mit ihm und lassen sich nicht von den Ferseu schütteln, während die Wohnorte der Menschen und des Lebens immer tiefer hinter ihm versinken.

Was treibt den Verteidiger, den mit Leichen angefüllten Raum vor der Hauptwiderstandslinie unter neuen grausamen Opfern wiederzuerobern? Beim nächstenmal wird er ihn aufs neue verlieren und ebenso viele Menschen werden darin sterben. Bald wird durch die Menge der Toten kein Durchkommen mehr sein. Ist es nicht besser, dem Gegner diese Stätten des Grauens zu überlassen?

Aber die Macht der Gewohnheit ist stärker als solche Reflektionen des denkenden Gehirns. So wie der Angriff den Gegenstoß erzeugt, so erzeugt ein Schlachttag den andern. Das Trichtermeer, einmal der Erde aufgezwungen und in Wallungen gebracht, frißt sich in zäher, nimmermüder Beharrlichkeit weiter und nagt an den Rändern des Landes, wo noch Leben gedeiht. Anfangs glaubt jeder, das Gesetz des Handelns zu beherrschen, zum Schluß spüren beide, daß sie die Herrschaft längst verloren, und daß es der mörderische und gefräßige Zwang der Schlacht ist, der beiden seine Gesetze diktiert.

Darum wird weiter gerungen werden um Passchendale, obwohl es fast gleichgültig ist, wer die Trümmer beherrscht.

*

Die Tage sind schon so kurz, daß der Zeitpunkt des ersten Infanterieangriffs dauernd verschoben werden muß. Es ist nun einmal zur Gewohnheit geworden, daß im ersten Morgendämmern angegriffen wird.

Aber heute, am 6. November, machen es die Engländer absichtlich anders.

Das feindliche Störungsfeuer in der Nacht ist nicht stärker als sonst. Plötzlich morgens um 5 Uhr, bei voller Dunkelheit, erhebt sich der Lärm des Trommelfeuers. Er umfaßt nicht wie früher die ganze Angriffsfront, sondern er konzentriert sich auf den Südrand des Houthulster Waldes und den Raum von Geluvelde. Bei Passchendale zeigt sich nichts besonderes.

Es erscheint also als durchaus möglich, daß der Engländer an beiden Stellen größere Patrouillenvorstöße plant, die er noch bei Dunkelheit ausführen will.

Aber schon eine halbe Stunde später umfaßt der Feuerorkan die gesamte Front vom Blankaartsee bis nach Zandvoorde.

Sollte also ein Großangriff bevorstehen? Es sind noch anderthalb Stunden bis zur Morgendämmerung. Vor der Dämmerung anzugreifen wäre taktischer Unsinn, weil alle Verbände sofort durcheinandergeraten müssen. Ein Trommelfeuer bis zum Beginn der Dämmerung, also von anderthalb Stunden Dauer, wäre aber nach den bisherigen Erfahrungen ganz ungewöhnlich.

Um 6 Uhr hat man den Eindruck, daß besonders der nördliche Teil der Angriffsfront unter Feuer liegt. Mag sein, daß der Engländer

gegen den Houthulster Wald antreten wird. Bei Paschendale ist immer noch nichts außergewöhnliches zu erkennen.

Um 6.30 Uhr endlich deckt der Engländer seine Karten auf. Über dem Abschnitt der 4. und der 11. Inf.Div. vor Paschendale, der ersteren von der Gruppe Staden, der letzteren von der Gruppe Ypern, tobt die Hölle. Nun weiß jedermann, was hier gespielt wird.

Soudberg, Mosselmarkt und Dorf Paschendale versinken unter dieser feurigen Granatensaat rettungslos. In den Dorftrümmern wühlen die schweren Kaliber mit urweltlichem Getöse und lang emporfahrenden Flammen. Draußen im Trichterfeld hämmert der flirrende Platzregen der Feldgeschütze. Man mag den Blick nicht hinlenken auf diese grandiose Vernichtungsraserei und kann ihn doch nicht davon lassen. Schon sind die Eingreifdivisionen im Alarm, denn heute wird es heiß hergehen um Paschendale.

Es regnet noch nicht, aber die Flammenstrahlen der Explosionen beleuchten schon tiefhängende Wolken, die wasserbeladen gleich trägen Untieren über dem höllischen Brodem schwimmen.

Die deutsche Artillerie gibt ruhiges Störungsfeuer. Sie wartet. Es kann nicht lange dauern, bis die Leuchtflugeln vorn ihren flehenden Tanz beginnen.

Einzelne englische Flieger nehmen ihre Plätze in diesem furchtbaren Theater ein. Sie drängen sich zwischen Wolken und Feuermeer, grell beleuchtet und von unsichtbarem Eisen umschwirrt. Die Nacht verschlingt sie abwechselnd und speit sie wieder hervor. Es kann nur noch nach Minuten zählen, bis der Vorhang sich hebt und die Akteure die Bühne betreten.

Bleich kündet die Dämmerung sich an. Zwielicht vermischt sich mit den gelben Stichflammen, die aus den Trichtern aufzucken. Die Umrisse der Höhe enthüllen sich grau und nackt. Hemmungslos prasselt der eiserne Hagel.

Plötzlich um 6.50 Uhr geschieht ein Wunder.

Das Chaos verstummt jäh, der Tanz der grauen Schleier wird mit einem Male beendet. Es ist so still, daß man das Surren der Flieger vernehmen kann.

Endlich begreift man, daß die deutsche Feldartillerie unbekümmert um das Verstummen der Engländer ihr ruhiges Störungsfeuer fortsetzt. Nach einigen Minuten verstummt auch sie.

Ein paar Maschinengewehre hämmern ihre dünne Musik. Da niemand ihnen antwortet, verstummen sie.

Alles ist verstummt, alles ist tot.

Wenige Minuten fürchterlicher Nervenanspannung hüben und drüben.

Dann bricht es ebenso plötzlich wieder los. Es klingt, als feuerten alle Rohre auf einmal. Die Uhr zeigt punkt 7 Uhr.

Sekunden nur später lärmte auch das deutsche Sperrfeuer. Die Artillerie hat auf Leuchtkugelzeichen nicht erst gewartet.

*

Der rechte Flügel der 4. Inf.Div. — es stehen dort die Regimenter 140 und 14 — weist alle englischen Angriffe ab, ohne einen einzigen Trichter aufzugeben. Auf dem linken Flügel, der vor Goudberg und Mosselmarkt liegt, und im ganzen Bereich der links anschließenden 11. Inf.Div., also unmittelbar vor Passchendale, dringt der Engländer mit starken Infanteriemassen ins Vorfeld ein. Die Bereitschaften treten zum Gegenstoß an. Nach zwei Stunden ist das Vorfeld fast völlig vom Feinde gesäubert.

Aber das wilde Feuer läßt nicht nach. Es ist erst 11 Uhr vormittags, das Wetter einigermaßen trocken. Die Gruppe Ypern hat schon Teile der Reserve-Regimenter 7 und 10 von der 5. bayer. Res.Div. aus den Eingreifräumen gegen Passchendale vorrücken lassen, wo die Bataillone in schwer beschossenen Stellungen auf Befehle warten. Der Tag ist noch lange nicht entschieden.

Gegen Mittag bricht der erwartete neue englische Angriff los. Er wird von kanadischen Bataillonen ausgeführt, die, geschickt die Sumpfstrecken des Raavebeekgrundes umgehend, rechts und links von den Dorftrümmern sich entfalten.

Die deutschen Truppen leisten verzweifeltsten Widerstand, aber der Gegner wirft immer neue Wellen ins Gefecht. Von Trichter zu Trichter geht es rückwärts. Die englische Feuerwalze liegt splitternd und krachend auf dem Höhenrücken und schließt die schwachen Besatzungen im Vorfeld von den Reserven ab. Sie werden nacheinander erledigt oder gefangengenommen. Die wenigsten entrinnen.

Schon wird zum zweiten Male in Passchendale gekämpft.

Inf.Regt. 51 und Gren.Regt. 10, beide von der 11. Inf.Div., werfen ihre letzten Reserven ins Feuer. Die Division setzt das Reservebataillon des Fluf.Regts. 38 zum Gegenstoß an. Das Bataillon kann die Straße Westroosebeke—Passchendale wegen des furchtbaren Abriegelungsfeuers nicht überschreiten und bleibt in den Trichtern hinter der Straße liegen.

Hin und her geht es durch Passchendale.

Zuerst scheint es, als erlahme die Kraft der Angreifer. Aber die Bereitschaften des Gren.Regts. 10 treffen bei dem Versuche, den Ort wieder zu nehmen, auf einen neuen englischen Angriff, der aus dem Westteil hervorbricht.

Angriff und Angriff, über den Trümmern zusammenprallend, versetzen sich zu einem Gemenge blutiger Einzelkampfhandlungen, die sich gleichzeitig im ganzen Trümmerkomplex abspielen. Von einer einheitlichen Gefechtsführung, von einer zusammenhängenden Linie ist keine Rede mehr. Das Feuer beider Artillerien schlägt wahllos dazwischen.

Am Nachmittag ist Passchendale verloren.

Hier und da mehrt sich noch ein deutscher Trupp seiner Haut, aber die Übermacht erschlägt sie alle. Die Front verläuft nun mitten durch Goudberg hindurch, östlich an Mosselmarkt vorüber und umspannt Passchendale mit einem großen Bogen, der vom Nordrand des Dorfes zum Ostrand und Südrand führt. Das rechte Stellungenregiment der 11. Inf.-Div., die 38er Füsilier, liegt fast südlich gegen das Dorf gekehrt. Die Kanadier sitzen konzentrisch umfaßt in den Trümmern. Sie werden ihres Daseins nicht froh, obwohl ihnen mancherlei Beute, darunter auch einige Geschütze, in die Hände gefallen ist.

Die Verluste aller an der Abwehr beteiligten Regimenter der 4. und 11. Inf.Div. sind außerordentlich schwer. Zu allem Überfluß beginnt es wieder zu regnen. Das Durcheinander der Verbände ist unbeschreiblich, die neue vordere Linie kann kaum ermittelt werden. Tiefe und breite Lücken klaffen an vielen Stellen.

Schon um 3 Uhr nachmittags stellt die Gruppe Opfern der 11. Inf.-Div. ihre gesamten noch greifbaren Reserven zur Verfügung, um unter allen Umständen noch vor dem Abend das Dorf wiederzunehmen. Es sind ein Bataillon des bayer. Res.Inf.Regts. 7 und zwei Bataillone des Inf.Regts. 51. Teile des Garde-Füsilierregiments, von der 3. Garde-Inf.Div. entnommen, sind schon früher eingesetzt worden.

Ein zeitraubendes Hin und Her zwischen den Befehlsstellen beginnt. Die Gruppe drängt auf äußerste Eile, die Division mahnt zu umsichtiger Vorbereitung, da man es mit einem starken Gegner zu tun habe, der seinen Gewinn unbedingt behalten wolle.

Die Bataillone liegen unterdessen untätig im schwersten Feuer und haben große Verluste. Die Befehlsverbindungen reißen fortwährend ab. Als schließlich die zum Gegenangriff eingeteilten Verbände ihre Aufgaben kennen, spricht die Division die Befürchtung aus, der Angriff werde in die Dunkelheit geraten und sich verzetteln. Die Gruppe ist

gegenteiliger Ansicht, sie hält die Dämmerung für die günstigste Gelegenheit, das Angriffsziel zu erreichen.

Unterdessen umschließt der Kranz des Gefechts das zertrümmerte Dorf nach wie vor mit seinem Lärm, seinen heißen Farben und seinen Eisensplittern. Mehrere Versuche der Kanadier, gegen Osten vorzudringen, werden abgeschlagen. Sie bleiben in der Zange. Jeder kämpft auf gut Glück. Alles wartet auf das angekündigte Eintreffen der Gegenangriffstruppen.

Übermals drängt die Gruppe auf sofortige Durchführung des Angriffs. Die Hauptkraft des Stoßes sei auf den Raum nördlich des Dorfes zu legen. Von dort nach Süden sich wendend müsse das Dorf abgeschnitten werden. Fünfzehn Stoßtrupps vom Sturmbataillon Rohr sind auf Lastautomobilen herangebracht worden, sie stehen zur Verfügung.

Neue Verzögerung. Die im rechten Nachbarabschnitt bei der 4. Inf.-Div. zum Gegenangriff angesetzten Bataillone der bayer. Ref.Regimenter 7 und 10 sind noch nicht angriffsbereit. Das Vorgehen soll aber unbedingt in beiden Divisionsabschnitten gleichzeitig erfolgen. Aus Paschendale drohen neue englische Vorstöße.

Zwei Bataillone des bayer. 3. und 13. Inf.Regts. (11. bayer. Inf.-Div.) sind soeben in den Bereitschaftsräumen eingetroffen. Die Gruppe üppern unterstellt sie sofort der 11. Inf.Div., aber sie müssen erst ihre Aufgaben kennenlernen, ehe der Angriff erfolgen kann.

Kostbare Zeit geht immer wieder verloren. Der Regen fällt ohne Aufhören. Bald werden sich die Truppen kaum noch bewegen können, die Verluste sind andauernd hoch. Schon beginnt es zu dämmern.

Endlich um 7 Uhr abends ist überall die vollzogene Bereitstellung gemeldet. Der Angriffsbefehl wird erteilt.

Aber die Artilleriesvorbereitung klappt nicht. Die Feldartillerie hat zum Teil schon um die Mittagszeit die für den Gegenangriff bestimmte Munition verschossen, weil der Befehl über die Verschiebung des Angriffs auf den Abend sie nicht erreicht hat. Viele Batterien wissen überhaupt nicht, daß der Angriff nun für den Abend angeordnet ist.

Die Zeitspanne zwischen Ausgabe und Eintreffen des Angriffsbefehls ist zu kurz. Manche Bataillone haben den Befehl noch gar nicht erhalten, während ihre Nachbarn schon die Trichter verlassen und vorgehen. Die Nacht und der Regen vermehren das Durcheinander.

Mit unverminderter Kraft tobt das englische Abriegelungsfeuer.

Die 11. Inf.Div. wendet sich an die Gruppe üppern. Schließlich, um

11 Uhr abends, hebt die Gruppe den Angriffsbefehl auch formell auf; praktisch war es bereits lange vorher geschehen.

Die Folge dieses verhängnisvollen Hin und Her ist nun ein gänzlichliches Durcheinander unter den Kampftruppen, deren Ordnung sich im Laufe der Nacht unter den schwersten Bedingungen und großen Verlusten abspielt.

Paschendale bleibt in der Hand der Kanadier.

*

So endet der 6. November hier mit einem Rückschlag der deutschen Waffen, obwohl sich alle beteiligten Truppen mit großer Tapferkeit geschlagen haben. Wieder gießt jener furchtbare Regen vom nächtlichen Himmel, der schlimmer fast als das Granatfeuer der Engländer das verwüstete Schlachtfeld beherrscht.

Noch weiß niemand, ob die Kanadier versuchen werden, sich im Morgengrauen des bang erwarteten 7. November aus der gefährlichen Zange zu befreien, die Paschendale mit glühenden Schläunden umspannt. Sicher ist, daß, wenn sie an diesem Morgen noch nicht angreifen, sie es spätestens in einigen Tagen tun werden. Das Armeeoberkommando rechnet sogar damit, daß die Engländer, durch die Eroberung von Paschendale ermutigt, durch einen doppelten Angriff von Poelkapelle her östlich und aus Paschendale nördlich den letzten Teil des Höhenzuges bis nach Westroosebeke hin zu nehmen bemüht sein werden.

Gleichzeitig ergehen auf deutscher Seite alle erforderlichen Befehle, um die Wiedereroberung des Dorfes in die Wege zu leiten. Man glaubt indessen, diese Absicht nicht vor dem Einsatz frischer Truppen, das heißt also frühestens in drei bis vier Tagen, durchführen zu können. Inzwischen gelangt man aber zu der Auffassung, daß es besser ist, den Engländer in Paschendale zu belassen, weil man ihn dort konzentrisch umfaßt und seinen Angriffsversuchen am wirksamsten begegnen kann.

Angespannte Tage vergehen. Neue Eingreifdivisionen werden herangeführt, die am härtesten mitgenommene 11. Inf.Div. wird durch die 44. Res.Div. abgelöst. Am 8. November läßt die Gruppe Ypern durch 28 schwere Batterien von 4 Uhr nachmittags an das vernichtete Dorf beschießen, um die inzwischen entstandenen englischen Stellungsbauten zu zerstören. Die feindliche Artillerie antwortet mit einem wilden Vergeltungsfeuer, das stundenlang über dem Abschnitt um Paschendale tobt und bald nach rechts und links übergreift. Eine Zeitlang hat

man den Eindruck, als handele es sich um die Vorbereitung eines in den Abendstunden geplanten neuen Massenangriffs. Alarmbefehle ergehen, die Bereitschaften werden vorgezogen. Aber im Anfang der Nacht ermattet das scharfe Artillerieduell.

Am 9. November brüllt von morgens 5 Uhr an bis um 8 Uhr das englische Trommelfeuer zwischen Geluveld und Zandvoorde im Abschnitt der Gruppe Wijtschate. Die deutsche Führung läßt sich nicht beirren. Sie behält den Blick auf Paschendale und Mosselmarkt gerichtet. Tatsächlich erfolgen in dem beschossenen Abschnitt keinerlei Infanterieangriffe, es war nur ein blutiges Ablenkungsmanöver.

Aber auch bei Paschendale bleibt es still, die englischen Vorbereitungen sind noch nicht beendet.

*

In der Frühe des 10. November, bei regnerisch-stürmischem Wetter unternehmen die beiden rechten Stellungen Divisionen der Gruppe Staden zwei größere Patrouillenvorstöße zur Erweiterung des deutschen Vorfeldes. Zwei Kompagnien des Inf.Regts. 466 (239. Inf.Div.) erobern einen englischen Betonbunker und machen achtzehn Gefangene. Patrouillen der Regimenter 120 und 123 von der 27. Inf.Div. machen es ihnen gleich und nehmen ein englisches Maschinengewehr mit einigen Gefangenen.

Die beiden Unternehmungen sind gerade beendet, als ein Trommelfeuer von furchtbarer Heftigkeit über die linke Flügeldivision der Gruppe Staden, die bewährte 4. Inf.Div., und die neu eingesezte rechte Flügeldivision der Gruppe Ypern, die 44. Res.Div., losbraust. Es ist kurz vor 7 Uhr morgens und der Regen rieselt in zähen Fäden.

Zwanzig Minuten lang heult der Orkan von Goudberg bis südlich Paschendale. Die Engländer glauben, sich die Bekämpfung der deutschen Artillerie ersparen zu können. Fast ihre sämtlichen Rohre sind auf die vordere deutsche Kampfzone bis zu zwei Kilometer Tiefe gerichtet.

Im ersten Dämmerlicht treten die Truppen der 1. kanadischen Division, die am 6. November so erfolgreich gekämpft, und der 1. und 2. englischen Division, alles vorzügliche Sturmtruppen, zum Infanterieangriff an.

Die Vernachlässigung der deutschen Artillerie rächt sich bitter. Im konzentrischen Feuer der Artillerie beider angegriffenen Divisionen, unterstützt von den flankierenden Batterien der Gruppen Staden und Wijtschate, ja, selbst unter Teilnahme des schweren Flachfeuers der

Gruppe Diksmuide, brechen die englischen Massenangriffe fast überall unter ungeheuren Verlusten zusammen.

Im mittleren Regimentsabschnitt der 4. Inf.Div. wirft das Inf.-Regt. 49 die ersten feindlichen Wellen aus einer schmalen und flachen Einbruchsstelle hinaus und macht noch sechzig Gefangene. Die von der Gruppe Staden der 4. Inf.Div. sofort nach Erkennen des Angriffs zur Verfügung gestellten Bataillone der 199. Inf.Div. brauchen nicht eingesetzt zu werden.

Der Angriff auf den rechten Flügel der Gruppe Ypern, gegen die 44. Res.Div., erfolgt zeitlich fast eine halbe Stunde später. Vielleicht denkt der Engländer dadurch die Batterien dieser Division abzulenken und zum Einschwenken gegen die Front der 4. Inf.Div. zu veranlassen. Aber er verrechnet sich gründlich. Im gleichen Augenblick, in dem seine Kolonnen aus Paschendale heraus antreten, werden sie vom Sperrfeuer glühend empfangen und zu Boden gezwungen. Wo sie im zähen Vorwärtsarbeiten einige Vorteile erreichen, werden sie bis 10 Uhr vormittags überall durch die deutschen Bereitschaften wieder geworfen.

Der Tag währt noch lang. Es ist noch zu früh, das Geheul der Granaten und das Geknatter der Maschinengewehre verstummen zu lassen. Die graufige Monotonie immer wiederholter Massenangriffe gegen ein und dasselbe Ziel ist bereits zur Gewohnheit geworden. Man rechnet mit dem Erfolg nur noch als mit einem Zufall. Der Zufall muß durch die Wiederholung herausgefordert werden.

Kurz vor der Mittagsstunde erkennen die deutschen Beobachtungsstellen im Raume von Mosselmarkt starke feindliche Bereitstellungen. Uebermals klappt die Arbeit der deutschen Batterien wie am Schnürchen. Fast die gesamte Artillerie der Gruppe Ypern, Teile der Gruppe Wijtschate zur Linken und einzelne Batterien der im eigenen Abschnitt stark beanspruchten Gruppe Staden vereinigen ihr Vernichtungsfeuer über Mosselmarkt und seiner Umgebung zu einem wüsten Hagel.

Gleichwohl machen englische Infanteriewellen eine Stunde später einen schwächlichen Versuch, aus dem beschossenen Raum heraus vorzugehen. Aber das Rückgrat ist ihnen bereits gebrochen. Im Sperrfeuer flattern die Angreifer vor dem deutschen Vorfeld auseinander. Nur hier und da mischt sich ein Maschinengewehr in den Lärm.

Um 2 Uhr nachmittags wird es nach kurzer Trommelei im Nordteil von Paschendale lebendig. Zahlreiche starke Angriffswellen rücken gegen das Res.Inf.Regt. 208 von der 44. Res.Div. vor. Artillerie- und Maschinengewehrfeuer schlägt sie im rechten Teil des Regimentsabschnitts

nieder. Links werden die deutschen Sicherungen bis auf die Hauptwiderstandslinie zurückgedrückt. Es dauert nicht lange bis das Bereitschaftsbataillon der 208er in strömendem Regen den Gegenstoß unternimmt und den Feind in einem einzigen Schwung noch über die alte Linie hinaus zurücktreibt.

Das Res.-Inf.-Regt. 208 hat an diesem Tage die schwerste Last zu tragen. Unmittelbar vor Passchendale liegend zieht es immer wieder den Hauptsturm der Kanadier und der 2. englischen Division auf sich. Schon um 4 Uhr nachmittags bricht der Gegner nach neuem Vorbereitungsfuer aus den Dorfstrümmern hervor und unternimmt seinen vierten tiefgegliederten Angriff gegen das Regiment. Im rasenden Feuer der Artillerie und der Maschinengewehre erstickt die Bewegung der ersten Wellen, die rückwärtigen kehren schleunigst um und verschwinden im Dorf.

Noch einmal um 5 Uhr südlich von Passchendale, noch einmal in der Nacht nördlich davon versuchen die Kanadier sich Erleichterung zu verschaffen. Sie gewinnen nicht einen einzigen Schrittbreit Boden.

*

*

*

Die Schlacht ist beendet.

Nicht lange, und der erste Schnee fällt vom grauen Himmel in die wassergefüllten Trichter. Zuerst vermischt er sich mit dem Schlamm und verschmilzt mit der breiigen Masse. Eines Morgens aber bleibt er liegen und überzieht die Stätten des Grauens mit seiner weißen Decke.

Es geht nicht von heute auf morgen. Es dauert Tage und Wochen, bis die wilde Raserei des Feuers, das diesen Landstreifen vernichtet, allmählich einschläft.

Noch oft steigen die farbigen Leuchtkugeln auf. Noch oft kllirrt die stählerne Musik des Sperrfeuers am Houthulster Wald, östlich Poelkapelle, ringsum Passchendale, vor Beselare und bei Geluveld. Aber es gibt keine geschlossenen Infanterieangriffe mehr, die dritte und letzte Serie der Angriffsstöße ist beendet. Der Winter tritt seine Herrschaft an.

Gräben entstehen und Hindernisse. Erst sind es wenige und schwächerte Versuche, die der immer noch wachsame Orkan des Artilleriefeuers wieder zerreißt. Dann fügen sie sich dichter zusammen, bilden Reihen, Linien und Rege.

Schließlich legen sie ihren Gürtel rings um den flandrischen Tod, der sich müde und satt gelärmt hat.





Kurze Übersicht über den Verlauf der Flandernschlacht vom 27. Mai bis 3. Dezember 1917.*)

I. Der Kampf um den Wijtschatebogen und Vorbereitungskämpfe für die Sommer Schlacht 1917 in Flandern (27. Mai bis 21. Juli).

Flandern war 1917 für die britischen Belange der wichtigste Kampfplatz des Weltkrieges. Von seiner Küste aus umfaßten die deutschen U-Boote das Inselland. Nach den Schlupfwinkeln dieser unheimlichen Peiniger, nach Brügge und Zeebrügge, zielte deshalb der englische, sehr sorgfältig vorbereitete, gewaltige Stoß. Seit den Tagen der Arras-Schlacht rechnete die deutsche 4. Armee, die unter Führung des Generals der Infanterie Sigt v. Urm in auf dem rechten Flügel der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht von Bayern (Chef d. Genst. Generallt. v. Kuhl) die Front von dem Meer bis über die Ys hin verteidigte, mit einem Angriff.

Für den ersten Sprung in die flandrische Ebene hat sich der Engländer die Einnahme des Höhenzuges zwischen Wijtschate und Meesen zum Ziel gesetzt. In den Eingeweiden dieser Bodenwelle mühen seit Jahren deutsche und englische Mineure.

Nach Sprengung der deutschen Stellung am 7. Juni im Wijtschatebogen (von der Doppelhöhe 60 und 59, südöstlich Zillebete, bis zum Ploegsteelter-Wald) gewinnen drei englische Korps mit insgesamt 12 Divisionen den Höhenkamm und überrennen die 5 deutschen Divisionen (204., 35., 2., 40. Inf.Div. — mit 3. bayer. Inf.Div. in Auflösung begriffen — sowie 4. bayer. Inf.Div.) der Gruppe Wijtschate (Gen.Kdo. XIX. A.K.). Durch Gegenangriff kann die Sehenstellung behauptet und der Durchbruch verhindert werden. Aber die Engländer erhalten damit nicht nur Einblick in die Ys-Niederung, sondern machen durch Besetzung des Höhenrückens von Wijtschate für den beabsichtigten Vorstoß von Ypern in Richtung Ostende die Flanke frei; außerdem veranlassen sie die 4. Armee, in Folge ungünstiger Verteidigungsmöglichkeit der Sehenstellung, die Hauptwiderstandslinie ihrer Gruppe Wijtschate

*) Bearbeitet bei der Schriftleitung von Oberst a. D. Ludwig Lange.

noch weiter ostwärts zurückzuverlegen. In der letzten Junihälfte und in den ersten Wochen des Juli finden keine größeren Infanteriekampfhandlungen statt, dafür sind die feindlichen Flieger sehr tätig. Die Zahl der Batterien wächst immer mehr, das Artilleriefeuer steigert sich. Vom 20. Juli wird täglich mit dem Beginn des Sturmes gerechnet. Die gewaltigen Vorbereitungen der Engländer und der nördlich Boesingen eingeschobenen 1. französischen Armee sind jedoch noch nicht vollendet.

II. Die Sommer Schlacht 1917 in Flandern.

(22. Juli bis 17. September.)

Am 28. Juli unternimmt der Engländer einen erfolgreichen Vorstoß über den Kanal zwischen Het Sas und Boesingen gegen den linken Flügel der Gruppe Diksmuide (49. Ref.Div.) und den rechten Flügel der Gruppe Ypern (23. Ref.Div.). Er bringt ihm einen Geländegewinn in einer Breite von etwa 2 km und einer Tiefe bis zu 1 km, auch wird dadurch der rechte Flügel der Gruppe Ypern (Gen.Kdo. III. bayer. A.R.) schwer bedroht.

Die 5. englische Armee unter General Sir Hubert Gough führt am 31. Juli den Hauptstoß zwischen Boesingen und der Straße Zillebefe—Zandvoorde, die südlich anschließende 2. englische Armee geht gegen die Gruppe Wijtschate (Gen.Kdo. IX. A.R.) vor. Die Front der Gruppe Ypern (3. Garde-Inf.Div., 235. Inf.Div. und 38. Inf.Div.) wird aufgerissen. Hinter den Steenbeek bis Langemark, über die Albrecht- und Wilhelmstellung bis nach Grafenstapel und bis nahe an die Trümmer von Zonnebefe zurückgedrängt, gelingt es durch geschickten Einsatz den mit Schwungkraft vorgeworfenen Eingreifdivisionen (50. Ref.Div. und 221. Inf.Div.) und Teilen der aus dem Abschnitt der Gruppe Wijtschate herbeieilenden 119. Inf.Div. die Lage wiederherzustellen. Erfolgreich können die 6. bayer. und 22. Ref.Div. am rechten Flügel der Gruppe Wijtschate die Albrechtstellung und den Westrand des Parkes von Herenthage halten, während am linken Flügel der Gruppe Diksmuide (Gen.Kdo. XIV. A.R.) die 40. und 111. Inf.Division hinter den Steenbeek vorübergehend zurückgedrängt werden. Auch kann die zum Gegenangriff angeführte 2. Garde-Ref.Div. das verlorengegangene Wikschote nicht zurückerobern. Der Angriff gegen die 40. (säch.) Division wird von Teilen der 1. französischen Armee geführt.

Unter ungeheuren Opfern gelingt es den Gegnern, die deutschen Truppen am 31. 7. aus dem vorderen Rand des Stellungssystems

herauszudrücken; der mit beispielloser Wucht nach langer Vorbereitung mit doppelter infanteristischer und mindestens dreifacher artilleristischer Überlegenheit geführte Großangriff aber hat an keiner Stelle der weiten Front einen durchschlagenden Erfolg. Das gesteckte Ziel, die Eroberung der Wilhelmstellung, ist nicht erreicht.

Der am 31. Juli nachmittags einsetzende, volle 8 Tage anhaltende Landregen hindert den Engländer nicht, am nächsten Tage seine Anfangserfolge auszuwerten. Aber nur kleinere örtliche Geländegewinne trotz der mit größter Zähigkeit gegen die Gruppe Ypern (3. Garde-Inf.Div., welcher die 79. Res.Div. zu Hilfe kommt) und gegen die Gruppe Wijtschate (52. Res.Div., 22. Res.Div., 10. bayer. Inf.Div., 18. Res.Div. und 16. Inf.Div.) bis zum Abend wiederholten Anstürme sind ihm beschieden.

Immerhin ist auch der 1. August ein schwerer Kampftag.

Bei der Gruppe Diksmuide wird auf die Wiedereroberung von Bixchoote wegen Mangel an frischen Kräften endgültig verzichtet und damit die Hauptwiderstandslinie entsprechend zurückverlegt.

Ohne einheitlichen Zusammenhang setzt der Engländer die Schlacht in den folgenden Tagen mit Teilangriffen fort, denen sich der Franzose am 4. August nordwestlich Bixchoote mit gleichem Mißerfolg anschließt. Auch die gemeinsam am 7. August gegen die ganze Front der 2. Garde-Res.Div. und 79. Res.Div. geführten, bis in die Nacht hinein wiederholten Angriffe scheitern.

Das am 10. August auf breiter Front einsetzende feindliche Trommelfeuer läßt auf neuen Großangriff schließen, der sich indessen nur gegen die an der Nahtstelle der Gruppen Ypern und Wijtschate kämpfende 54. Inf.Div. und 52. Res.Div. — aber dort mit aller Wucht — richtet. Klar wird die Absicht des Engländers erkannt, die vor den Höhen zwischen Zonnebefe und Zandvoorde liegenden Waldstücke in die Hand zu bekommen. Erst mit deren Wegnahme vermag er den Höhenrücken zu gewinnen, dessen gefährliche Flankenwirkung er am 31. Juli kennengelernt hat.

Alle jedoch am 10. August errungenen örtlichen Gewinne in der Albrechtstellung und am Westrand des Nonnebosschen werden dem Engländer am 11. und 13. August durch Gegenangriffe der 54. Inf.Div. und der an Stelle der 52. Res.Div. getretenen 34. Inf.Div. wieder entzissen. Zum ersten Mal wird bei der 52. Res.Div. am 10. August um

den Herenthage-Parl gekämpft, um welchen noch viel Blut fließen soll, der aber an diesem Tage in deutschem Besitz bleibt. Während es auf dem rechten Flügel der nördlich davon kämpfenden 54. Inf.Div., trotz aller bis in die Dunkelheit dauernden feindlichen Anstürme gelingt, sich in ihrer Stellung zu behaupten, bleibt am linken Flügel der Westrand des Nonneboschen in Feindeshand, um dann am 11. August nach wechselvollen Kämpfen wieder in deutschen Besitz zurückzugelangen.

Die nächsten Tage bringen heftige und erfolgreiche Abwehrkämpfe für die 214. Inf.Div., welche an die Stelle der 2. Garde-Res.Div., getreten ist, am linken Flügel der Gruppe Diksmuide und ebenso für die 79. Res.Div. auf dem rechten Flügel der Gruppe Ypern um den Besitz des Steenbeeks.

Am 14. August gelingt der 54. und 34. Inf.Div. die Wiedereroberung des Westrandes des Nonneboschen trotz heftigster englischer Gegenangriffe, dagegen verlaufen die Kämpfe um den Besitz des Steenbeeks nicht ebenso glücklich, obwohl Teile der als Eingreifdivision bereitgestellten 183. Inf.Div. in den Kampf geworfen werden. Der Engländer kann, wenn auch nur in begrenztem Raume, auf dem östlichen Steenbeekufer festen Fuß fassen.

Am 16. August tobt ein neuer Großangriff. Auf einer Frontbreite von fast 30 km stößt der Feind vor. Die ganze Gruppe Wijschate kämpft mit Erfolg, ebenso die 54. Inf.Div. am linken Flügel der Gruppe Ypern, welcher Teile der 3. Res.Div. zur Hilfe kommen. Auch die 5. bayer. Inf.Div. in der Gruppenmitte hält stand, muß aber die Trümmer von St. Julien dem Feinde endgültig überlassen. Schwer trifft der englische Angriff die Nahtstelle am Nordflügel der Gruppe Ypern (79. Res.Div.) und am Südflügel der Gruppe Diksmuide (214. Inf.Div.). Mittlings der Bahn Staden—Ypern dringt der Engländer in breiter Front über den Steenbeek, über Langemark und über die Wilhelmstellung auf Poelkapelle vor. Hier trifft ihn der Gegenstoß der 183. Inf.Div., und mit Hilfe der 5. bayer. Inf.Div. sowie der über Keerlesare vorgehenden 12. Res.Div. wird eine geschlossene Front am rechten Flügel der Gruppe Ypern wieder erreicht. Weniger glücklich ist die 214. Inf.Div., welcher trotz Eingreifens der 9. bayer. Res.Div. nur das Festhalten des nördlichen Broenbeekufers gelingt. Weiter nördlich glückt es dem Franzosen, den deutschen Vorposten Drie Grachten und das Westufer der Martjevaert zu entreißen.

Trotz dieser örtlichen Gewinne, besonders der Steenbeeklinie, ist für den Engländer der 16. August ein Fehlschlag. Das von ihm gesteckte Tagesziel erreicht er nicht dank der energisch vorgetragenen Gegenangriffe der Eingreifdivisionen. Auch die Angriffstage am 17., 18. und 20. August, an welchen mit besonderer Heftigkeit im Raume beiderseits der Bahn Staden—Ypern und südlich bis St. Julien gekämpft wird, bringt dem mit Tanks angreifenden Feinde keinen nennenswerten Erfolg. Deutscherseits muß aber von einer Wiedernahme des blutgetränkten Bodens von Langemark abgesehen werden.

Der eingehend im Kapitel „Herenthage“ dargestellte vierte englische Großangriff am 22. August richtet sich besonders gegen die 26. Inf.Div., die 12. Res.Div. und 121. Inf.Div. im Gruppenabschnitt Ypern und gegen die 34. Inf.Div. und 9. Res.Div. am rechten Flügel der Gruppe Wijschate. Er findet erst mit dem 24. August seinen Abschluß. Das erstrebte Angriffsziel — die Wilhelmstellung — erreicht der Engländer jedoch wiederum nicht.

Am 23. August geht die Führung der Gruppe Diksmuide vom Generalkommando des XIV. A.K. auf das des Gardekorps über. Bei der Gruppe Ypern wird in der Nacht zum 24. August durch Einschieben der 204. Inf.Div. zwischen die 26. Inf.Div. und 12. Res.Div. ein vierter Kampfabschnitt gebildet.

Noch toben erbitterte Kämpfe am 26. und besonders am 27. August, vorwiegend im Bereich der Gruppen Ypern und Wijschate, aber die englischen Divisionen, welche rücksichtslos vorgetrieben werden, erweisen sich vielfach nicht mehr als sehr kampfesfreudig. Die Sommerschlacht in Flandern findet am 6. September ihren eigentlichen Abschluß; an diesem Tage können sich die württembergischen Divisionen (26., 204. und 27. Inf. Div.) einen neuen Ehrentag erstreiten.

III. Die Herbstschlacht 1917 in Flandern.

(18. September bis 3. Dezember.)

Im Gegensatz zu den letzten Angriffen, bei welchen der Feind auf schmaler Front vorgestürmt war, erfolgt am 20.9. der Großangriff in einer Frontbreite von 15 km, von Langemark bis zum Rnie des Ypern—Oss-Kanals, zugleich mit einem Ablenkungsstoß gegen die 32. Inf.Div. auf dem linken Flügel der Gruppe Wijschate. Während bei der Gruppe Ypern die am rechten Flügel kämpfende 208. Inf.Div., anfänglich zurückgedrängt, durch Gegenstoß ihre Lage selbst wiederherstellen kann,

wirft die Eingreif-Division (234. Inf.Div.) den bei der südlich kämpfenden 36. Inf.Div. anfangs tief eingebrochenen Gegner wieder zurück. Bei der 2. Garde-Res.Div. ist der feindliche Einbruch jedoch erheblich; mit ihren letzten Reserven und der zum Gegenangriff vorgehenden 236. Inf.Div. (Eingreif-Division) wird der Feind dann wenigstens bis auf die Wilhelmstellung zurückgedrückt. Sowohl bei der am linken Flügel der Gruppe Ypern kämpfenden 121. Inf.Div., wie bei der bayer. Ersatz-Div. am rechten Flügel der Gruppe Wijtschate vermag der in vier dichten Wellen angreifende Engländer sich ebenfalls in den Besitz der Wilhelmstellung zu setzen und schnell in ihr einzurichten; Teile der 236. Inf.Div. haben vergeblich versucht, dies zu verhindern. Erfolgreicher kämpft dagegen weiter südlich die 9. Res.Div. Die mit Lastautos vorgezogene 3. Res.Div. — als Eingreifdivision der zweiten Welle — kommt daher nicht mehr zum Einsatz.

Ohne Zweifel hat sich die Änderung des Angriffsverfahrens bewährt, der Engländer konnte nicht unbeträchtliche örtliche Gewinne buchen, aber der erste Tag der dritten großen Flandernschlacht hat ihm dennoch nicht den heiß erstrebten Erfolg gebracht.

Mit verbissener Wut, jedoch vergeblich, setzten die Engländer ihre Vorstöße fort. Deutscherseits bringt der 25. September dagegen durch einen glücklich verlaufenen Angriff der am Nordflügel der Gruppe Wijtschate eingesetzten 50. Res.Div. die Wiedergewinnung der Wilhelmstellung zwischen der Südwestecke des Polygon-Waldes und der Gegend westlich Geluweld.

Der 26. September ist wieder ein Großkampftag. Gegen die 18. Inf.-Div. am linken Flügel der Gruppe Diksmuide, sämtliche Divisionen der Gruppe Ypern (208. Inf.Div., 10. Ers.Div., 23. und 3. Res.Div.) und die 50. Res.Div. am rechten Flügel der Gruppe Wijtschate richtet sich der englische Angriff. Der Verlauf dieses Tages wird in dem Kapitel „Boelkapelle“ geschildert. Von den Eingreifdivisionen müssen die 4. bayer. Inf.Div., die 234. und 236. Inf.Div. eingesetzt werden; weiter südlich kommt die 17. Inf.Div. der 50. Res.Div. zu Hilfe, während die 25. Inf.-Div. sich aus eigener Kraft wehrt.

Trotz der zermürbenden Abwehrschlacht ist der deutsche Angriffsgeist ungebrochen, das zeigt am 1. Oktober die Wiedergewinnung der Höhe bei Molenaarvesthoek und des Hauses Käthe durch die 17. Inf.Div. im Gruppenbereich Ypern, ferner das Polygonunternehmen im Raum der Gruppe Wijtschate, das von der 8. Inf.Div. und 45. Res.Div. durchgeführt wird.

Am 4. Oktober tritt der Engländer wiederum nach einem gewaltigen Trommelfeuer, Mann an Mann, in acht Wellen tief gegliedert, zum Großangriff an, an vielen Stellen von Tanks geführt. Der Stoß prallt von neuem gegen die ganze Front der Gruppe Ypern (6. bayer. Inf.Div., 10. Ers.Div., 20. Inf.Div. und 4. Garde-Inf.Div.) sowie gegen die links anschließende 19. Res.Div. und 25. Inf.Div. der Gruppe Wijtschate. Als Eingreifdivision zeichnet sich im Gruppenbereich Ypern die 187. Inf.Div. aus; nicht so glücklich wie diese kämpfen als Eingreifdivisionen die 4. bayer. Inf.Div. und 45. Res.Div., während es der 19. Res.Div. mit der ihr dann unterstellten 8. und 17. Inf.Div. gelingt, den bis über 2 km eingebrochenen Gegner zurückzudrängen und dadurch die Höhen nordwestlich Geluveld, den Westrand des Schlossparkes von Bolderhoek und den Ort Keutel wieder in deutschen Besitz zu bringen. Auch an diesem Tage schlägt sich die 25. Inf.Div. hervorragend.

Der 4. Oktober bringt dem Angreifer trotz aller Anstrengungen nur den Gewinn eines Geländestreifens von anderthalb Kilometer Breite.

Fieberhafte Unruhe beherrscht den Engländer; er darf sich keine Ruhe gönnen. Drohend steht der Eintritt schlechter Witterung bevor, gegen welche weder Material noch Menschen etwas vermögen. Morast und Sumpf bleiben dann die Sieger.

So leitet der Engländer schnell seinen Großangriff am 9. Oktober gegen die Front der Gruppen Dilsmuide, Ypern und Wijtschate mit einem Trommelfeuer ein, das an Stärke dem des 4. Oktober nichts nachgibt. Auf breiter Front von Merkem bis südlich Geluveld angelegt, erreicht der Gegner lediglich die Besignahme des Geländes südlich des Houthulster-Waldes und einen beschränkten Bodengewinn an und südlich der Bahn Roeselare—Ypern. Im Bereich der Gruppe Dilsmuide werden die 18. Inf.Div. mit Eingreifstaffeln der 187. Inf.Div., bei der Gruppe Ypern die 6. bayer. Inf.Div. und die mit ihr in der Ablösung begriffene 227. Inf.Div., gemeinsam mit der 240. Inf.Div. (Eingreif-Division), dann die südlich anschließende 16. Inf.Div., die 195. Inf.Div. mit Teilen der 20. Inf.Div. und 45. Res.Div. sowie die 233. Inf.Div., der Regimenter der 220. Inf.Div. zu Hilfe eilen, in den schweren Kampf verwickelt. Bei der Gruppe Wijtschate trifft der englische Angriff auf die 22. Res.Div. und die 10. bayer. Inf.Div., nur Teile der 15. Inf.Div. brauchen hier die vordere Linie zu verstärken.

Drei Tage später — am 12. Oktober — spielt sich trotz Regenschauern und bei tief hängenden Wolken ein neuer Großkampftag ab. Im

Abschnitt der Gruppe Diksmuide zielt der feindliche Hauptstoß gegen die Front südlich der Bahn nach Staden, und zwar gegen Teile der 27. Inf.Div. sowie gegen die 187., die 227., gegen Teile der 240. und gegen die 16. Inf.Div. Bei der Gruppe Ypern trifft der Angriff auf die 195. Inf.Div. und den rechten Flügel der 233. Inf.Div., welcher dann die 220. Inf.Div. mit zusammengerastten Pionieren, Minenwerfer-Mannschaften und Scharfschützen zu Hilfe eilt. Während der Großangriff diesmal nicht auf die Gruppe Wijtschate übergreift, richtet er sich zum ersten Male in größerem Umfange gegen die Gruppe Diksmuide, hinter welcher die 3. Marine-Div. als Armeereserve bereitgestellt wird. Poelkapelle geht an diesem Tage verloren, Paschendale bleibt dagegen in deutschem Besitz.

Zwischen den Gruppen Diksmuide und Ypern wird jetzt das Generalkommando des Garde-Reservekorps als Gruppe Staden (27., 227. und 16. Inf.Div.) eingeschoben. Das Generalkommando XVIII. A.K. übernimmt den Befehl über die Gruppe Diksmuide.

Nach längerer Pause beginnt am 22. Oktober ein neuer Großkampftag. Es stehen in der Front der Gruppe Diksmuide die 19. und 20. Ldw.Div., 40. Inf.Div., bei der Gruppe Staden die 26. Res.Div., 3. Mar.Div. und 111. Inf.Div., bei der Gruppe Ypern die 11. bayer. Inf.Div., 39. Inf.Div. und 36. Res.Div., endlich bei der Gruppe Wijtschate die 10. bayer. und 24. Inf.Div., 1. bayer. Res.Div. und 8. Inf.Div. An der Nachtlinie der Gruppe Diksmuide und Staden sind Teile der 58. Inf.-Div. eingeschoben. Die Gruppe Diksmuide verfügt als Eingreifdivisionen über die 35. und die erst im Antransport befindliche 119. Inf.Div., die Gruppe Staden über die 27., 239. Inf.Div. und 5. bayer. Res.Div., die Gruppe Ypern über die 238. Inf.Div., 3. Garde-Inf.Div. und 220. Inf.-Div., die Gruppe Wijtschate über die 15. Inf.Div. und 18. Res.Div. Der Verlauf (vergl. Kapitel „Paschendale“) auch an diesem schweren Großkampftage bestätigt den ungebrochenen Siegeswillen der in der vorderen Linie eingesetzten Kampftruppen, welche ohne auf die Eingreifdivisionen zurückzugreifen aus eigener Kraft, unterstützt durch die Artillerie, den feindlichen Stürmen trogen, ja vielerorts durch Gegenstöße ihrer Reserven die aufgegebene Vorpostenlinie wieder über die Hauptwiderstandslinie vorchieben können.

Vier Tage später setzt der Engländer den Angriff fort. Im Gruppenabschnitt Diksmuide, in welchem eine vierte Stellungendivision (35. Inf.Div.) am Südbeschnitt hinzugekommen ist, trifft er vor allem auf die 40. Inf.-Div., aber auch gegen die gesamte Verteidigungsfront der Gruppe

Staden rennt er an; viermal erfolgt der Sturm gegen die 27. Inf.Div. Bei der 239. und 111. Inf.Div. bewährt sich wieder die erprobte Abwehrtaktik. Bei der ebenfalls angegriffenen Gruppe Ypern muß sich die am rechten Flügel kämpfende 11. bayer. Inf.Div. allerdings nur mit der Behauptung der Hauptwiderstandslinie abfinden. Angriffe mit Tanks werden im Gruppenabschnitt Wijtschate gegen die 15. Inf.Div. und die beiden nördlichen Regimenter der 24. Inf.Div. geführt. Überall wehren sich die deutschen Stellungendivisionen aber erfolgreich.

Nach den letzten Erfahrungen muß mit einer sehr raschen Folge der Großangriffe gerechnet werden. Schon am 30. Oktober bricht der neue Sturm los, vor allem gegen die inneren Flügel der Gruppen Staden (5. bayer. Ref.Div.) und Ypern (238. Inf.Div. und der südlich anschließenden 3. Garde-Inf.Div.); bei der Gruppe Wijtschate scheitert er bereits im Abwehrfeuer vor den Abschnitten der 15. Inf.Div. und 18. Ref.Div.

Den Mutharren der Kampfbataillone sowie den Gegenstößen der Bereitschafts- und Reservebataillone der 238. Inf.Div. und des Inf.-Regts. 172, der vorgeschobenen Eingreiffstaffel der 39. Inf.Div., sowie Teilen des Gren.Regts. 9 der 3. Garde-Inf.Div. ist es hauptsächlich zu verdanken, daß der Feind trotz der gewaltigen Feuervorbereitung seiner auf engstem Raum zusammengefaßten Artilleriemassen sein Ziel nicht erreicht. Auch Kräfte der 111. Inf.Div. haben Anteil an diesem Erfolg, den sie dann am 31. Oktober durch Zurückwerfen des über den Paddebeek vorgedrungenen Gegners noch auswerten können.

Das Wetter hat sich mittlerweile etwas gebessert. Sofort setzt auf beiden Fronten eine verstärkte Gefechtstätigkeit ein. Es zeigt sich jedoch, daß die Kraft der Sonne nicht mehr ausreicht, um die so verschlammten Trichter auszutrocknen.

Der letzte Großkampftag in der Flanderschlacht wird der 6. November.

Die englischen Hauptstöße zielen an diesem Tage gegen die 4. Inf.-Div. auf dem linken Flügel der Gruppe Staden und gegen die 11. Inf.-Div. auf dem rechten der Gruppe Ypern, sowie gegen die rechte Flügeldivision (7. Inf.Div.) der Gruppe Wijtschate. Während der Angriff gegen die 4. und 7. Inf.Div., obwohl mit gleicher Erbitterung geführt, schließlich ergebnislos bleibt, erleidet die 11. Inf.Div. trotz heldenhafter Gegenwehr den Verlust von Passchendaele. Alle Anstrengungen, mit zusammengefaßten Teilen der 5. bayer. Ref.Div. (Gruppe Staden), der 11. Inf.Div. und 11. bayer. Inf.Div. (Gruppe Ypern), das Geschick abzuwenden,

bleiben erfolglos. Die Nacht bricht herein. Passchendale ist endgültig verloren.

Nach einem weiteren Angriff am 10. November, bei welchem der von der 4. Inf.Div. verteidigte Feldherrnhügel (südlich Westroosebeke) eine Rolle spielt und sowohl dieser Division einen ebenso schönen Erfolg bringt; wie dem Ref.Inf.Regt. 208 der 44. Ref.Div., läßt die Spannung fast an der ganzen Front der 4. Armee nach. Nuklos läßt der Engländer, der seit dem 6. November wie auf einem Präsentierteller dem deutschen, stark zusammengefaßten Artilleriefeuer preisgegeben ist, die nächsten Wochen verstreichen, ohne wenigstens Anstrengungen zu machen, sich in den Besitz von Westroosebeke zu setzen und gleichzeitig auch die Höhen von Droogenbroodhoe, von Besselare und Geluveld zu erstreben.

Am 14. November übernimmt das Generalkommando des X. R.A. als Gruppe Diksmuide den Befehl über die 26. Ref.Div., 54. Ref. Div. und 187. Inf.Div., während das Generalkommando des XVIII. A.R. nunmehr als Gruppe Houthulst die Führung über die 185. und 35. Inf.-Div. erhält. Dieses Generalkommando wird aber bereits am 21. November zur 2. Armee abbefördert, sein Abschnitt tritt wieder zur Gruppe Diksmuide. Am 24. November erfolgt dann der Kommandowechsel zwischen den Generalkommandos XIV. A.R. und IX. R. A. (Gruppe Wijtschate).

Am 2. Dezember tobt nach längerer Gefechtspause der gewaltige Sturm des Trommelfeuers wieder über die Fluren des in ein einziges Schlammfeld verwandelten flandrischen Landes. Aber die Angriffe, in schmäler Front von zwei engl. Brigaden gegen Frontteile der Gruppe Staden (38. Inf.Div.) und Ypern (25. Inf.Div. und 12. Ref.Div.) unternommen, werden nach anfänglichen Teilerfolgen zurückgeschlagen und beweisen erneut dem Engländer, daß er in der Flandernschlacht auf kein Ergebnis mehr zu rechnen hat.

Ebenso scheitert am 3. Dezember ein in 400 m Breite gegen den linken Flügel der 17. Ref.Div. angesetztes größeres feindliches Unternehmen.

*

Auf deutscher Seite war man sich wohl bewußt, daß ein Abwehrsieg von höchster Bedeutung nicht nur gegen einen an Zahl und Material weit überlegenen Feind, sondern auch unter den denkbar ungünstigsten örtlichen und Witterungs-Verhältnissen errungen war. Weder Sonne=

noch Arras-Schlacht ließen sich „an Furchtbarkeit mit dem Kampf in dem verschlammten, schwimmenden Trichterfelde unter dem unausgesetzten Hagel schwerster Geschosse, ausgedehnten Vergasungen, rasendem Maschinengewehrfeuer gegen die sich immer wieder heranwälzenden Massen des zähnen Angreifers vergleichen.“ Der Gewinn der Gegner in dem monatelangen Ringen bestand in der Ausbeulung der deutschen Front um höchstens 8 bis 9 km Tiefe auf einer Grundlinie von rund 25 km. Die deutsche Linie verlief nunmehr am Houthulster-Wald—östlich Poelkapelle und Passchendale—Beselare—Geluvelde—östlich Hollebeke—Waaften, — „ein schmaler Erfolg bei der langen Dauer des Kampfes und der ungeheuren Überlegenheit an Kräften und Kampfmaschinen, zudem strategisch bedeutungslos.“

Am 5. Dezember erließ der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe, Generalfeldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern, folgenden Befehl:

„Die große Schlacht in Flandern scheint beendet zu sein.

Somit ist für mich der Augenblick gekommen, um allen Führern und Truppen, die in der Flandernschlacht waren, meinen Dank und meine Anerkennung auszusprechen.

86 Divisionen, darunter 22 in zweimaligem Einsatz, die Masse unserer Heeresartillerie und sonstiger Waffen und Formationen haben an dieser gewaltigsten aller bisherigen Schlachten teilgenommen. Die Söhne aller deutschen Stämme haben hier in heldenmütiger Tapferkeit und zäher Ausdauer gewetteifert und den Durchbruchversuch der Engländer und Franzosen zum Scheitern gebracht, der ihnen die Entscheidung durch die Eroberung Flanderns und unserer U-Bootbasis bringen sollte. Trotz des unerhörten Masseneinsatzes an Menschen und Material hat der Feind nichts erreicht. Ein schmales, gänzlich zerstörtes Trichterfeld ist sein ganzer Gewinn. Er hat diesen Gewinn mit außerordentlich hohen Verlusten erkaufte, während unsere Verluste weit geringer waren als in jeder bisherigen Abwehrschlacht.

So ist die Schlacht in Flandern eine schwere Niederlage für den Gegner, für uns ein großer Sieg. Wer dabei war, kann stolz darauf sein, ein Flandernkämpfer zu sein. Jedem einzelnen Kämpfer ist der Dank des Vaterlandes sicher. Nur dadurch, daß unsere Front in Flandern jedem Ansturm trotzte, ist es für die oberste Führung möglich gewesen, im Osten gegen die Russen, im Süden gegen die Italiener gewaltige Schläge zu führen.

Mein besonderer Dank gebührt der Führung der Flandern-Armee, dem Oberbefehlshaber der 4. Armee und seinem bewährten Chef, deren starkem Willen und deren zielbewußten taktischen und organisatorischen Maßnahmen ein ausschlaggebender Anteil am Schlachterfolg zukommt.

Aber auch den anderen Armeen der Heeresgruppe habe ich zu danken. Sie haben opferfreudig sich aufs äußerste eingeschränkt und die hohen Abgaben an Kräften, sowie die größten Schwierigkeiten in Kauf genommen, um den Kämpfern in Flandern zu helfen . . .“



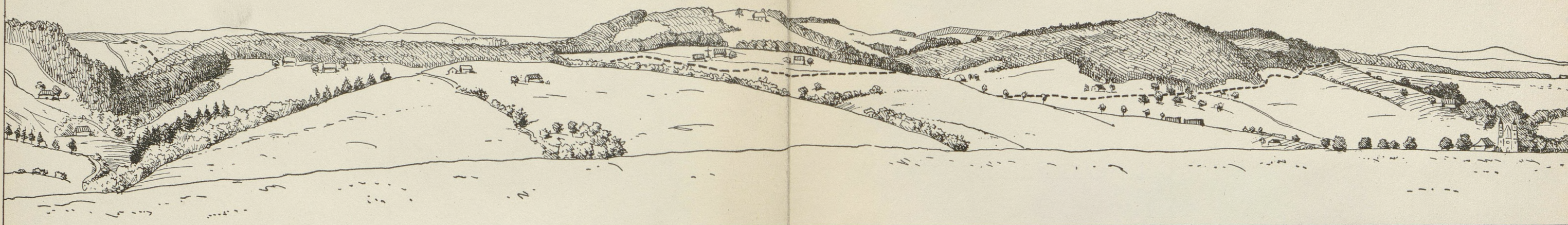
Russische Stellung -----

Wiatrowki

Pustki

Kirche Luzna

Bildstock



Der Pustki- und Wiatrowki-Berg.

Österr. ung. VI. Korps.

Angriffsraum der österr. ung. 12. Inf. Div. und der ung. 89. Honved-Div. (rechter Flügel).

Aufgenommen von der Höhe 389 östl. Siedlitzka.



Das Kampffeld um Gorlice.

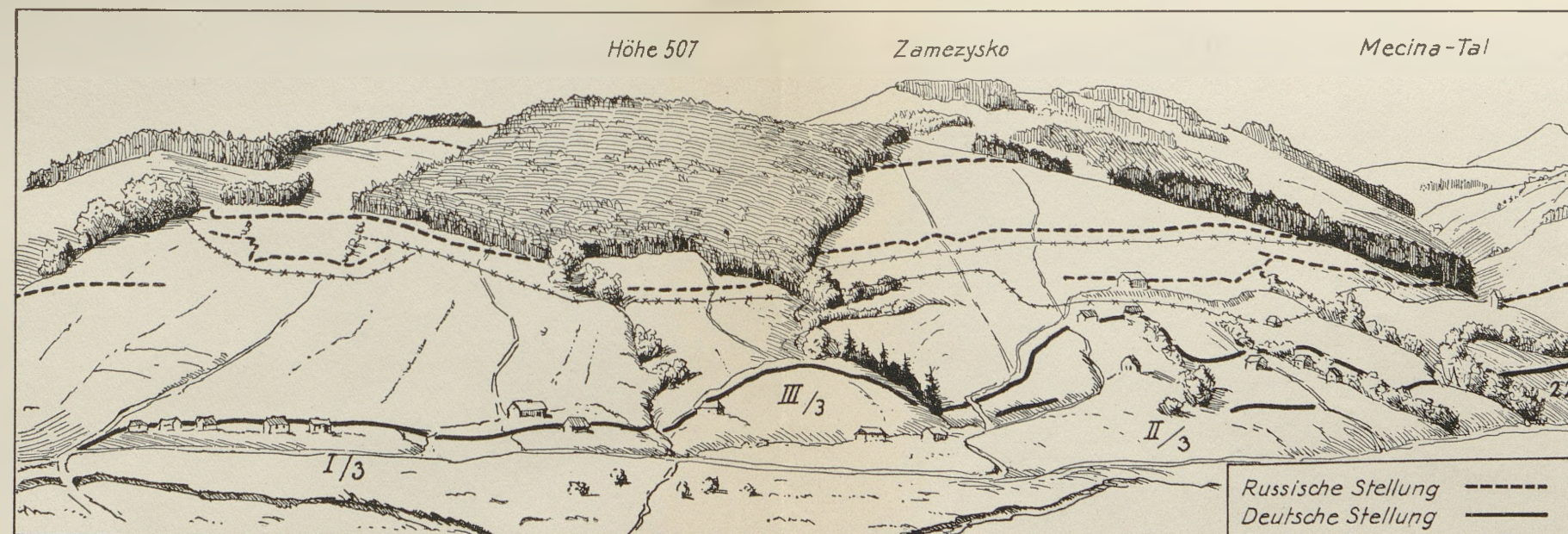
XXXXI. Ref. Korps.

Der Angriffsraum der 82. Ref. Div. und 81. Ref. Div. (rechter Flügel).

Aufgenommen von Höhe 686 südwestl. Bystra.



Höhe 405.
 Garde-Korps — 2. Garde-Div.
 Angriffsbahn des Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regts. 2.



Das Zamezysko-Massiv.
 11. bayr. Inf. Div.
 Angriffsfeld des bayr. Infanterie-Regiments 3.



x.27

28807/6